

GERMANISTISCHE STUDIEN

BAND VIII



Herausgegeben von

Mihály Harsányi



EGER, 2011

Inhalt

Vorwort	3
LITERATUR- UND KULTURWISSENSCHAFTEN	7
Kálmán Kovács: Literarische Bearbeitungen der Belagerung von Szigetvár und ihre Quellen	9
Éva Kalocsai-Varga: Lübeck und Kaschau als geistige Lebensform	21
Orsolya Lénárt: Vergleich der Ungarnrezeption bei Daniel Speer und Eberhard Werner Happel	33
Attila Verók: Samuel von Brukenthal: Freimaurerei mit pietistischer Note. Beobachtungen über die Loge in Halle unter der Schirmherrschaft Martin Schmeizels	49
Béatrice Dumiche: <i>Germania Hungaria Litterata</i> : Gábor Tüskés' und Éva Knapps Plädoyer für eine transkulturelle Germanistik	67
SPRACHWISSENSCHAFT	91
Attila Péteri: Interrogativpartikeln und Modalpartikeln. Ihre Abgrenzung in ausgewählten europäischen Sprachen	93
Peter Öhl: Deutsche Partikelverben und ihre ungarischen Verwandten	109
Mihály Harsányi: Zur Produktivität adverbialer Ableitungen auf <i>-weise</i>	131
Erika Kegyes: Das stereotype Bild der Frau in den Sprichwörtern. Ein interkultureller Vergleich	149
Csaba Szabó: „grenzenloses Vertrauen“ (Anmerkungen zur Wörtlichkeit bei Walter Benjamin)	163
Beáta Szép: Gibt es eine Rechtssprache? – Über die Rechtsdiskurse	175
DIDAKTIK/METHODIK	199
Éva Varga: Gedanken zur Deutschlehrerausbildung an der Hochschule in Eger	201
Ilona Kinga Bárdos, István M. Vas: Messung der Kompetenz- erwartungen der Arbeitgeber in der Region Nordungarn	211
Verfasserinnen und Verfasser	219

Literarische Bearbeitungen der Belagerung von Szigetvár und ihre Quellen

Kálmán Kovács

I.

Die Belagerung der südwestungarischen Burg Szigetvár (1566) durch das große Heer von Süleiman dem Prächtigen (1494?–1566) fand zu seiner Zeit ein großes Echo in Europa und wurde in der kulturellen Erinnerung durch zahlreiche literarische und historiographische Schriften sowie durch eine reiche Ikonographie bewahrt.¹ Die Rezeptionsgeschichte ist auch für die heutige, kulturwissenschaftlich befruchtete Literaturwissenschaft auf Grund von mehreren Aspekten von Interesse.

Einerseits wurde der Burgkapitän Nikolaus (ung. Miklós) Zrínyi IV. (ca. 1508–1566)², der den Heldentod erlitt und im frühen 19. Jahrhundert deswegen den Beinamen „der ungrische [!] Leonidas“³ erhielt, von mehreren Nationen als Nationalheld in Anspruch genommen und avancierte zu einem Protagonisten der mythischen Nation-Building-Prozesse in Ungarn, Kroatien sowie bei anderen slawischen Völkern.⁴ So ist der Fall ein besonderes Beispiel dafür, dass die sich ausdifferenzierenden nationalen Narrative, die gerade die kulturelle Differenz betonen und schaffen wollten, einander durch kulturellen Transfer befruchtet

¹ Eine neue Übersicht über die Zrínyi-Forschung bietet der folgende Konferenzband: *Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa*. Hrsg. v. Wilhelm Kühlmann und Gábor Tüskés unter Mitarb. v. Sándor Bene. [= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, 141]. Tübingen 2009. Die Konferenz wurde von Prof. Gábor Tüskés (Ungarische Akademie der Wissenschaften, Budapest) veranstaltet.

² Zu Zrínyi siehe Pálffy, Géza: Verschiedene Loyalitäten in einer Familie. Das kroatisch-ungarische Geschlecht Zrinski/Zrínyi in der »supranationalen« Aristokratie der Habsburgermonarchie im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Militia...* (= Anm. 1), S. 11–32, hier S. 21.

³ Hormayr, Joseph Freyherr von: *Niklas Graf von Zrini*. In: *Österreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates*. Bd. 1–20. Wien 1807–1814. Bd. 7 (1807), S. 91–108, hier S. 95.

⁴ Dies zeigt Marijan Bobinac durch die Körner-Rezeption in Kroatien sehr ausführlich: Bobinac, Marijan: *Theodor Körner im kroatischen Theater*. Zagreber Germanistische Beiträge 11 (2002), S. 59–96.

haben.⁵ Die einander relativierenden Perspektiven sind für einen neuen dynamischen Kulturbegriff, der auf Homogenisierungen und Fixierungen verzichtet⁶, eine wahre Herausforderung, da durch sie der Konstruktcharakter von Selbst- und Fremdbildern und die Zuschreibungsprozesse sichtbar werden.

Andererseits entstanden über Zrínyi nicht nur in der ungarischen und kroatischen Kulturgeschichte nationale Diskurse, die viele gemeinsame Berührungspunkte haben, sondern es tauchten im 18./19. Jahrhundert weitere neue Diskurse auf, die den Weg der erwähnten Nationalkulturen kreuzten und mit ihnen eine Zeit lang einen teilweise gemeinsamen Diskurs bildeten, den sie aber bald verließen, indem sie wieder ihre eigenen Wege gingen. Gemeint sind lateinische und vor allem deutschsprachige literarische Texte seit Mitte des 18. Jahrhunderts, die mit Theodor Körners (1791–1813) historischem Trauerspiel *Zrínyi*⁷ (1812) ihren Höhepunkt⁸ erreichen. Das Stück bedeutete sowohl in Ungarn als auch in Kroatien eine unmittelbare Anregung zur weiteren nationalen Mythisierung der Figur. Zrínyi wurde aber durch Körner auch ein preußisch-deutscher, und mit Einschränkungen, die hier nicht in Detail dargestellt werden können, auch ein österreichischer Nationalheld. Der neue österreichische Diskurs nimmt von der Vergangenheit des Zrínyi-Kultes Kenntnis, aber der neue preußisch-deutsche Nationalmythos von Zrínyi kennt die vorangegangenen Diskurse kaum. Dies bezieht sich sowohl auf den jungen Autor Körner als auch auf die Körner-Forschung in der Gründerzeit. Die einzige große Monographie zu Theodor Körner von Peschel und Wildenow⁹ kennt zwar den Entstehungskontext und die unmittelbaren Quellen, aber diesen Zusammenhängen wird keine besondere Bedeutung beigemessen. In der weiteren Rezeption wird der Stoff aus der österreichisch-ungarisch-kroatisch-türkischen Geschichte deutschnational verwertet.

⁵ In Bezug auf die Nationalopern spricht John Neubauer von *Adaptation fremden Materials*: „adopting hybrid or foreign materials for national purposes“. Neubauer, John: *Zrínyi, Zrínyi, Zrínyi*. Or: In Which Direction Does The Gate Of Vienna Open? In: *Neohelicon* XXIX (2002) 1, S. 219–234, hier S. 219. Zur Interkulturalität der Genese und Rezeption der Symbolfigur siehe: Kovács, Kálmán: Die Rezeption von Theodor Körners *Zrínyi* und die Konstruktion von nationalen Mythen im 19. Jahrhundert. *Zagreber germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft*, Beiheft 9. Zagreb 2006, S. 89–98.

⁶ Hofmann, Michael: *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Paderborn 2006 [= UTB 2839], S. 8.

⁷ Theodor Körners Nachlaß. Bd. 1–2. Leipzig 1814. Bd. 1 mit *Zrínyi* auch als Separatdruck. Neue, historisch-kritische Ausgabe: *Körners Werke 1–2*. Hrsg. v. Hans Zimmer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, o. J. [= 1893, Meyers Klassiker-Ausgaben].

⁸ Über die Wiedergeburt siehe: Kovács, Kálmán: Theodor Körners „*Zrínyi*“. Die Wiedergeburt des Nikolaus Zrínyi um 1800. In: *Militia...* (= Anm. 1), S. 285–303.

⁹ Peschel, Emil – Eugen Wildenow: *Theodor Körner und die Seinigen*, Bd. 1–2. Leipzig 1898.

Bei späteren Lesehilfen heißt es definitiv, dass die Ungarn und die Türken¹⁰ keine Ungarn und keine Türken sind, sondern Metaphern für deutsches Heldentum. In einer Schulausgabe aus dem Jahre 1923 lesen wir zu Körners *Zriny* Folgendes: Die Gedichte in *Leier und Schwert* seien

ein gewaltiges, lebenswarmes Denkmal des Geistes und der Wünsche seines ganzen Volkes [...]. Dieser selbe Geist waltet auch in *Zriny* [...]. Er ist ebensowenig bloß eine Verherrlichung ungarischer Vaterlandsliebe, wie Kleist *Hermannsschlacht* eine Verherrlichung Armins; vielmehr stellt er Zriny's Heldentugend als Muster für das eigne Vaterland hin [...].¹¹

Das alles wird im Kontext der Befreiungskriege gelesen und Zriny's Heldentum erscheint als „ein leuchtendes Beispiel des Heldengeistes, der das deutsche Volk zur Erhebung gegen den fremden Zwingherrn entflammte [...].“¹² Diese Diskurse distanzieren sich schon von den ursprünglichen ungarisch-kroatischen, auch wenn dieser Ursprung in der politischen Öffentlichkeit bei Gelegenheit instrumentalisiert wurde. Bei einem Ungarnbesuch von Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1897 lobte der Gast in einem Trinkspruch das „ritterliche“ ungarische Volk und Zrinyi:

Mit sympathischem Interesse verfolgen wir daheim die Geschichte des ritterlichen Ungarnvolkes, dessen Vaterlandsliebe sprichwörtlich geworden ist, das in seiner kampfreichen Vergangenheit Gut und Blut für die Vertheidigung des Kreuzes zu opfern nicht gezögert hat. Namen wie Zrinyi und Szigeth lassen noch heute die Herzen eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen.¹³

Des Kaisers Besuch und Trinkspruch war übrigens eine unmittelbare Anregung zum Roman *Új Zrínyiász*¹⁴ (1898) des Schriftstellers und liberalen Abgeordneten Kálmán Mikszáth. Sein Roman, in dem er Zrinyi auferstehen lässt und mit den Verhältnissen um die Jahrhundertwende konfrontiert, ist die einzige mir bekannte satirische Bearbeitung des Zrinyi-Stoffes.

¹⁰ Vom kroatischen Element erwähnt Körner kaum etwas.

¹¹ Carel, B.: *Zriny*. Ein Trauerspiel von Theodor Körner. Bielefeld und Leipzig 1923 [= Deutsche Schulausgaben Bd. 34], S. XII.

¹² Ebenda, S. XIII.

¹³ Trinkspruch am 21. September 1897, Budapest. Text: *Pester Lloyd*, 22. Sept. 1897.

¹⁴ Mikszáth, Kálmán: *Új Zrínyiász* [dt. Neuer Zrínyias]. Társadalmi és politikai satirikus rajz. Budapest 1898.

II.

In der vorliegenden Studie wird auf ein spezielles Problem, auf die Quellenfrage der literarischen Bearbeitungen zu Zrínyi eingegangen. Den Textkorpus kann ich nur kurz erwähnen, da er andernorts etwas ausführlicher vorgestellt wurde.¹⁵ Nach einem Tief der kulturellen Erinnerung entstand seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue Welle von Zrínyi-Bearbeitungen und dadurch auch ein neue Epoche des Zrínyi-Kultes. Der erste Impuls kam von dem supranationalen jesuitischen Schuldrama. Im Jahre 1743 entstand das lateinische Stück *Zrinius ad Szigethum*¹⁶ vom österreichisch-spanischen Jesuitenpater Andreas Karl Josef Stanislaus von Fri(t)z (1711–1790).¹⁷ Das Stück wurde in mehreren Städten Ungarns aufgeführt und mehrmals ins Ungarische¹⁸ übersetzt.

Die zweite Bearbeitung, *Niklas Zrini, oder die Belagerung von Szigeth*¹⁹ von Friedrich August Clemens Werthes (1748–1817), einem aufgeklärten Publizisten schwäbischer Herkunft, der eine Zeit lang Professor an der Universität in Pest war, folgte 1790.

1807 veröffentlichte der Wiener Historiker und Publizist Josef Freiherr von Hormayr zu Hortenburg (1780–1848), einer der bekanntesten Förderer der reichspatriotischen Idee in der neuen Habsburgermonarchie, eine Zrínyi-Biographie²⁰ in seiner historischen Schriftenreihe *Österreichischer Plutarch*. Die Biographie wurde allgemein bekannt und diente auch als Quelle für spätere Zrínyi-Texte.

¹⁵ Kovács, in: Militia... (= Anm. 8).

¹⁶ [Friz, Andreas:] *Zrinius ad Sigethum*. Preßburg 1743. Das Titelfoto siehe in Militia... (= Anm. 1), S. 247. Neuausgabe (ungarisch): *Jezsuita iskoladrámák (Ismert szerzők) [Jesuitische Schuldramen]*. Hrsg. Alszeghy Zsoltné, Czibula Katalin, Varga Imre. Budapest: 1992, S. 211–233. In ungarischer Übersetzung. Der lateinische Text im Anhang ebenda, S. 233–248. Zur Thematik der ungarischen Geschichte im jesuitischen Schuldrama im deutschsprachigen Raum siehe die Übersicht in dieser Schriftenreihe: Tüskés, Gábor – Éva Knapp: Die ungarische Geschichte auf der deutschen Jesuitenbühne. In: *Germanistische Studien VI. Wissenschaftliche Beiträge der Károly-Eszterházy-Hochschule*. Hrsg. v. Mihály Harsányi und René Kegelmann. Eger 2007, S. 85–141.

¹⁷ Pintér, Márta Zsuzsanna: *Zrinius ad Sigethum*. Théorie dramatique et pratique du théâtre dans l'œuvre d'Andreas Friz S. J. In: Militia..., S. 242–257. Siehe Ferner das Forschungsprojekt „Die Antikerezeption an der Grazer Jesuitenuniversität“ an der Universität Graz: [<http://gams.uni-graz.at/fedora/get/o:arj/bdef:Navigator.fs/get>]. Zu Fri(t)z siehe die Schriften von Mareike Einfalt, Ludwig Fladerer, Ulrike Syrou: [<http://gams.uni-graz.at:8080/fedora/get/o:arj-06B-2/bdef:TEI/get/>].

¹⁸ *Jezsuita iskoladrámák*, a.a.O. (= Anm. 16).

¹⁹ Werthes, Friedrich August Clemens: *Niklas Zrini, oder die Belagerung von Szigeth*. Ein historisches Trauerspiel in 3 Aufzügen. Wien 1790.

²⁰ *Zrini, Niklas Graf von*, a.a.O. (= Anm. 3), hier S. 95.

Im selben Jahr (1807) publizierte der Dresdner Modeschriftsteller (Johann) Friedrich Kind (1768–1843) einen Roman unter dem Titel *Die Belagerung von Sigeth*.²¹ Das Werk erschien ein Jahr später anonym bei Hartleben in Pest²² und zehn Jahre später (1817) wurde auch eine ungarische Übersetzung gedruckt.²³

Johann Ladislaus Pyrker von Felső-Eőr²⁴ (1772–1847), der spätere Erzbischof von Erlau (Eger), veröffentlichte 1810 in Wien das Stück *Zrinis Tod* mit zwei weiteren historischen Schauspielen aus der ungarischen Geschichte.²⁵ Pyrker war eine interessante Figur der Habsburgermonarchie. Er stammte aus einer österreichischen Familie, wurde im westungarischen Nagyláng bei Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) geboren, wo der Vater als Oberverwalter der Grafen Zichy arbeitete. Zunächst besuchte er die von Paulinern geführte Mittelschule in Stuhlweißenburg (Székesfehérvár), dann studierte er als Novize im Stift Lilienfeld bei St. Pölten Theologie und wurde dort zum Priester geweiht. Er verbrachte viele Jahre im Stift, war zwischendurch Pfarrer in Zürnitz (Niederösterreich) und wurde schließlich 1812 Abt des Stiftes Lilienfeld.

Als Abt kam er sowohl mit dem Wiener Kreis von Karoline Pichler als auch mit dem Herrscherhaus in Kontakt. Einige Jahre später begann Pyrker eine steil ansteigende Karriere. 1818 ernannte ihn der Kaiser zum Bischof von der Zips (Spiš, Szepes) im damaligen Nordungarn, drei Jahre später (1821) sehen wir ihn bereits als Patriarchen von Venedig und 1827 wurde er schließlich Patriarch Erzbischof von Erlau. Durch dieses Amt war er in der kirchlichen Hierarchie nach dem Primas der zweite Priester Ungarns. Sein Amt war auch mit weltlicher Macht verbunden: Der Erzbischof war zugleich Gespan der drei Komitate im Bistum und Mitglied des Oberhauses im ungarischen Landtag.²⁶

²¹ Kind, (Johann) Friedrich: *Die Belagerung von Sigeth*. In: *Tulpen*, Bd. 3. Leipzig 1807, S. 1–88.

²² Zusammen mit einer Erzählung von der Erfolgsschriftstellerin Benedicte Naubert: *Nikolaus Zriny, oder die Belagerung von Szigeth*. Ein historisch-romantisches Gemälde. Attilas Schwert. Eine Sage der Vorzeit. Vom Verfasser des *Walter von Montbarry* [= Bendicte Naubert]. [Pest, bei Hartleben] 1808, [ohne Autor u. Ort].

²³ Gróf Zrinyi Miklós, *vagy Sziget' várának ostromlása*. Hadi nemzeti román Csery Péter által. Pest 1817.

²⁴ Ungarisch Felső-Eőri Pyrker János László.

²⁵ Pyrker [!], Johann Babtist: *Zrinis Tod*. Ein Trauerspiel in 5 Akten. In: *Historische Schauspiele*. Wien 1810, S. 215–304.

²⁶ Zu Pyrker siehe: Kovács, Kálmán: *Johann Ladislaus Pyrker oder die Verweigerung kultureller Differenz. Eine Fallstudie*. In: Marijan Bobinac – Wolfgang Müller-Funk (Hg.): *Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihrem deutschsprachigen Kontext*. Tübingen-Basel 2008, S. 43–54. [= *Kultur-Herrschaft-Differenz*. Hg. v. Moritz Csáky, Wolfgang Müller-Funk, Klaus R. Scherpe, Bd. 12].

Die Karriere der Zrínyi-Figur erreichte mit Theodor Körners *Zriny*²⁷ seinen Höhepunkt. Das Stück wurde am 30. Dezember 1812 im Theater an der Wien uraufgeführt und war ein Welterfolg.

In der vorliegenden Studie gehe ich, wie gesagt, auf die Quellenfrage des Zrínyi-Komplexes ein, und zwar unter einem besonderen Aspekt. Das lateinische Drama von Friz und alle anderen deutschsprachigen fiktionalen Texte (Werthes, Kind, Pyrker, Körner) haben gemeinsam, dass irgendwelche Verwandten (Sohn/Söhne, Tochter, Ehefrau) von Zrínyi in der Burg anwesend waren. Die Sorge um sie, ihre Verteidigung oder ihre eventuelle Rettung, ist dabei immer ein wichtiges Handlungselement. Bei Andreas Friz ist der kleine Sohn von Zrínyi in der Burg, bei Werthes sind es die Ehefrau und ein erwachsener Sohn mit seiner Verlobten, bei Kind sind es zwei erwachsene Söhne und ein von Zrínyi als Sohn geliebter junger Offizier, Letzterer mit seiner Verlobten, die er auch heiratet. Bei Pyrker und Körner sind es schließlich die Ehefrau und eine Tochter von Zrínyi, die sich in beiden Stücken mit dem jungen Offizier Juranitsch verlobt. Diese Personenkonstellation führt zum Konflikt zwischen dem Privatmenschen (Vater/Ehemann) und dem Feldherrn Zrínyi²⁸: „Wehe dem Feldherrn, der zugleich Vater ist.“ – heißt es im Stück von Werthes.²⁹

In allen erwähnten Stücken finden wir das gemeinsame Dilemma, was mit den Familienmitgliedern nach dem Fall der Burg passieren wird. Wenn sie nicht auf der Stelle getötet werden, so wartet auf sie mit Sicherheit das schändlichste Schicksal: Die Kinder werden zu Janitscharen umerzogen, die Frauen werden vergewaltigt oder enden im Harem. Aus jeder Hinsicht und in jeder Variation ist dies mit einem unchristlichen Leben gleichzusetzen und bedeutet ewige Verdammnis. Deswegen entwickelt sich in jedem Stück der Gedanke der Tötung der Familienmitglieder: Sie sollen dadurch ‚gerettet‘ werden, dass sie von ihren Geliebten den sanften Tod erhalten. Die Idee wurde nur bei Körner voll verwirklicht, in seinem Stück tötet Juranitsch seine Verlobte auf offener Bühne, was nach den Regeln der klassischen Dramenästhetik verboten war, und damals als eine Art Theaterskandal erlebt wurde. Dorothea Pichler berichtete über eine Lesung des Stückes, noch vor der Aufführung:

[...] als er an die Szene kam, wo Juranitsch seine Helene ohne weiteres ersticht, schrie meine Mutter auf, und sie sowohl als Frau v. Weissen-thurn wollten ihn bereden, die Szene zu ändern [...]; er aber ließ die Sze-

²⁷ A.a.O., (= Anm. 7).

²⁸ Seidel, Robert: Siegreiche Verlierer und empfindsame Amazonen. Friedrich August Clemens Werthes' Trauerspiel „Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth“ (1790). In: Militia... (= Anm. 1), S. 258–273, hier S. 263.

²⁹ Werthes, a.a.O. (= Anm. 19), hier II/3, S. 39.

ne zu stehen, und bei der ersten Aufführung [...] bestätigte sich die Richtigkeit der Empfindung meiner Mutter, denn die Zuschauer waren ebenso empört wie sie durch diesen Auftritt; ein allgemeines Zischen beurkundete das allgemeine Mißfallen [...].³⁰

Die Ermordung der Familienmitglieder hat, vor allem bei Körner, mit säkularisierter Religion, mit der Vorstellung vom Tod für das Vaterland als Seelenheil zu tun, worauf wir hier nicht eingehen können. Die anderen Autoren haben zwar andere Lösungen gefunden, aber das Problem der Verwandten und/oder ihre eventuelle Tötung finden wir in jedem Text. Allein der spätere Erzbischof Pyrker spielt nicht mit diesem Gedanken. War dem Geistlichen die säkularisierte politisch-ideologische Verwendung der Religion fremd?

Die großen Übereinstimmungen, die es auch in anderen Details gibt und auf die ich hier nicht einzeln eingehen kann, können darauf hindeuten, dass (1) die Autoren gemeinsame Quellen benutzten und/oder darauf, dass sie (2) die früheren Bearbeitungen kannten. Beides erscheint als zutreffend. Die Autoren benutzten die wichtigsten allgemein bekannten Quellen, vor allem Budina³¹, Istvánffy³², Forgách³³, Ortelius³⁴ und Hormayr³⁵, und in mehreren Fällen sind auch die intertextuellen Bezüge offensichtlich. An einem Punkt ergibt sich aber ein Problem: Keine historiographische Quelle erwähnt die Anwesenheit der Familienmitglieder. Sie ist völlig fiktiv. Weder Zrínyis zweite Ehefrau, die böhmische Gräfin Rosenberg³⁶, noch seine Töchter oder Söhne³⁷ waren in der Burg und sie alle überlebten den Vater.

Wir wollen hier nicht auf die Quellenfrage in ihrer Gesamtheit eingehen, weil es klar ist, dass die Autoren die erwähnten Quellen und zum Teil die früheren Dramentexte kannten oder kennen konnten. Wir wissen auch, welche Quellen zur Verfügung standen und stehen. Die Frage, welcher Autor welches Detail welcher Quelle entnahm, scheint mir für die Zrínyi-Rezeption wenig fruchtbringend.

³⁰ Pichler, Karoline: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*. Hg. v. Erich Karl Blüml. Bd. 1–2. München 1914, Bd. 1, S. 390.

³¹ Budina, Samuel: *Historia Sigethi...*, Wien 1568.

³² [Istvánffy, Miklós:] *Historiarum de rebus Ungaricis libri XXXIV*, Köln 1622.

³³ Forgách, Francisci: *Rerum Hungaricarum...* Hrsg. Horányi Elek, Pozsony-Kassa [Pressburg-Kaschau], 1788.

³⁴ [Ortel, Hieronymus:] *Ortelius redivivus et continuatus, oder der Ungarischen Kriegsempörungen [...] von dem 1395 bis auf das 1607 Jahr...*, Frankfurt/M., 1665.

³⁵ Hormayr, a.a.O. (= Anm. 3).

³⁶ Eva z Rožmberka (1537–1591). Zur Zrínyi-Familie siehe: Pálffy, a.a.O. (= Anm. 2).

³⁷ Die Familientafel siehe ebenda, S. 22.

gend. Allein das Problem der Verwandten scheint von größerer Bedeutung zu sein und darüber entstand in der Körner-Forschung auch eine kleine Querele.

Theodor Körner erwähnt in einem Brief an seine Mutter vom 29. März 1812 eine ungarische Chronik:

Im Zriny mache ich Gebrauch von der Erzählung einer ungarischen Chronik, daß Eva, seine Gemahlin, bey dem letzten Ausfall auf dem Pulverthurme mit einer Fackel stehend, diesen mit dem ganzen Schloß und über dreitausend Türken, wie sie ihren Gemahl fallen sieht, in die Luft sprengt.³⁸

Der Fall wurde zwar in der Dissertation von Heinrich Bischoff³⁹ 1891 so gut wie gelöst, indem er eine Stelle bei Forgách als Quelle identifizierte. Bischoff war aber das eigentliche Problem nicht bewusst, und dies führte zu Missverständnissen.

Die ungarische Philologie stellte Körners Aussage und Bischoffs Theorie stark in Frage. Gustav Heinrich⁴⁰ (1845–1922) behauptete 1892 mit Recht, dass die Annahme der Anwesenheit der Frauen unhaltbar sei⁴¹, da in den Berichten von Budina, Istvánffi, Bizarus und Forgách über die Belagerung von Szigetvár die bestrittene Angabe nicht vorkommt. Auch Arthur Weber (1888–1928) stellte in einer ausführlichen Studie über die angebliche Quelle Körners die Anwesenheit der Familienmitglieder von Zrínyi in Frage.⁴² Weber konzentrierte sich aber auf die Übernahme von *historischen* Elementen, alles andere, so auch das Problem der Familienmitglieder, der Liebesgeschichten und der privaten Angelegenheiten der Figuren, wird von ihm als „romantische Elemente“⁴³ angesehen.

Peschel und Wildenow erwähnen Körners Brief, aber lehnen die Behauptung des Dichters ab und meinen dazu: „Theodor hat das aber verwechselt“⁴⁴, da er

³⁸ Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Hrsg. v. Dr. A. Welder-Steinberg. Leipzig: 1910, S. 180.

³⁹ Bischoff, Heinrich: Theodor Körners Zriny nebst einer allgemeinen Übersicht über Th. Körner als Dramatiker. Leipzig 1891.

⁴⁰ Heinrich Gustav (ung. Gusztáv), Germanist, Literaturwissenschaftler, studierte in Leipzig und Wien, war Herausgeber von wichtigen Zeitschriften und Reihen in Ungarn, Professor an der Universität in Budapest und Mitglied der Ungarischen Akademie für Wissenschaften.

⁴¹ Gusztáv, Heinrich: Körner Zrínyi-drámája. In: Budapesti Szemle, 71 (1892), S. 321–344, hier S. 325.

⁴² Weber, Arthur: Theodor Körner und seine Beziehungen zu Ungarn. In: Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften, 1912–17, Jg. 3 (1914), S. 225–251.

⁴³ Weber, ebenda, S. 239.

⁴⁴ Peschel-Wildenow, a.a.O. (= Anm. 9), Bd. 2, S. 354.

die Episode in der Tat von Werthes übernommen habe. Hans Zimmer, der Herausgeber der historisch-kritischen Körner-Ausgabe übernimmt hingegen Bishops Angabe.⁴⁵

III.

Die Anwesenheit der Familienmitglieder von *Zrínyi* ist indes tatsächlich fiktiv. Dazu erwähnt Andreas Friz in seinem *Argumentum*: „Zrinij filium tenera etiamnum aetate Patris castra seculum, et demum extremi periculi socium affectus scenici causa Poësis addidit.“⁴⁶ Historiographisch belegt ist dafür die Anwesenheit der Frauen und Kinder von anderen Verteidigern und Bürgern der Stadt. In der *Literatur* und in der *Folklore* gibt es darüber hinaus eine prägnante Tradition mit dem Problem der Familien. Diese soll nun auch vorgestellt werden.

Folkloristische Texte sowohl in der ungarischen als auch in der slawischen Folklore sprechen von Anfang an über die Tötung der Familienmitglieder. In einem Volksgesang aus dem Jahre 1566 über den Fall von Szigetvár⁴⁷ erscheint das Problem mit den Verwandten gleich in vier Variationen: (1) Die Verteidiger töten gegenseitig die Frauen ihrer Kampfgefährten (181–184), oder (2) sie ‚erledigten‘ diese ‚Pflicht‘ selbst (185–196). (3) Ein Soldat sprengte eine Gruppe von Frauen und auch sich selbst in die Luft (205–212). (4) Die Frau eines Soldaten wollte mit den Männern kämpfen und so auch sterben, was ihr gestattet wurde, das Ehepaar fand den gemeinsamen Tod im Kampf (213–244, 261–284). Auch in einem zeitgenössischen slowakischen Volksgesang töten die Männer ihre Frauen⁴⁸. Es gibt eine Reihe gemeinsamer Motive in der ungarischen und in der slowakischen Version, was unmissverständlich von kulturellem Transfer zeugt. Die folkloristische Tradition ging wahrscheinlich nicht unmittelbar in die lateinischen und deutschen Diskurse des 16. und 17. Jahrhunderts über, aber das Motiv der Frauen taucht auch in lateinischen literarischen Texten auf, die einen unmittelbaren Anschluss an die damalige europäische Öffentlichkeit hatten.

⁴⁵ Zimmer, Hans: Th. Körner: Zrínyi. Einleitung des Herausgebers. In: Körners Werke, a.a.O. (= Anm. 7), hier S. 81.

⁴⁶ Friz, nach dem lateinischen Text im Anhang der ungarischen Ausgabe, a.a.O. (= Anm. 16), S. 233.

⁴⁷ *História az Szigetvárnak veszéséről. XVI. századbeli magyar költők művei 1560–1566* Hrsg. Szilády Áron, Budapest 1912, Bd. VI, 1560–1566 (= *Régi magyar költők tára VII.*), S. 300–311, Zeile 344.

⁴⁸ *Ének a szigeti várról*. In: *Zrínyi énekek. A szigetvári hős Zrínyi Miklós alakja a szomszéd népek költészetében*. Ford. Kiss Károly, bevezető Ortutay Gyula. Budapest: Katonai Kiadó, 1956, S. 56–73, hier S. 68.

Die erste poetische Darstellung der Belagerung von Szigetvár stammt von dem siebenbürgischen Humanisten, Pfarrer, Geschichtsschreiber und Dichter Christianus Schesaeus (1535–1585). In seinem Epos über den Untergang Ungarns *Ruinae Pannonicae libri quatuor* (1571)⁴⁹ findet sich im 10. Buch⁵⁰ eine Erzählung über die Belagerung von Szigetvár.⁵¹ Die Details der Erzählung stimmen in großem Maß mit den erwähnten folkloristischen Texten überein.⁵² Die Versionen 1, 2 und 3 der Ermordung der Ehefrauen erscheinen bei Schesaeus in der gleichen Anordnung:

Hoc etiam vero maius crudele nimisque
 Horrendum facinus cives patrasse feruntur,
 Quippe suos hosti cara cum coniuge natos
 Ne dent perpetuo torquendos carcere, neve
 Polluat in Venerem gens prona libidine casta
 Corpora, virgineumque extorqueat ense pudorem,
 Aut quod praecipuum, ne religione paterna
 Contempta vitiis animum mentemque profanent
 Blasphemo Teucrum cultu nugisque scelestis.
 Alter in alterius gladium vibravit amici
 Uxorem, inque cavam capulo tenus abdidit alvum,
 Id poscente viro, aut iugulum mucrone resolvit.
 Triste hoc officium simili pensare paratus
 Flagitio ardebat consanguinitate propinquis.
 Hic foedare manus castarum sanguine matrum
 Gratum erat obsequium sinceri et pignus amoris.
 Quosdam etiam praeceps, nimium vesanus et ardor
 Impulerat socias ferro obtruncare iugales
 Caesarumque cavis inferre cadavera tumbis
 Dextra alacri: ne vel fiant sine nomine membra
 Praeda hosti, neve innocuum ludibria sexum
 Visque inimica premat, vix parcere docta sepultis.⁵³

⁴⁹ [Schesaeus, Christianus:] *Ruinae Pannonicae libri quatuor...* Wittenberg 1571.

⁵⁰ Siehe: Wiegand, Hermann: Miklós Zrínyi der Ältere (um 1508–1566) in der neulateinischen Dichtung Siebenbürgens im 16. Jahrhundert. Zum 10. Buch der *Ruina Pannonica* von Christian Schesaeus. In: *Militia...* (= Anm. 1), S. 137–150.

⁵¹ Zitiert wird die moderne vollständige Ausgabe v. Csonka: Christianus Schesaeus, *Opera quae supersunt omnia*, edidit Franciscus Csonka. Budapest 1979. (*Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevorum*, Tom. 4). Das 10. Buch siehe S. 297–309, Zl. 318–850.

⁵² Auf die Übereinstimmungen in den Texten wurde bereits in der Anthologie *Régi magyar költők tára* [Anthologie altungarischer Dichtung] hingewiesen: RMK/VII/VI/1912, S. 422.

⁵³ Schesaeus, a.a.O. (= Anm. 51), Zl. 641 ff. Bei der Bearbeitung und Korrektur der lateinischen Texte war mir Gabriella Szögedi zu Hilfe, wofür ich mich hier bedanke.

Über die *literarischen* Berichte hinaus existiert auch ein historiographischer Bericht über Szigetvár, der das Motiv der Frauen enthält. Dies ist derjenige von Forgách, welcher bei Bischoff als Quelle identifiziert wurde. Ferenc Forgách (1535–1577) war eine wichtige Gestalt der humanistischen Geschichtsschreibung in Ungarn und eine anerkannte Figur der damaligen Öffentlichkeit. Er war Bischof in Großwardein (rum. Oradea, ung. Nagyvárad) und hielt die Begräbnisrede über Kaiser Ferdinand I. in Wien. In seiner Arbeit *Rerum Hungaricarum...* erzählt er die Geschichte Ungarns von 1540 bis 1572 nach. Das Werk war durch mehrere kursierende Manuskripte sehr bekannt, als Ganzes erschien es jedoch erst 1788⁵⁴, dann in einer revidierten Ausgabe im Jahre 1866.⁵⁵ Ein Auszug aus dem Werk mit dem Bericht über Szigetvár wurde aber in dem von Albinus Petrus⁵⁶ herausgegebenen ‚Zrínyi-Album‘⁵⁷ (1587) gedruckt. Schesaeus widmete seine Arbeit Franciscus Forgách.⁵⁸ Der Forgách-Bericht im Zrínyi-Album enthält die Episode der Frauen:

[...] miles quidam habens uxorem nobilis genere et forma praestantem, intra se statuisset, eandem coniugem suam, ne in manus Barbarorum perueniret, ipse interficere: Id ubi foemina prudens animadvertisset, suppliciter deprecata maritum, vitam impetrauit, dicens: Impium fore, si maritus suas manus coniugis, quam tantopere adamasset, suae sanguine foedaret, multo acerbius, si maritum coniunx optimae indolis pudicitiae et formae in extremo discrimine desereret, vel in mortis ipso acerbissimo casu. Scio, inquit, me tibi iurasse, minime te deserturam, etiam in vitae discrimine, quapropter omnino mortis tue comes futura sum, vt quos amor in vita coniunxit, mors quoque non separet. His dictis veste virili amictam maritus coniugem armis instruit, et iuxta ad latus sinistrum collocat.⁵⁹

⁵⁴ A.a.O., (= Anm. 33).

⁵⁵ [Forgách:] Ghymesi Forgách Ferencz Magyar Historiája 1540–1572. Forgách Simon és Istvánfi Miklós jegyzéseikkel együtt. Közli Majer Fidél. Bévezette Toldy Ferencz. Pest 1866 (Monumenta Hungariae Historica - Magyar történelmi emlékek. Második osztály: Írók. XVI. k.).

⁵⁶ Peter Albinus (Weiße), war Professor in Wittenberg, später Geschichtsschreiber (Archivar) in Dresden. Er war Herausgeber von mehreren Ausgaben mit einem Ungarnbezug.

⁵⁷ Siehe die neue Faximile-Ausgabe: [Forgách:] De Sigetho Hungariae propugnaculo... Mit einer Studie v. András Szabó. Hrsg. Péter Kőszeghy, Budapest 1987 (Bibliotheca Hungarica Antiqua XVI).

⁵⁸ Szabó, ebenda, S. 5.

⁵⁹ [Forgách:] a.a.O., (= Anm. 57), S. E₁v.

Dieser Auszug erschien in mehreren späteren Ausgaben, so auch in der Sammlung *Rerum memorabilium...* (1603)⁶⁰ von Nikolaus Reusner (1545–1602). Der Forgách-Bericht wurde in weiteren lateinischen (1627, 1770)⁶¹ und auch in deutschen Ausgaben⁶² gedruckt, worauf schon Bischoff hingewiesen hat.⁶³ Diese Ausgaben sind auch in der ungarischen Philologie weithin bekannt.⁶⁴

Der erwähnte Szigetvár-Bericht von Forgách ist als eine Textvariante zu betrachten, da in der späteren Gesamtausgabe die Episode mit den Frauen nicht vorzufinden ist. Dies ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass die ungarische Philologie keine historiographische Quelle für die Episode mit den Familienmitgliedern in den Zrínyi-Dramen finden konnte oder wollte. Dabei war jedoch auch die Abweichung der Texte bekannt. Margit Waczulik⁶⁵ und András Szabó⁶⁶ erwähnen sie, aber messen ihr offensichtlich keine besondere Bedeutung bei. Unter dem Blickwinkel der Editions-geschichte von Forgách handelt es sich dabei ja um eine Textvariante, die im historiographischen Sinne eine unzuverlässige ist. Auf dem Sinnfeld der Zrínyi-Dramen erhält aber die Textvariante des Zrínyi-Albums eine große Bedeutung, da in der Ausgabe in lateinischer und später auch in deutscher Sprache die gesuchten Motive zu lesen sind. Diese Ausgaben waren ohne weiteres zugänglich und konnten den Dramenautoren durchaus als Quelle dienen.

⁶⁰ [Reusner, Nicolaus:] *Rerum memorabilium in Pannonia ...*, Frankfurt/M. 1603.

⁶¹ Kulcsár, Péter: *A magyar történeti irodalom lelőhelyjegyzéke a kezdetektől 1700-ig. Inventarium de operibus litterariis ad res Hungaricas pertinentibus ab initiis usque ad annum 1700*, Budapest 2004. Digital: [http://www.bkiado.hu/netre/Netre_kulcs%C3%A1r/ANNOTATIONES1.htm].

⁶² *Auserlesene christliche und überaus schöne Ermahnungen...*, Nürnberg, Endter etc., 1664. Kulcsár, a.a.O. (= Anm. 61). Die ersten Seiten der deutschen Ausgabe siehe: GVK (Gemeinsamer Bibliotheksverbund): [<http://www.gbv.de/vd/vd17/14:079900T>].

⁶³ Bischoff, a.a.O. (= Anm. 39), S. 44.

⁶⁴ Toldy Ferenc im Vorwort zu Forgách/1866, a.a.O. (= Anm. 55), S. XLVIII. Siehe auch Szabó, a.a.O. (= Anm. 57), S. 23.

⁶⁵ Waczulik, Margit: Szigetvár 1566. évi ostroma az egykorú történetírásban. In: *Szigetvári emlékkönyv Szigetvár 1566. évi ostromának 400. évfordulójára*. Hrsg. Ruzsás Lajos. Budapest 1966, S. 287–306, hier S. 295.

⁶⁶ Szabó, a.a.O. (= Anm. 57), S. 14.

Lübeck und Kaschau als geistige Lebensform

Éva Kalocsai-Varga

1. Einführung

Den Titel der vorliegenden Arbeit habe ich mir von Thomas Mann geliehen, der 1926 in seiner Heimatstadt eine Rede mit dem Titel *Lübeck als geistige Lebensform* gehalten hat. Der Ortsname Kaschau weist auf Sándor Márais Geburtsstadt hin. Mein Vorhaben ist also mir darüber Gedanken zu machen, wie Th. Mann und Márai die Bürgerkultur der Jahrhundertwende sehen, welche Einstellung sie zu dieser Kultur haben bzw. wie diese Kultur zu ihrer Selbstbehauptung beigetragen hat. Die Basis der Untersuchung bilden ihre Familienromane *Buddenbrooks* und *Bekenntnisse eines Bürgers*, wozu noch die Novelle *Tonio Kröger*, zwei Essays¹ und Briefe von Th. Mann, sowie Zeitungsartikel und Tagebuchaufzeichnungen von Márai kommen.

Wir können aber die Erörterung des Themas nicht in Angriff nehmen, bevor die Frage geklärt wird, ob Kaschau mit Lübeck verglichen werden kann. Lässt sich eine ungarische Kleinstadt irgendwo in dem nordöstlichen Winkel der Donau-Monarchie, an der Peripherie Europas, mit einer bedeutenden und reichen norddeutschen Hansestadt vergleichen?

1.1. Lübeck und Kaschau um die Jahrhundertwende

Lübeck ist eine Handelsstadt, ein Stadtstaat, der sich Jahrhunderte lang selbst verwaltet hat, eine Hafenstadt mit regem Verkehr, wo damals täglich Schiffe nach und von Russland, Holland, England und Schweden ausliefen und anlegten; sie ist von wohlhabenden Großbürgern bewohnt; ihre prachtvollen Gebäude verkünden Macht und Reichtum ... Aber eine Großstadt ist sie nicht, besonders im Vergleich zu dem in der Nähe liegenden Hamburg, das in Th. Manns Geburtsjahr (1875) 350.000 Einwohner hatte, während Lübeck nur 56.000 Einwohner aufwies.²

¹ Mann, Thomas: *Lübeck als geistige Lebensform*. (1926), S. 70–93; *Lebensabriss* (1930), S. 15–63. In: Mann, Erika (Hg.): *Autobiographisches*. Thomas Mann. Frankfurt am Main: Fischer, 1968.

² Vgl. dazu: Karthaus, Ulrich: *Thomas Mann*. Stuttgart: Reclam, 1994; Kurzke, Hermann: *Thomas Mann*. Epoche – Werk – Wirkung. Frankfurt am Main: Fischer, 2002; Banuls, André: *Thomas*

Andererseits ist Kaschau nicht die unbedeutende Stadt an der Peripherie, wie sie uns vielleicht auf den ersten Blick erscheint. Auch ihre Geschichte reicht wie die von Lübeck bis ins Mittelalter zurück. Davon zeugen eine Benediktinerabtei aus dem 12. und die Königsburg aus dem 13. Jahrhundert. Im Jahre 1342 wurde der Stadt der Titel ‚Königlich Ungarische Freistadt‘ verliehen; unter Ludwig I. bekam Kaschau das Stapelrecht für den Handel mit Polen und Russland. 1380 begann man mit dem Bau des St.-Elisabeth-Doms, der in Márais Schriften mit symbolischem Wert beladen wird – Márai deutet das Sinnbild ‚Dom‘ nicht im religiösen Sinne; er sieht die Dome des Mittelalters als Leuchttürme der europäischen Kultur. 1657 gründet der Bischof von Eger hier eine Jesuitenhochschule mit einer theologischen und philosophischen Fakultät, die bald darauf eine Universität wurde, und noch im darauf folgenden Jahrhundert bestand sie als Akademie der Rechtswissenschaften fort.

Schon im 18. Jahrhundert war Kaschau ein literarisches Zentrum Ungarns. Eine weitere Entwicklung setzte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein: Schulen werden eröffnet, Banken gegründet, Gasbeleuchtung, asphaltierte Straßen, Telefonnetz, Dampfbad, Theater und ein Museum zeugen von der Urbanisierung. Zur Jahrhundertwende hatte Kaschau etwa 40.000 Einwohner und war eine dreisprachige Stadt: die Dörfer um Kaschau herum waren von Slowaken bewohnt, in der Stadt wurde ungarisch und deutsch gesprochen – seit Mitte des 13. Jahrhunderts werden die ersten deutschen Siedler erwähnt.³

Aber eigentlich sind für uns nicht diese Zahlen, Fakten und Angaben wichtig. Wirklich relevant ist für uns Th. Manns und Márais Einstellung zu ihren Geburtsstädten, zu der Bürgerlichkeit. Und diese Einstellung ist ambivalent.

2. Von der Ablehnung zu den Bekenntnissen

2.1. Fliehen

1893 gab Th. Mann mit seinem Freund Otto Grauthoff zwei Hefte einer Schülerzeitung heraus. Der Achtzehnjährige schreibt ironisch im Vorwort: „Unser würdiges Lübeck ist eine gute Stadt [...] bedeckt mit Staub [...] einer] Fülle von Gehirnverstaubtheit und Ignoranz und borniertem, aufgeblasenem Philistertum.“⁴ Drei Jahre später verrät er in einem Brief seinem Freund: es „war in mir ein großer Instinkt und Trieb stark: mich so weit nämlich wie nur immer mög-

Mann in seiner Zeit. In: Koopmann, Helmut (Hg.): Thomas Mann – Handbuch. Stuttgart: Kröner, 1995, S. 1–14.

³ Vgl. dazu: Mészáros, Tibor: Márai, a kassai polgár. Kassa: Hernád, 2008; Németh G., Béla: Búcsú egy életformától. In: Válogatott tanulmányok. Budapest, 1995; Zeltner, Ernő: Sándor Márai. Ein Leben in Bildern. München: Piper, 2001.

⁴ Zitiert von Banuls, A. (= Anm. 2), S. 6.

lich aus deutschem Wesen, deutschen Begriffen, deutscher >Kultur< in den fernsten, fremdesten Süden auf- und davonzumachen.“⁵

Márai sollte es ähnlich ergehen. In seinem Familienroman bekennt er: „Ich wusste nur eines, ich halte es nicht länger aus, ich muss weg von hier, für alle Zeiten und unwiderruflich ausbrechen aus dieser Familie, der Nähe meiner Verwandten [...] Ich war vierzehn Jahre alt.“⁶

Márai schafft sich ein literarisches Ich, das uns an Tonio Kröger, an Th. Manns ‚literarisches Lieblingskind‘ erinnert, der in seinem Brief an Lisaweta schreibt: „Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolgedessen ein wenig schwer.“⁷ Bei Márai heißt es in den *Bekenntnissen*: „Ich gehöre zu niemandem. Es gibt [...] keine menschliche Gemeinschaft, Zunft, Klasse, in der ich unterschlüpfen könnte.“⁸

2.2. Annäherung

Ihr Weg führt von der vollkommenen Ablehnung der Bürgerwelt zu einer Zwischenstellung zwischen der Bürgerlichkeit und der Künstlerexistenz. Die Annäherung an die verlassene Familie, Stadt und Erziehung erfolgt bei Th. Mann schon, während er an den *Buddenbrooks* arbeitet (22–25 Jahre alt ist er damals), und auch Márai ist nicht viel älter (28 Jahre alt), als er nach zehnjährigem Auslandsaufenthalt nicht nur nach Ungarn zurückkehrt, sondern auch zu einer Geistigkeit zurückfindet: 1928 schreibt er sein Gedicht *Cassovia*, in dem er Kaschau seine geistige Heimat nennt, und somit ein Bekenntnis seiner Zugehörigkeit zu ihr ablegt.

3. Die Bürgerkultur als Maßstab

3.1. Die Deutung der städtischen Kultur

„Ich bin Städter, Bürger, ein Kind und Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur“, heißt es in Th. Manns Lübecker Festrede.⁹ Auch für Márai ist es die Stadt, in seinem Fall Kaschau, welche für ihn Moral und Geistigkeit vermittelt: „Das bürgerliche Lebensideal wird in den Städten auf dem Lande geschaffen und bewahrt. [...] Klausenburg und Kaschau wurden von derselben Seele entworfen und gebaut.“¹⁰ Die Stadt werde nicht nur aus Stein und Holz, sondern

⁵ Zitiert von Banuls, A. (= Anm. 2), S. 9.

⁶ Márai, Sándor: *Bekenntnisse eines Bürgers*. München, Piper, 2009, S. 163 ff.

⁷ Mann, Thomas: *Tonio Kröger*. Berlin: Der Morgen, 1978, S. 101.

⁸ Márai: *Bekenntnisse* (= Anm. 6), S. 167 f.

⁹ Mann, Th.: *Lübeck als geistige Lebensform* (= Anm. 1), S. 80.

¹⁰ Der ungarische Text zitiert von Mészáros, Tibor: Márai (= Anm. 3), S. 22.

auch aus Glauben, Wissen und Entschlossenheit gebaut – meint Márai – und so bietet sie eine Lebens- und Verhaltensform an, eine Lebensführung, die ohne Pflichterfüllung unvorstellbar ist. Nach Th. Mann ist diese Lebensform „mit der Idee der Menschlichkeit, der Humanität“¹¹, der menschlichen Kultur eng verbunden. Márai meint, die Vertreter dieser Bürgerfamilien seien auf ihre bescheidene, konsequente Art alle Künstler. Das Leben haben sie „in eine Form gegossen“¹², zu den Gegenständen hatten sie ein persönliches Verhältnis, ihre alltäglichen Gebrauchsgegenstände strahlten die Inspiration der Jahrhunderte aus. Das ist Kultur für Márai, die er deutlich vom Begriff der Zivilisation unterscheidet – vielleicht bestätigt ihn gerade Th. Mann in dieser Auffassung, der in seiner Schrift *Gedanken im Kriege* aus dem Jahre 1914 den Begriff ‚Kultur‘ gegen den Begriff ‚Zivilisation‘ stellt.¹³ Márai findet das zivilisierte Leben des modernen Menschen unheimlich leer und öde. Das Gegenbeispiel ist für ihn der Dom in seiner Heimatstadt, an dem Jahrhunderte lang gebaut wurde, der seiner Auffassung nach das Sinnbild der organisch gewachsenen städtischen Kultur ist, so dass er deren Übergeordnetsein verkündet. In seinem Drama *Kaschauer Bürger* heißt es: „Die Stadt ist Stein und Ordnung. Haus und Recht. Keller, Kammer und Grabsteine. Und Taufstein, der ein Meisterwerk von meinem Bruder ist. Die Stadt ist Gesetzlichkeit, sie beschützt. Eine tiefe Ordnung ist es.“¹⁴ So lautet Márais Hochachtung vor dem Bürger, der die Häuser der Städte gebaut und ihre Ordnung geschaffen hat. Der Bürger verfügt über Besitz; das ist die Basis seiner Rechte. Er schafft Wohlstand und Tradition. Er schafft Meisterwerke und ist Hüter der Gesetzlichkeit. Das ist Márais Bekenntnis zur Ehre der Arbeit und Meisterlichkeit, zur Unentbehrlichkeit der Kultur und der Ethik. Diese Meinung vertritt auch Th. Mann: „[...] vom Vater haben auch wir ‚des Lebens ernstes Führen‘, das Ethische, das mit dem Bürgerlichen in so hohem Grade zusammenfällt [...]. Das Ethische ist recht eigentlich *Lebensbürgerlichkeit*, der Sinn für Lebenspflichten, ohne den überhaupt der Trieb zur Leistung, zum produktiven Beitrag an das Leben, an die Entwicklung fehlt.“¹⁵

Was Th. Mann und Márai zu sagen haben: Unsere Menschenwürde ist keine selbstverständliche Gegebenheit, man muss sich diese immer wieder erkämpfen. Die These, nach der jeder Ausbruch aus dieser Ordnung im Verfall endet, gilt nicht für alle Figuren von Márai (nicht zuletzt deswegen, weil für ihn auch der Begriff ‚Verfall‘ relativiert ist), für Th. Manns Figuren in seinem Familienroman jedoch schon (siehe Gotthold und Christian). Was sie aber persönlich betrifft, so

¹¹ Mann, Th.: Lübeck als geistige Lebensform (= Anm. 1), S. 91.

¹² Der ungarische Text zitiert von Fried, István: Márai Sándor titkai nyomában. Salgótarján: Mikszáth, 1993.

¹³ Vgl. Karthaus, Ulrich: Thomas Mann (= Anm. 2).

¹⁴ Der ungarische Text zitiert von Németh G., B.: A regényíró drámai remeklése. In: (= Anm. 3).

¹⁵ Mann, Th.: Lübeck als geistige Lebensform (= Anm. 1), S. 81.

bestehen beide auf dieser Ordnung: „Ich liebe die Ordnung als Natur und tief gesetzliche Unwillkürlichkeit, als stille Fügung und entsprechungsvolle Klarheit eines produktiven Lebensplanes“¹⁶, heißt es in Th. Manns *Lebensabriss*.

3.2. Der Bürger und der Künstler als Meister

Beide Autoren schätzen die sich über Generationen hinziehenden bürgerlichen Anstrengungen und individuellen Leistungen hoch, auch wenn die Ambivalenz der Einstellung zu der eigenen Bürgerlichkeit bleibt. Was Th. Mann in seiner Novelle *Tonio Kröger* aussprechen lässt, formuliert Márai in den *Bekenntnissen*: „[...] in Anschauung, Lebensweise und psychischem Verhalten bin ich ein Bürger, aber ich fühle mich überall schneller heimisch als unter Bürgern; ich lebe in einer Anarchie, die ich als amoralisch empfinde, und diesen Zustand ertrage ich schwer.“¹⁷

Ähnlich wie Th. Mann verstand auch Márai seine eigene bürgerliche Ethik als Disziplinierung der eigenen Unbürgerlichkeit¹⁸, die auch die Hochschätzung der Arbeit und die Achtung vor der Bürgertradition miteinschließt, so wie es von Th. Mann in *Tonio Kröger* etwas ironisch formuliert wird: „Man ist als Künstler innerlich immer Abenteurer genug. Äußerlich soll man sich gut anziehen, zum Teufel, und sich benehmen wie ein anständiger Mensch...“¹⁹

Eines der wichtigsten Schlüsselwörter von Márai ist ‚das Individuum‘. „Das Individuum gestaltet seine Tagesordnung mit der Ausdauer und Ergebenheit der mittelalterlichen Zunftmeister, widmet sich der Arbeit, dem Schaffen bis zum Tode.“ – schreibt er in seinem Tagebuch.²⁰ Das Bürgerideal ist nach Márais Auffassung die Ordnung und die Vernunft, welche zusammen die Grundlage der Gesetzlichkeit bilden.

Wie Th. Mann das Individuum sieht, was er in ihm verehrungswürdig findet, dafür sollen hier zwei Beispiele behandelt werden und zwar in Form von Erinnerungen an seinen Vater und an die Begegnung mit Gerhard Hauptmann. In der Erinnerung an den Vater klingt Stolz an. Die väterliche Firma feierte am 23. Mai 1890 ihr hundertjähriges Jubiläum, das in Th. Manns Rückblick so dargestellt wird: „Ich sah den Reigen der Gratulanten, der Deputationen, sah Stadt und Hafen in Flaggen, sah den bewunderten, mit furchtsamer Zärtlichkeit geliebten Mann des Tages, meinen Vater, weltgewandt ein Jahrhundert bürgerlicher Tüch-

¹⁶ Mann, Th.: *Lebensabriss* (= Anm. 1), S. 53.

¹⁷ Márai: *Bekenntnisse* (= Anm. 6), S. 168.

¹⁸ Neumann, Michael: *Thomas Mann. Romane*. Berlin: Erich Schmidt, 2001, S. 46.

¹⁹ Mann, Th.: *Tonio Kröger* (Anm 7), S. 39.

²⁰ Lőrinczy, Huba: „... személynek lenni a legtöbb...”. Márai tanulmányok. Szombathely: Savaria, 1993.

tigkeit repräsentieren, und mein Herz war beklommen.“²¹ Ähnlich in seiner Lübecker Festrede: „Wie oft im Leben habe ich mit Lächeln festgestellt, mich gerade dabei *ertappt*, dass doch eigentlich die Persönlichkeit meines verstorbenen Vaters es sei, die als geheimes Vorbild mein Tun und Lassen bestimme.“²² Die Schlüsselwörter sind hier: ‚der Vater in seinen vielen Ämtern‘, ‚Würde und Gescheitheit‘, ‚Ehrgeiz und Fleiß‘, ‚persönliche und geistige Eleganz‘, ‚ein Mann der Selbstbeherrschung und des Erfolges.“²³

Über die Begegnung mit Gerhard Hauptmann berichtet er an seinen Bruder Heinrich im Jahre 1903: „Ein lichter Kopf, durchgearbeitet, tief und doch klar, ein Wesen, würdevoll und sanft, weich und doch stark. Er ist ganz eigentlich mein Ideal [...] Sein Altruismus, seine wundervolle Menschlichkeit [...] umgibt tatsächlich seine Person wie ein Schimmer und macht sie ehrwürdig.“²⁴

Sowohl Th. Mann als auch Márai deuten ihre Schriftstellerei als handwerkliches Können, dessen geistig-ethische Grundlage doch die Bürgerlichkeit bildet, in der Pflichterfüllung groß geschrieben wird. So werden die Tugenden ihrer Herkunftssphäre auch die Tugenden ihres Künstlertums: Qualitätsbewusstsein, Form- und Stilgefühl, aber vor allem Leistungsethos, die ‚treue Meisterlichkeit‘.²⁵

Als die jungen Autoren ihre Familienromane schrieben, waren sie sich bereits dessen bewusst, dass eine rein ästhetisch begründete Position zum Nihilismus führt, dass das auf diese Weise bedrohte Ich Stabilisierung braucht.²⁶ Wie sehr Th. Mann mit dieser Ansicht recht hatte, erwies sich nach Jahren, als seine Schwester Selbstmord beging: „Ihr Wesen blieb zart, gefährdet, heikel. Ein stolzer und spöttischer Charakter, entbürgerlicht, aber vornehm, liebte sie die Literatur, den Geist, die Kunst und wurde [...] ins unselige Bohemehafte gedrängt. Ein makabrer Ästhetizismus [...]“²⁷

Th. Mann und Márai bestimmen also ihren Platz zwischen den beiden Welten, und so haben sie es ‚ein wenig schwer‘. Die Zugehörigkeit zur städtischen Kultur verhilft ihnen zu einer Identität und gibt ihnen Kraft, die sie trägt. Dieser Gedanke leitet uns zu dem nächsten Punkt des Aufsatzes über:

²¹ Zitiert von Banuls, A. (= Anm. 2), S. 3.

²² Mann, Th.: Lübeck als geistige Lebensform (= Anm. 1), S. 81.

²³ Ebda.

²⁴ Zitiert von Koopmann, Helmut: Thomas Mann – Heinrich Mann. Die ungleichen Brüder. München: C. H. Beck, 2005, S. 64.

²⁵ Vgl. Kurzke, Hermann: Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung. Frankfurt am Main: Fischer, 2002, S. 26.

²⁶ Ebda, S. 53.

²⁷ Mann, Th.: Lebensabriss (= Anm. 1), S. 37.

4. Identitätsuche, Selbstbildnis und Selbstdeutung in den Familienromanen

Um über unser Wesen Erfahrungen machen zu können ist die Arbeit der einzige, mühsame Weg, schreibt Th. Mann im Lebensabriss.²⁸ In beiden Familienromanen geht es wirklich vor allem um Selbstanalyse²⁹; beide Romane können als Selbstbestimmungsversuche³⁰ gelesen werden.

In dem *Buddenbrook-Roman* ist Thomas Buddenbrook die Figur, welche dem Autor psychisch am nächsten steht. Das Wunschbild wäre Johann Buddenbrook der Ältere, der am Gipfel von Gesundheit, Erfolg und Selbstvertrauen steht³¹, der in vollkommener innerer Freiheit lebt, ein Patriarch jenseits aller umständlichen Moral, bei dem Pflichtbewusstsein und Arbeitsethos gefragt sind – Tugenden, die auch Th. Mann hochschätzte.³² Johann Buddenbrook der Ältere repräsentiert die erste Generation, die noch auf eine naiv-unreflektierte Weise aufgeklärt ist³³ – vernünftig, areligiös, pragmatisch und erfolgreich. Sein Sohn, der Konsul, ist intellektueller angelegt, aber wenn er mit unterschiedlichen Wertvorstellungen konfrontiert wird, gewinnt in ihm der Kaufmann – nicht der Christ. Thomas ist der Vertreter der protestantischen Leistungsethik, wobei er auch den Habitus von Christian und Hanno in sich trägt. Wenn er sich nicht von Tag zu Tag Selbstdisziplin und Haltung erkämpft, ereilt ihn Christians Schicksal. Und vor dem Kampf zurückzuweichen wäre gleich Untergang, wie es an Hannos Beispiel gezeigt wird. Durch die Gegenüberstellung von Thomas und Christian zeigt Th. Mann: entweder lebt man mit Selbstdisziplin ein menschenwürdiges Leben, oder man verliert die Haltung. Dann kann man vielleicht länger leben, aber sowohl sein Leben als auch sein Tod wird menschenunwürdig sein.

Die Verachtung von Thomas über seinem Bruder ist auch Selbstverteidigung. Er weiß nämlich von sich selbst, dass ihn allein die Selbstdisziplin von seinem Bruder unterscheidet. Niemand um ihn herum bemerkt dies – allein der fünfzehnjährige Hanno kommt einmal dahinter. In Thomas lebt auch ein Christian – wenn er sich über ihn ärgert, wenn er ihn ablehnt, wenn er ihn ungeduldig abwinkt, wenn er sich kühl von ihm abwendet, wenn er mit erhobener Stimme mit ihm heftig streitet, dann kämpft er immer mit der Hälfte seines eigenen Ich, die er um jeden Preis verdrängen will. Er ist sehr wütend über Christians ständige Selbstbeobachtungen und seine Selbstbemitleidung. Die Wahrheit ist aber, dass auch er sich selbst reflektiert. (Th. Mann schafft Christians Figur, ohne Freuds

²⁸ Mann, Th.: Lebensabriss (= Anm. 1), S. 27.

²⁹ Vgl. dazu Wysling, Hans: Buddenbrooks. In: Koopmann, H. (= Anm. 2), S. 364–383.

³⁰ Vgl. dazu Koopmann, H.: Die ungleichen Brüder (= Anm. 23).

³¹ Neumann, M. (= Anm. 18), S. 27.

³² Koopmann, H.: Die ungleichen Brüder (= Anm. 23), S. 56 ff.

³³ Kurzke, H.: Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung (= Anm. 2), S. 70.

Projektionstheorie zu kennen. Als Freuds erstes Buch, die *Traumdeutung*, 1900 erscheint, ist das Manuskript des Romans schon fertig.)

Es sieht so aus, als ob auch Márai die zahlreichen Figuren seines Romans aneinander reihte, damit sie zur Selbstdeutung, zum Selbstverständnis beitragen. Beide Autoren probieren Schicksale an, wie Kleider. Sie stellen sich vor: wie wäre es, wenn sie das Nachlassen ihrer Lebensenergie nicht überwinden, wie wäre es ohne eine festgelegte gesellschaftliche Position oder Aufgabe, mit stark ausgeprägter künstlerischer Sensibilität, aber ohne die Fähigkeit zu einem Werk³⁴ (wie z.B. Christians Figur), oder ohne wirklich begabt zu sein (wie der Onkel, der Musiker im Márai-Roman). Sie sehen beide die Gefahren der hypochondrischen Selbstbeobachtung, der Willensschwäche, der Haltlosigkeit, und wehren sich bewusst dagegen.

Aus diesem Grund können diese beiden Familienromane gedeutet werden, in denen die wichtigste Frage heißt: nachgeben oder durchstehen? Und beide Autoren kommen zur gleichen Schlussfolgerung: Es gebe nur zwei Wege: entweder mit Selbstdisziplin auf den bürgerlichen Werten beharren – auch als Künstler –, oder sie verleugnen. Im letzteren Fall muss man sich aber dessen bewusst sein, dass man eine für die eigene Person unwürdige Entscheidung getroffen hat, demzufolge man entweder zum Hochstapler wird, oder in einer geschlossenen Anstalt endet wie Christian. Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, nämlich das Schicksal Hannos und Claras, denen vom Autor der Ausweg in den Tod gewährt wird. Márai ist vollkommen der gleichen Ansicht wie Th. Mann. Beide Autoren haben Bedenken, sie konstruieren sich beide ein literarisches Ich, das sich ohne Erlösung zwischen zwei Welten windet. Auf den ersten Blick kommt es uns vielleicht so vor, als ob sich der Ich-Erzähler von Márai von der bürgerlichen Welt weiter entfernt hätte, aber dies gilt nur für seine Einstellung zum Besitz. Ansonst hat er all das, was er für wertvoll hält, aus seiner geistigen Heimat, der Bürgerlichkeit mitgebracht.

5. Darstellungsweise

In seinem Familienroman stellt Thomas Mann den Besitzbürger, Márai den Bildungsbürger der Jahrhundertwende dar. Die Frage ist aber, ob es sich hierbei um ein reales Bild des Bürgers handelt bzw. ob die Autoren überhaupt den Anspruch erhoben haben, ihren Bürger ‚wirklichkeitstreu‘ darzustellen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war der Realitätsbegriff schon weitgehend relativiert. Thomas Mann hat die literarische Moderne gut gekannt, unter anderem die These der Impressionisten, deren Grundlage der Zweifel konstituiert, ob sich die Wirklichkeit überhaupt noch begrifflich erfassen lässt, oder aber sie nur noch in Stimmungen wahrnehmbar ist. Und doch: während er an dem Familienroman

³⁴ Karthaus, U.: Thomas Mann (= Anm. 2), S. 12.

arbeitet, steht auf seinem Schreibtisch das Porträt von Tolstoi.³⁵ So ist es wohl kein Zufall, dass eine der ersten Rezensionen in dem Romanautor den genauen Chronisten und den sensiblen Analytiker hochschätzt. (Der Verfasser der Rezension ist übrigens R. M. Rilke!³⁶)

Die Frage, inwieweit die von ihm dargestellte Welt als realistisch angesehen werden kann, hat Thomas Mann weniger beschäftigt. Es kommt ihm nicht darauf an realistisch, wohl aber, glaubwürdig zu sein. Die Entstehungsgeschichte des Buddenbrook-Romans ist wohl bekannt. Thomas Mann hat sorgfältig Notizen gemacht, sogar 14 Notizbücher aufgehoben.³⁷ Daraus kann man entnehmen, dass er, nachdem er das Handlungsgerüst und zugleich die Struktur des Romans skizziert hatte, eine regelrechte Forschungsarbeit unternahm. Er schlug in Lübecks Geschichte nach, einen Verwandten befragte er über die Geschäftsführung, er blätterte in den Geschäftsbüchern der väterlichen Firma, von der Tante wollte er Details über Familienereignisse erfahren, oder wissen, wie Plattenpudding zubereitet wird. Und all das nicht dem Realismus, sondern der Glaubwürdigkeit zuliebe.

Blättert man in der einschlägigen Fachliteratur, stößt man immer wieder auf Interpretationen, in denen Thomas Manns Familienroman dem Naturalismus zugeordnet wird. Verwirrend und unverständlich ist diese Einordnung, bis man darauf kommt, woher sie rührt. Die Formulierung kommt von Thomas Mann selbst. In seiner Lübecker Festrede weist er auf seine Schrift *Betrachtungen eines Unpolitischen* hin, wo es steht: „[ich schrieb] eine zum naturalistischen Roman entwickelte städtische Chronik.“³⁸ Damit meint er aber nicht den Naturalismus als literarische Strömung, vielmehr kann darunter die Ausführlichkeit, die detaillierte Genauigkeit der Beschreibungen, das Streben nach Objektivität verstanden werden. Im Übrigen ist in dem Roman keine Szene vorzufinden, die als naturalistisch betrachtet werden könnte, und auch keine Spur von der schonungslosen Gesellschaftskritik des Naturalismus.

Die Entstehungsgeschichte des Márai-Romans ist kaum bekannt. Wir wissen auch nicht, wessen Porträt auf Márais Schreibtisch stand, oder ob dort überhaupt ein Foto zu sehen war, aber wenn doch, dann hätten dort zwei Porträts stehen müssen: das von Krúdy und das von Kosztolányi. Dort hätten die Fotos der zwei Vertreter der ungarischen impressionistischen Prosa stehen sollen. Kosztolányi ist im doppelten Sinne ein Vorbild für Márai, nicht nur aufgrund seiner Darstel-

³⁵ Runge, Doris: Mädchen- und Frauengestalten bei Thomas Mann. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1998, S. 39.

³⁶ Rilke, Rainer Maria: Thomas Manns Buddenbrooks. Bremer Tageblatt, Nr. 88 vom 16. Apr. 1902. In: Wolff, Rudolf (Hg.): Thomas Manns >>Buddenbrooks<< und die Wirkung. 1. Teil. Bonn: Bouvier, 1986, S. 21–23; S. 21.

³⁷ Kurzke, Hermann: Thomas Mann. Ein Porträt für seine Leser. München: C. H. Beck, 2009, S. 44.

³⁸ Mann, Thomas: Lübeck als geistige Lebensform (= Anm. 1), S. 80.

lungsweise, sondern auch wegen seiner typischen Thematik; er war ja derjenige, welcher der ungarischen städtischen Bürgerkultur ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

Impressionistische Züge sind auch bei Thomas Mann zu finden: Ich denke vor allem an sein Bestreben, die feinsten Seelenregungen aufzugreifen und darzustellen. Márai ist aber eindeutig ein Impressionist. Dafür ist er durch seinen Habitus prädestiniert, durch seinen resignativen und melancholischen Tonfall und vor allem dadurch, wie sich bei ihm Erinnerungen in Stimmungen auflösen.

Márais Erinnerung an die vergangenen 25 Jahre geht doch weiter zurück, als die 42 Jahre, die Thomas Manns Romanhandlung umreißt, weil bei Márai zwischen dem erinnernden Ich und dem erlebenden Ich eine scharfe Zäsur liegt: das Trauma von Trianon. Diese Vergangenheit ist endgültig und tragisch abgeschlossen. Obwohl der Humor und die Ironie ab und zu auch bei ihm aufschimmern, den Grundton gibt der Schmerz an.

Die Perspektive des Ich-Erzählers im Márai-Roman verstärkt die (nicht verheimlichte) Subjektivität der Erzählweise. Dieser Ich-Erzähler ist nicht bestrebt, den Schein der Objektivität zu erwecken; im Gegenteil: Schon im Titel wird hervorgehoben, dass es hier um individuelle Bekenntnisse geht, um Bekenntnisse eines Individuums, dessen Perspektive mit der eines Bürgers identisch ist. Dazu kommt noch, dass dieses Individuum weitgehend skeptisch ist, als würde es an die Gültigkeit seiner Beobachtungen nicht glauben; es neigt dazu, das, was es einmal behauptet hat, bald darauf kurzerhand zu widerrufen. Mihály Szegedi-Maszák macht uns darauf aufmerksam, dass in den Schriften von Márai neben der These gleich auch die Antithese dasteht.³⁹ Ich beziehe mich auf ein einziges Beispiel. Auf der ersten Seite des Romans liest man: „Es war ein sehr hübsches und vor allem ansehnliches Haus, das erste wirklich >>moderne<< in der Stadt“⁴⁰, auf der nächsten Seite dagegen: „Es war ein richtiges trauriges Mietshaus, wie sie in der Hauptstadt schon zu Hunderten gebaut wurden.“⁴¹ Der Leser steht verwirrt vor dem Widerspruch und versucht sich vorzustellen, wie denn nun das Elternhaus ausgesehen haben mag, bis er darauf kommt, dass er aufmerksam sein muss, weil er beim Lesen mit ständigen Perspektivenwechseln konfrontiert wird: der Blickwinkel des erlebenden Ich (der eines etwa acht- bis vierzehnjährigen Jungen) und der des erinnernden Ich (der des mit Schmerzen beladenen, verbitterten Erwachsenen) wechseln ständig.

Márai bietet dem Leser wenig Hilfe, sich in der Zeit der Romanhandlung orientieren zu können. Wir schweifen irgendwo in der Zeit umher, in der Kindheit des Ich-Erzählers, nur wenige Hinweise sind uns behilflich uns in der Zeit auszukennen. Es gibt nur eine einzige Ausnahme, die letzte Szene des ersten Bu-

³⁹ Szegedi-Maszák, Mihály: Márai Sándor. Budapest: Akadémiai, 1991, S. 73.

⁴⁰ Márai, Sándor: Bekenntnisse (= Anm. 6), S. 7.

⁴¹ Ebda, S. 8.

ches: der Hausbediente eines hochrangigen Angestellten kommt, als wäre er der Bote weiter, streitsüchtiger, fürchterlicher Götter, und schweigend überreicht er seinem Herrn ein Telegramm. In diesem Moment bleibt plötzlich alles stehen. Gesichter und Blicke erstarren. Bewegungen frieren ein, die Musik verstummt. Eine Angst erregende Stille. Man glaubt zu sehen, dass die Vögel beim Fliegen in der Luft stehen bleiben. Der Thronfolger ist ermordet worden. Der erste Weltkrieg ist da. Alles, was bis dahin passiert ist, ist plötzlich weit zurückliegende Vergangenheit geworden. Eigentlich kann man erst aus dieser Szene heraus rückblickend die Ereignisse in die Zeit einordnen.

Bei Thomas Mann ist die Gliederung der Zeit gut nachvollziehbar. Er strukturiert nicht nur die Handlungsführung, sondern auch die Zeit. Wichtige Ereignisse markieren Anhaltspunkte mit genauen Angaben. Diese Angaben verstärken im Leser das Gefühl, dass ihm ‚die Wirklichkeit‘ präsentiert wird. Obwohl – wie schon gesagt – es Thomas Mann nicht auf die Realität, sondern auf die Glaubwürdigkeit ankommt.

6. Zukunftsbild

Viele Interpreten halten Th. Mann für pessimistisch. Der wirkliche Pessimist ist aber Márai. In seiner Vision wird Europa von billigen Produkten und Anspruchslosigkeit überflutet; die Menschen bedroht der Verlust ihrer Persönlichkeit.

Th. Mann erheben seine ‚humanen Gegebenheiten‘ über den Pessimismus. Der kühle und distanzierte, ‚aristokratische‘ Th. Mann, der so wenig ein geselliger Typ war, hat den Menschen geliebt. Und in dem Menschen seine Hinfälligkeit. Die Menschen, die mit sich kämpfen: „Leute, die immer hinfallen, [...], Leidende und Sehnsüchtige und Arme.“⁴² Psychisch stehen ihm die Figuren am nächsten, die auf die Frage durchhalten oder aufgeben, antworten: durchhalten, und zwar mit Menschenwürde. Er stellt den Großbürger dar, und in ihm den zu Fehlern neigenden Menschen. Den Menschen, der glaubt, sein Schicksal in die Hand nehmen zu können. Deswegen treffen im Roman *Buddenbrooks* sowohl die Eltern als auch die gut erzogene junge Generation ihre Entscheidungen nach kühlen Erwägungen: nicht Anna, die ‚wunderbar hübsche‘ Blumenverkäuferin ist die Richtige, sondern Gerda. Nicht Marten Schwarzkopf, sondern Grünlich. Schließlich sind ihnen ja die Hagenströms auf den Fersen. Man muss Schritt halten. Anna hätte Thomas zahlreiche gesunde Kinder schenken können. Marten hätte Tony Wohlstand sichern können. Der Mensch will aber sein Schicksal ausrechnen. Auf die Fügung des Schicksals passt niemand auf. Obwohl das Schicksal Thomas Anna, und Tony Marten über den Weg schickt. Der Mensch – das Interesse der Familie, das der Firma entscheidet: nicht sie sind die Richtigen.

⁴² Mann, Th.: Tonio Kröger (= Anm. 7), S. 51.

Und dann bricht das Schicksal über ihnen los, als tobte ein zerstörerischer Sturm über ihnen. Sie werden dessen beraubt, wonach sie sich am meisten geseht haben. Thomas wird der kräftige Nachwuchs und Tony der Wohlstand vorenthalten.

Th. Mann bestärkt Márai in seiner Überzeugung, nach der er dem Bürgertum eine einheitliche Kultur zuschreibt. Er meint, diese Einheit spalte sich in seinem Zeitalter, nachdem der Kleinbürger kein Meister mehr ist, sondern nur noch Konsument, wodurch die Distanz zwischen dem geistigen Menschen und der Masse immer größer wird. Seine späten Tagebuchaufzeichnungen zeugen davon, wie besorgt er darüber war, dass die Massenartikel der ‚Neuen Welt‘ die europäische Kultur untergraben.⁴³ Wir erleben das Ende der Individualität, meint Márai, das Ende der unverwechselbaren Kunst, die in Márais Deutung die Ausdrucksmöglichkeit der Originalität ist. Kultur und menschliche Qualitäten, Bildung und niveaivolles Leben hängen eng zusammen; zum Bürger und Individuum zu werden ist die größte Aufgabe; aus Menschen, welche die Werte des Citoyens nicht kennen, kann kein Bürgertum entstehen. Es existiert eine gewisse Ordnung, innerhalb dieser Ordnung hat der einzelne Mensch Aufgaben; allein das Schaffen, die Arbeit verleiht unserem Leben Sinn, im Kreise unserer Mitmenschen.⁴⁴

Aber Márai zweifelt daran, ob seine Botschaft bei der Nachwelt ankommt. Er fürchtet, die Kultur werde von der Zivilisation abgelöst, so, wie das Elternhaus in Kaschau abgerissen wurde. Auf dem Grundstück stehe jetzt eine „Zigarrendosse“, in der man höchstens wohnen kann, leben aber nicht.

Wir wollen diesen Aufsatz aber mit tröstlicheren Gedanken schließen. Wir möchten doch lieber daran glauben, was Th. Mann sagt:

Diejenigen, die das Ohr am Herzen der Zeit haben, wissen heute Epochales zu melden. Mit der bürgerlichen Lebensform, melden sie, sei es am Ende. Sie sei ausgeleert, ausgelebt, todgeweiht, verurteilt [...] Ist etwas Wahres daran? Oh, manches! [...] Aber [...] viel zu eng ist diese Lebensform verbunden mit der Idee der Menschlichkeit, der Humanität und aller menschlichen Bildung selbst, um in irgendeiner Menschenwelt je fremd und entbehrlich sein zu können [...].⁴⁵

⁴³ Vgl. Szegedi-Maszák, M.: Márai Sándor (= Anm. 38).

⁴⁴ Der ungarische Text zitiert von Lőrinczy, H. (= Anm. 19), S. 97.

⁴⁵ Mann, Th.: Lübeck als geistige Lebensform (= Anm. 1), S. 90.

Vergleich der Ungarnrezeption bei Daniel Speer und Eberhard Werner Happel

Orsolya Lénárt

1. Einleitung

Daniel Speer war einer der bekanntesten Simplicidiade-Autoren nach Grimmelshausen. Sein Werk *Ungarischer oder Dazianischer Simplicissimus* gilt als die wichtigste Quelle bei der Untersuchung der Ungarnrezeption der frühen Neuzeit. Daniel Speer, der Komponist, Musiktheoretiker, Romanautor und Pädagoge ist im Jahre 1636 in Breslau geboren. Er wurde in der Literaturwissenschaft lange als Epigone von Grimmelshausen angesehen, nur die neueren Forschungen haben seine Bedeutung in der Literatur der frühen Neuzeit bewiesen.

Eberhard Werner Happel wurde in seiner Zeit für einen populären Autor gehalten, in den späteren Jahrhunderten wurde er kaum wahrgenommen. Happel war zur Zeit des Hoch- und Spätbarock als Modeautor tätig, steht aufgrund seines Geburtsjahres an der Wende von der Generation des Hochbarocks zum Spätbarock. So lässt er sich als letzter Vertreter des Hochbarocks und als eine Übergangserscheinung rezipieren¹, er illustriert also die schnelle Entwicklung der Literatur der frühen Neuzeit. Happel ging z.B. mit seinem *Asiatischen Onogambo* den Autoren des Spätbarocks, wie Johann Meier (1661–1732), Albert Bohse (1661–1740) oder Christian F. Hunold (1681–1721), die Ähnliches leisteten, voran. Die Helden-, Liebes- und Kriegsromane wurden auch von der Leserschaft positiv aufgenommen, bzw. Happel gewann dank *Dem akademischen Roman* größere Bekanntheit. Er galt auch als Fortsetzer von Lohenstein und Ziegler.² Die größte Leistung Happels ist es, dass er die aktuellen Medien in seine Werke aufnahm und versuchte, die aktuellen Ereignisse detailliert darzustellen, bzw. strebte an, diese historisch korrekt widerzuspiegeln. Obwohl *Der ungarische Kriegerroman* nicht zu seinen bekanntesten Werken gehört, repräsentiert

¹ Thiemann, Hans: Die heroisch-galanten Romane August Bohses als Ausdruck der seelischen Entwicklung in der Generation 1680–1710. Phil. Diss. Kiel 1932. in: Lock, Gerhard: Der höfisch-galante Roman des 17. Jahrhunderts bei Eberhard Werner Happel. Würzburg: Tritsch 1939, S. 27.

² Stammeler, Wolfgang (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriss. Band 3. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1967, S. 1273–1274.

tiert er all seine Leistungen und spielt eine tragende Rolle in der Erforschung der Ungarnrezeption des späten 17. Jahrhunderts.

Beide Werke gelten also als bedeutende Quellen der Ungarnrezeption der frühen Neuzeit. In dieser Arbeit wird angestrebt, diese Romane, die so unterschiedlich rezipiert wurden aber beide aus der Sicht der Forschung der barocken Ungarnbilder wichtige Informationen beitragen, anhand Topos-Kategorien wie *fertilitas Pannoniae*, *Bollwerkfunktion*, *Untreue* usw. zu analysieren. Ein Ziel der vergleichenden Untersuchung ist es, Parallelen in den Ungarnrezeptionen zu finden. Eine Hypothese meiner Arbeit ist es, dass Happel die zu seiner Zeit bekannte *Simpliciade* von Speer als Quelle benutze, wodurch die Wirkung Speers auf Happel nachgewiesen werden soll. Vor der Analyse der Ungarnbilder ist es aber notwendig, die Beziehung von Speer und Happel zu Ungarn zu erklären, folglich die Frage zu beantworten, ob sie sich in Ungarn aufhielten, bzw. ob sie eigene Erfahrungen über Land, Volk, Bräuche, Sitten usw. sammeln konnten. Es erscheint ebenfalls wichtig, einen kurzen Handlungsüberblick zu geben, wobei sich aber auf Kapitel mit Ungarnbezug konzentriert wird.

2. Hauptteil

Die Frage, ob sich Speer tatsächlich in Ungarn aufhielt, in wie weit also seine Raumkenntnisse, Wahrnehmung des Volkes, Sitten der Regionen als adäquat zu betrachten sind, ist in der Forschungsliteratur besonders umstritten. Einige, wie Rosmarie Zeller, weisen darauf hin, dass die Erzählweise Speers von der Tradition im Zedlerischen Sinne abweicht, bzw. dass er die populärsten Quellen seiner Zeit (Zeiler, Fröhlich) gekannt und ihre Fehler in seine Reisebeschreibung übernommen hat. Nach Turóczy-Trostler sei das Werk von Speer eine unschöpferische Kompilation anderer Beschreibungen bzw. der Autor selbst sei nie in Ungarn gewesen.³ Diese Theorie wurde aber später, in den letzten Jahrzehnten auf Grund ethnographischer, historischer, sprachwissenschaftlicher und musikwissenschaftlicher Forschungen teilweise widerlegt. Das wichtigste Gegenargument besteht darin, dass die Beschreibungen der Sitten, der Bräuche, des Musikwesens, der Türkenkriege (Kap. 13, 20) so authentisch und tiefgehend sind, dass Speers Aufenthalt im Gebiet des damaligen Ungarn außer Frage steht, obwohl Speer an einigen Stellen auch die Fehler von Fröhlich oder Zeller übernimmt.⁴

Die Beantwortung dieser Frage scheint bei Happel wesentlich einfacher zu sein. Anhand der Biographie Happels kann man feststellen, dass der Autor mit

³ Gajek, Konrad; Szyrocki, Marian (Hg.): Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus. Nachwort. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1973, S. 196.

⁴ Lökös, Péter: Die Darstellung der ungarischen Volksbräuche. In: Breuer, Dieter; Tüskés, Gábor: Das Ungarnbild der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Bern: Peter Lang Verlag 2005, S. 253–260.

großer Wahrscheinlichkeit nie das Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verließ. Er hatte bloß vor, eine Reise nach Indien zu unternehmen, konnte diese aber aus finanziellen und familiären Gründen nicht durchführen. Bei ihm können wir jedenfalls über eine ‚unschöpferische Kompilation‘ sprechen, da er eine Menge von Informationen und Realien über Ungarn in sein Werkkomplex miteinbezog. Obwohl die Reisen in Happels Werken eine besondere Bedeutung gewinnen, hat er die Welt innerhalb und außerhalb von Europa durch Zeitungen, Flugblätter, Reiseberichte usw. ‚erlebt‘. Im Vergleich der Ungarnrezeption dieser Autoren muss man also berücksichtigen, dass Speers Rezeption auf eigenen Erfahrungen basiert, während die Kenntnisse Happels sekundär sind, also aus den Erlebnissen und der Wahrnehmung von anderen stammen.

Obwohl hier darauf verzichtet wird, eine detaillierte Handlungsbeschreibung darzustellen, halte ich es für wichtig, eine Zusammenfassung des Textes beizufügen. „Denkwürdig und lustig zu lesen vorstellend einen wunderlichen Lebenslauf und sonderliche Begebenheiten getaner Reisen“⁵ leitete Speer, der zu dieser Zeit anonyme Verfasser, seine *Simpliziade* ein und betonte, dass in diesem Werk seine eigene Biographie zu lesen sei – diese zu hinterfragen ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Er behauptete zugleich, dass er die Beschreibung einer Reise, an der er selbst teilnahm, mitteilen wird. Von „Capitul“ zu „Capitul“ erfährt der Leser über das Leben von Simplicissimus (Simplex): seine Eltern sind an der „Kopfkrankheit“, d.h. an der Pest gestorben und er litt unter Hungersnot. Später trat er in den Dienst eines polnischen Adligen und begann (mit 19 Jahren) seine Reisen über „das Karpatische große Gebürg“⁶ durch Ungarn, Oberungarn und Siebenbürgen. Er lernte Musikkunst (er wurde in Bartfeld Stadttrompeter) und geriet in Erlau in die Gefangenschaft der Türken. Nach seiner Befreiung fuhr er nach Siebenbürgen und kam sowohl am Hof von György Rákóczi II, als auch beim Fürsten von Moldau und Ákos Barcsai an. Schließlich reiste er im Jahre 1661 in Begleitung von Barcsay nach Konstantinopel. Die aus meiner Sicht relevanten Erzählteile beginnen im 11. Kapitel, als Simplex in Oberungarn ankommt. Er beschreibt der Reihe nach die größeren Städte der Zips, wie Käsmark (Kapitel 12), Pressburg (Kapitel 13), Leutschau (Kapitel 14.), ‚Bartfällt‘ (Kapitel 16). Eine ausführlichere Beschreibung Ungarns und der Karpaten wird im 13. Kapitel geleistet, in dem die Bevölkerung und deren Sitten, Kleider und Religion detaillierter dargestellt werden. Simplex zieht weiter nach Oberungarn, nach Siebenbürgen, erlebt unterwegs zahlreiche gefährliche Abenteuer (wird von den Türken verkauft, später befreit, nimmt an Hochzeiten, Feierlichkeiten teil), bis er endlich sein Ziel erreicht. Ab dem 26. Kapitel ist Simplex schon in Siebenbürgen, hier beschreibt er die Städte und Bergwerke Siebenbürgens. Der Roman

⁵ Speer, Daniel: Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus. Berlin: Rütten & Loening 1978.

⁶ Ebd., S. 67.

schließt mit der Darstellung eines Thököly-Lebenslaufes, die eine große Bedeutung in der weiteren Analyse gewinnt.

Happel bearbeitet die Kriegshandlungen innerhalb und außerhalb von Europa insgesamt in sechs ausführlichen Bänden. Der erste Band des Romans, der in dieser Arbeit behandelt wird, thematisiert die Kriege in Europa. Es ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die Handlung des sechsbändigen Kriegsromans zusammenzufassen, da die Komplexität der Geschichte, das Netz von Intrigen, Entführungen, Verkleidungen und die zahlreichen Nebenhandlungen den Roman nahezu unübersichtlich machen.⁷ Dennoch wird hier versucht, einen kurzen Einblick in die Romanhandlung des ersten Bandes zu geben, wobei Kapitel, die aus dem Aspekt der Ungarnbildforschung heraus bedeutend sind, hervorgehoben werden.

Der erste Band des Romans wird dem „durchleuchtigsten Fürsten und Herrn Herr Caroloi Landgraf zu Hessen [...]“⁸ gewidmet und leitet das Thema durch die Vorstellung der Kriege in Europa, wie des Dreißigjährigen und des französischen Krieges, bzw. durch die Erwähnung der Türkenkriege vor Wien, an denen die Kriegersleute aus Hessen tapfer teilgenommen hatten, ein. In der Vorrede wird die Fremdheit und Grausamkeit der Türken beschrieben, die den „Anno 1664 gemachten 20 jährigen Stillstand schandlich und ehrloser Weise gebrochen“⁹ haben, und die „uns sehr nahe und im Glauben und Redlichkeit am weitesten von und entfernet“ waren.¹⁰ In der Vorrede wird auch angedeutet, dass dieser Band die Ereignisse des Jahres 1683 einerseits im Gebiet des damaligen Ungarn, andererseits in anderen betroffenen Ländern wie Persien oder Polen, wo die „allerdenkwürdigsten Belagerungen“ und „allerblütigsten Schlachten“¹¹ geschehen sind, behandelt. Das erste Buch des ersten Bandes beginnt in Belgrad mit der Vorstellung von Sultan Achmed, der mit seiner Gefolgschaft an einer Jagd teilnimmt. Happel berichtet hier über etliche Sitten der Türken, z.B. dass sie keinen Wein trinken, ebenfalls, dass am Hof des Sultans – nachdem er zu seinen Leuten zurückgekehrt ist – ein Kampf von Hunden, Löwen und sogar Menschen stattfindet. Wichtig ist das sechste Kapitel, in dem, nachdem ein Traum des Sultans erklärt wird, ein Kriegsrat gehalten und die Kriegserklärung gegen die Christen beschlossen wird. Durch die Traumdeutung werden die Ziele der Erbfeinde klar: „[...] will ich nicht ehe nach Estarnopol fahren / bis ich Wien zum

⁷ Fassel, Horst (Hg.): Pannonien vermessen. Ungarnbilder der deutschen Literatur von Eckehard IV. bis Siegfried Lenz. Stuttgart 2004, S. 341–342.

⁸ Happel, Eberhard Werner: Der ungarische Kriegsroman. Band 1. Buch 1. Ulm: Wagner, Matthäus 1685. [Widmung, ohne Seitenangabe, Blatt 2.]

⁹ Ebd. [Vorrede, ohne Seitenangabe, Blatt 3.]

¹⁰ Ebd. [Vorrede, ohne Seitenangabe, Blatt 3.]

¹¹ Ebd. [Vorrede, ohne Seitenangabe, Blatt 3.]

Scheiterhaufen gemacht / ganz Österreich erobert und den tapferen Tökeli zum König in Ungarn confirmiert habe.“¹²

Die Komplexität der Erzählung zeigt sich durch die Konstituierung der folgenden Kapitel, in denen zahlreiche Ereignisse, Handlungen und Seitenhandlungen dargestellt werden. Hinter der scheinbar chaotisch dargestellten Handlung lassen sich aber Kontinuität und Kausalität entdecken. Das wichtigste Thema des ersten Bandes ist die Darstellung der Belagerung Wiens (2. Buch), deren Vorgeschichte im ersten Buch beschrieben wird. Als Eckpunkte der Erzählung gelten die Vorstellung der Belagerung von Neuhäusel (Érsekújvár), die Beschreibung der Magnatenverschwörung nach dem Frieden zwischen Leopold I. und dem türkischen Sultan und die Darstellung der Allianz von Thököly mit den Osmanen. Diese kontinuierliche Präsentation der Vorgeschichte wird aber durch vielseitige Neben- und Zwischenhandlungen unterbrochen. Ungarn wird zum ersten Mal im 20. Kapitel in einem breiteren Kontext durch die Vorstellung des türkischen Feldzuges gegen Ofen erwähnt. Die zweite Hälfte des ersten Buches beschäftigt sich mit der Beschreibung Ungarns. Zuerst werden die Schäden, welche die Türken verursachten, bzw. die Beziehung zwischen den Türken und Christen dargestellt. Ab dem 23. Kapitel werden konkrete, historische Ereignisse in Ungarn, bzw. dessen frühere Geschichte, geographische Lage, Sitten und Bräuche und das Motiv *fertilitas Pannoniae* (Fruchtbarkeit Ungarns) reflektiert. Fünf Kapitel beschäftigen sich mit der politischen Lage Ungarns und Siebenbürgens, mit dem Manifest von Mihály Apafi und den außenpolitischen Maßnahmen von Thököly, wobei auch Balassi seine Meinung äußert und Thököly verteidigt. Happel vermittelt auch einen Lebenslauf, der von Balassi erzählt wird, und in dem der Leser über Thökölys Herkunft und Ehe erfährt. Das nächste Kapitel stellt die Maßnahme des siebenbürgischen Fürsten, die vielleicht am heftigsten diskutiert wurde, dar. Über die siebenbürgisch-osmanische Allianz erscheint hier die Meinung des kaiserlichen Hofes einerseits, der vermutliche Standpunkt des Autors selbst andererseits in Form von unbeantworteten Fragen. Danach werden die „Malcontenten und Rebellen“¹³ aus Ungarn vorgestellt, mit denen Michael und Cergelii in Neuhäusel gekämpft haben. In diesem (28.) Kapitel ist ein Gedicht von Michael zu lesen, in dem er sich Gedanken über den rechten Adel macht, wobei Thököly ihm unrecht erscheint. In den folgenden Kapiteln wird Wissenswertes über Ungarn mitgeteilt. Happel widmet die weiteren Kapitel (29–31.) der Beschreibung der Grenzen, der Städte, der Bevölkerung, ihrer Sprache, ihrer Sitten, Bräuche und der Bekleidung der verschiedenen Gesellschaftsschichten (Adeligen, Jungfrauen, Soldaten und Bauern).

¹² Happel, Kapitel 6, S. 73.

¹³ Happel, Kapitel 27, S. 367.

Das zweite Buch des ersten Bandes enthält viel weniger Informationen über Ungarn. Im Mittelpunkt des Buches stehen der Aufmarsch der Türken vor Wien und die Belagerung der österreichischen Residenzstadt. Im ersten Kapitel beschreibt Happel die ungarische Krone und erwähnt, dass sie vor den Türken nach Wien gebracht wurde. Hier beginnt die Darstellung des Einbruchs der blutgierigen Türken, die aus Neuhäusel nach Ödenburg, zum Neusiedlersee (Fertő-tó) und später nach Wien gezogen sind, und bei Keremend (Körmönd), St. Gotthard (Szent Gotthárd), Raab (Győr) „harter Scharmützel“¹⁴ gegen die „untreuen Ungarn“¹⁵ geführt haben. Im nächsten Kapitel erscheinen die ersten türkischen Vortruppen, aber „das Flüchten hat kein Ende“¹⁶. Später kommt die kaiserliche Infanterie in Wien an, gleichzeitig sind schon die Zelte der Türken um Wien aufgestellt. Ab dem 4. Kapitel ist Wien der Schauplatz. Happel legt Wert darauf, die Liste der teilnehmenden Truppen zu beschreiben. Happel stellt das türkische Lager detailliert dar, beschränkt sich jedoch nicht nur auf diese Ereignisse: durch den Pascha von Ofen, Ibrahim, erfährt der Leser über das Türkische Reich, über dessen Herrschaftsgebiete wie Bosnien, Serbien, Bulgarien, Trazien, Wallachei und Moldau. Siebenbürgen wird in diesem Kapitel als Provinz der Türken dargestellt. Schon im 6. Kapitel des ersten Buches erklärt der Sultan Siebenbürgen als Vasallen der Pforte, er weist also auf die Allianz mit Thököly hin.

Nachdem ein Überblick über die Handlung beider Romane gegeben worden ist, kann sich nun auf den konkreten Vergleich der Ungarnrezeption beider Autoren konzentriert werden. Wie in der Einleitung erwähnt wurde, wird die Analyse entlang bestimmter Kategorien durchgeführt. Diese Kategorien basieren auf Ungarntopoi, also auf Ungarnbildern, die im 17. Jahrhundert allgemein bekannt und verbreitet waren. Die erste Kategorie wird durch das Attribut „fruchtbar“ vertreten, bildet also die Darstellung der sog. *fertilitas Pannoniae* die erste Vergleichsbasis. Zur Darstellung der Sitten, Gebräuche sowie der Kleidung der Bevölkerung kommt es meist im Rahmen der Städtebeschreibungen. Es ist eine spannende Aufgabe, die Städtebeschreibungen der Autoren miteinander zu vergleichen, wobei ein besonderer Fokus auf die Analyse der Art und Weise der Darstellungen fällt. Hier muss man eine spezielle, jedoch typische Untergattung der Städtebeschreibungen, das Stadtlob, erwähnen. Es hat Wurzeln – und erreichte zugleich seinen Höhepunkt – in der Literatur der römischen Antike, denn schon Ovid schrieb mit dem Titel *Roma Aeterna* ein Stadtlob über Rom, in dem er seinen Stolz ausdrückte.¹⁷ Diese Form der Stadtdarstellung war in der Litera-

¹⁴ Happel, Buch 2, Kapitel 2, S. 494.

¹⁵ Ebd., S. 494.

¹⁶ Ebd., S. 494.

¹⁷ Mannhold, Marion: Rom zur Zeit des Augustus. In: Sturm, Ulrike (Hg.): Vom Bild der Stadt in den Köpfen. Gute Stadt – Schlechte Stadt. www.tu-cottbus.de/insl/fileadmin/.../gute_stadt_schlechte_stadt.pdf

tur des Mittelalters bzw. der frühen Neuzeit präsent, wie z.B. im 15. Jh. bei Felix Fabri, der eine systematische Städtebeschreibung über Ulm schrieb, oder im 16. Jh. bei Petrus Viantius, der in 215 elegischen Distichen ein Stadtlob über Lübeck verfasste.¹⁸ Es ist wichtig hervorzuheben, dass diese Werke verbindliche Gattungsmerkmale beinhalten müssen. Klaus Arnolds benannte in seinem Vortrag zur Gattung Stadtlob die Beschreibung der Lage und des Ursprungs der Stadt bzw. das Verhalten deren Bürger als die wichtigsten Charakterzüge.¹⁹ So wird das Augenmerk bei der Untersuchung der Werke von Speer und Happel auch auf diese Merkmale gerichtet. Sowohl bei der Untersuchung des Stadtlobs, als auch bei der Analyse der Städtebeschreibungen der Werke muss berücksichtigt werden, nach welchen Kriterien die Städte beschrieben wurden. Diese sind beim Stadtlob die Repräsentativität, der städtische Status bzw. die Größe.²⁰ Die dritte Kategorie des Vergleichs wird von einem anderen Ungarntopos vertreten. Ungarn erscheint in der zeitgenössischen Presse nicht nur als ein besonders fruchtbares – sondern manchmal zugleich furchtbares – Land, seine Bollwerkfunktion gewinnt in der Presse eine enorme Bedeutung, besonders, was die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts betrifft. Aus diesem Grund halte ich es für wichtig, zu untersuchen, in wie weit dieser Topos in den zwei Werken, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erschienen sind, auftritt. Beide Autoren, genauso wie die Schriftsteller der Zeit, die sich mit Ungarn beschäftigten, legen einen großen Wert auf die Beschreibung der Bewohner Ungarns. Die Darstellung der ungarischen Bevölkerung spiegelt die persönliche Meinung, Position wider, oder bei Speer auch die eigene Erfahrung des Autors. Das Treffen mit dem Volk bedeutet zugleich die Begegnung mit dem Fremden. Da diese Begegnungen den größten Bestandteil des Ungarnbildes ausmachen, wird die Beschreibung der fremden Bevölkerung als vierte Kategorie gewählt. Anhand der Inhaltsangaben beider Romane lässt sich feststellen, dass Imre Thököly eine besondere Rolle spielt. Die Person und Politik des Fürsten von Siebenbürgen war in der zeitgenössischen Presse besonders umstritten, so prägte er eindeutig das Ungarnbild der europäischen Öffentlichkeit. Es scheint also nötig zu sein, die Thököly-Darstellungen der Werke miteinander zu vergleichen. Wie bereits kurz erwähnt, wurde Ungarn in Europa nicht ausschließlich positiv wahrgenommen. Neben den Berichterstattungen über den grausamen, furchtbaren Charakter des Landes oder neben der Ehrung Ungarns als Vormauer für das Christentum kommt das Barbarische, Gefährliche, Furchtbare auch zum Ausdruck. Zu einer adäquaten

¹⁸ Freytag, Hartmut: Über das Stadtlob von Zacharias Orth auf Stralsund (1562) und das Stadtlob des Peter Vietz auf Lübeck (1552). In: ZVLGA Bd. 75. 1995, S. 137–174.

¹⁹ Anold, Klaus: Städtelob und Städtebeschreibung im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Johannek, Peter (Hg.): Städtische Gesichtsschreibung im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Köln: Böhlau 2000, S. 247–268.

²⁰ Behringer, Wolfgang/Roeck, Bernhard (Hg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800. München: H. C. Beck 1999.

Beurteilung der Ungarnbilder Speers und Happels muss also der Vergleich negativer Ungarnbilder miteinbezogen werden.

Speer und Happel haben lange Textteile der Beschreibung des Reichtums von Ungarn gewidmet. Speer betont die Wichtigkeit des fruchtbaren Bodens, der gesunden Luft und des gesunden Wassers. In den Karpaten ist er von den grünen Wäldern verzaubert, während er in den Städten immer guten Wein oder herrliches Bier findet. Er hebt daneben hervor, wie reich Ungarn an Bodenschätzen ist: „[...] trägt unter der Erden Edelgestein, Gold, Silber, Kupfer, Eisen [...] und viele andere Mineralien.“²¹ Einen wesentlichen Teil der Beschreibung bildet die Darstellung der Bergwerke des Gebiets wie Körmöc und Selmec. Bei Happel erscheint die Beschreibung der Fruchtbarkeit noch präsenter. Innerhalb des Kapitels 29 widmet er ein Unterkapitel der Beschreibung des Reichtums des „edlen Königreichs“, in dem „mehr Thränen als dienten“²² geflossen sind. Happel hebt ebenfalls hervor, wie viele große Wälder und schöne Wiesen in Ungarn vorhanden sind, er ist aber vom ungarischen Wein begeistert. Er erwähnt, dass in Niederungarn „ein herzlicher Wein/der den Spanischen an Hitze und Kraft gleichet“²³ getrunken werden kann, vergisst doch die Bedeutung des Tokaiers nicht, der „behält [...] den Preis unter allen.“²⁴ Happel ehrt die gesunde Luft und das gute Wasser des Landes ebenso wie Speer, hebt aber die Rolle der Thermalbäder und Heilquellen auch hervor. Er betont auch, dass in Ungarn jede Menge Nahrungsmittel zur Verfügung stehen: „des Brodts und Weins/wie auch Fleisches und Fischen hat man hier/wie gesagt/die Menge/was will man zur Nahrung mehr?“²⁵ Ähnlichkeiten weisen die Beschreibungen der siebenbürgischen Bergwerke bei Happel und Speer auf. Happel beschreibt die Bergwerke von Selmec (Schemnitz) ähnlich wie Speer. Ebenfalls betont er den Reichtum an Bodenschätzen. Happel verkündet dazu sogar ein kleines Gedicht: „Eisen war ich: Kupfer bin ich: Silber trag ich: Gold bedeckt mich.“²⁶ Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass *fertilitas Pannoniae* bei beiden Autoren im Mittelpunkt der Ungarnbeschreibung steht, und die gleichen Stärken des Landes hervorgehoben werden.

Was die Städtebeschreibungen angeht, lassen sich nicht so eindeutige Ähnlichkeiten feststellen. Speer beschreibt vor allem die Städte von Oberungarn, der Zips, während Happel sich eher auf die südlichen Gebiete, wo viele Schlachten passierten, konzentriert. Ein Grund dafür könnte die Tatsache sein, dass Speer Ungarn aus nördlicher Richtung erreichte, wodurch er zuerst der ungarischen

²¹ Speer, Kapitel 13, S. 95.

²² Happel, Kapitel 29, S. 399.

²³ Happel, Kapitel 29, S. 403.

²⁴ Happel, Kapitel 29, S. 403.

²⁵ Happel, Kapitel 29, S. 405.

²⁶ Happel, Kapitel 29, S. 413.

Bevölkerung und der Kultur in Oberungarn begegnete. Dagegen fand Happel, der nie in Ungarn war, die Beschreibung der Kriegsschauplätze wichtiger, da er sich in erster Linie für Kriegsereignisse und Schlachtorte interessierte. Das für das Stadtlob geltende Kriterium der „Repräsentivität“ (repräsentativer Charakter der Stadt) kann in unserem Fall individuell verstanden werden. Speer widmet den Darstellungen mehrere Kapitel. Wie bereits oben erwähnt, stellt er sieben Städte in sieben Kapiteln dar. Bei der Beschreibung fällt der Fokus auf die Darstellung der Sehenswürdigkeiten der Stadt und auf die Schilderung der Sitten der Bevölkerung. Diese erzählenden Teile sind bei Speer länger, denn er beschreibt den Alltag sowie die Legenden der Bewohner und nimmt an bestimmten Ereignissen, z.B. Hinrichtungen selbst teil. Es scheint so, als ob Speer eine längere Zeit in den oberungarischen Städten verbracht hätte, so ist es kein Zufall, dass er dem Publikum längere, ausführliche Beschreibungen liefern kann, und seine Berichte die Merkmale der Gattung Stadtlob teilweise aufweisen können. Man muss ebenfalls hervorheben, dass Speers Beschreibungen aus diversen Cosmologien übernommen wurden und oft keine subjektive Perspektive integrieren. Aus diesem Grund wurde in der Forschungsliteratur lange diskutiert, ob Speer jemals in Ungarn war.²⁷ Bei Happel lässt sich diese Frage eindeutig beantworten, denn er verfügte über keinerlei Erfahrungen. Dementsprechend sind seine Darstellungen pauschalartiger als die von Speer, und sie sind viel kürzer, woraus folgt, dass manche Städtebeschreibungen sich in einigen Sätzen zusammenfassen lassen: Ofen ist „eine von den besten Städten im Reich“²⁸, Fünfkirchen könnte „man der Circumferentz nach mit Wien vergleichen“²⁹, bzw. Raab und Komorn gelten als die „Vormauer wider die Türcken“.³⁰ Happel erwähnt auch die Städte, die bei Speer vorzufinden sind, denen wird aber fast gar kein Wort gewidmet. Er schreibt ggf. nur einige Worte über die Lage der Stadt, reflektiert aber gar nicht über das Verhalten und die Bräuche der städtischen Bewohner. Es lässt sich also eine Akzentverschiebung bei den Städtebeschreibungen beobachten, deren Begründung in der verschiedenen Motivation der Autoren zu suchen ist. Da Speer vom Norden her kam und nach Osten (nach Konstantinopel) weitergezogen ist, scheint selbstverständlich zu sein, dass er nichts über die niederungarischen Städte erfahren hat. Dagegen hat sich Happel eindeutig auf die Schlachten bei Sigeth, Esseg, Neuhäusel, Raab, Komorn konzentriert, wodurch er es nicht für wichtig hielt, über die Städte Oberungarns zu schreiben.

²⁷ Zeller, Rosmarie: Der Ungarische Simplicissimus zwischen Schelmenroman und Reisebericht. In: Breuer, Dieter/Tüskés, Gábor (Hg.): Das Ungarnbild in der Literatur der frühen Neuzeit. Bern: Peter Lang 2005, S. 145–160.

²⁸ Happel, Kapitel 29, S. 400.

²⁹ Happel, Kapitel 29, S. 401.

³⁰ Happel, Kapitel 29, S. 402.

Das Bild Ungarns als Bollwerk des Christentums wurde schon bei der Beschreibung von Raab und Komorn angesprochen. Man kann also eindeutig feststellen, dass Happel dieses Bild in seine Ungarnrezeption integrierte. Die Ungarn als Verteidiger tauchen auch im nächsten, 30. Kapitel auf. Dieses Kapitel wird der Beschreibung der Einwohner Ungarns gewidmet, wobei neben der Vorstellung der Sprache und der Bekleidung auch das kriegerische Verhalten der Ungarn betont wird. Happel rezipiert die Ungarn als tapfere Leute, die mit den Waffen sehr geübt umgehen können. Eben diese Eigenschaft macht dieses Volk fähig, Europa gegen die Türken zu schützen: „Man muß die Ungarn bloß darum hoch schätzen/weil sie jetzo die einzige und stärkste Vormauer der Christenheit wider den Erb-Feind außmachen.“³¹ Bei Speer kommt dieses Bild nicht mehr so klar zum Ausdruck. Es wird *expressis verbis* nicht ausgesprochen, dass Ungarn das Bollwerk des Christentums ist. Es gibt nur einige Hinweise darauf, dass die Ungarn ein kriegerisches Volk sind, und dass sie mit den Waffen geschickt umgehen können. Es ist nicht einfach, die Beschreibung „zum Krieg sehr geneigtes Volk“ in der Schilderung der Ungarn zu interpretieren. Es liegt auf der Hand, dass diese Bemerkung nicht unbedingt das positive Ungarnbild verstärkt. In diesem Sinne ist zu hinterfragen, in wie weit das ganze „Verteidiger“-Bild positiv rezipiert werden kann. Diese Aspekte der Wahrnehmung werden später, bei der Kategorie des negativen Ungarnbildes näher untersucht.

Die Beschreibung der Bevölkerung ist immer eng mit der Herausbildung eines Fremdenbildes verbunden. Die Beschreibung der Ungarn prägte demnach das Ungarnbild beider Autoren deutlich. Speer stellt die Einwohner der oberungarischen Städte detailliert vor, wobei auf ihre Kleidung, Religion und Sitten fokussiert wird. Eine zusammenfassende Beschreibung ist im Kapitel 13 zu finden. Nach Speer sind die Ungarn nicht sehr hochmütig, verfügen über eine harte Natur und reisen wenig. Es wurde bereits erwähnt, dass die Bollwerkfunktion der Ungarn auch negative Attribute beinhalten kann. Speer verbindet mit dem ungarischen Volk, dass es besonders zum Krieg geneigt ist. Obwohl diese Eigenschaft bei Happel positiv erscheint – dadurch seien die Ungarn fähig, Europa vor den Türken zu schützen –, erhält die Kriegslust bei Speer einen negativen Unterton. Daneben betont Speer auch, dass die Ungarn „allen Nationen feind sind.“³² Er betont, dass die Männer gern Bart tragen, was das barbarische Bild der Ungarn noch weiter verstärkt. Eine wichtige Leistung dieses Teiles ist, dass Speer eine sog. Völkerschau hält, also dass er die Leser auf die Völkervielfalt des Landes aufmerksam macht. Speer hebt noch die vielfarbige Bekleidung der Ungarn hervor, bzw. dass das „Frauenvolk nit hässlich ist.“³³ Bei Happel treffen wir ähnliche Äußerungen und Formulierungen. Er charakterisiert die Ungarn als

³¹ Happel, Kapitel 30, S. 420.

³² Speer, Kapitel 13, S. 96.

³³ Speer, Kapitel 13, S. 96.

„unruhige Köpfe“³⁴ und erwähnt, dass sie zum Krieg besonders geneigt sind. Er stellt nicht in Frage, dass die Ungarn ein tapferes Volk sind, akzentuiert zugleich, dass sie über wildes Aussehen verfügen: „Die Ungarn sind zum Kriege sehr geneigtes Volk/ja alle ihre Minen und Anschläge haben ein kriegerisches Außsehen [...]“³⁵ Ein wichtiger Teil in Happels Ungarnbeschreibung ist die Textstelle, wo er länger über die Konspiration der Ungarn gegen den Kaiser berichtet. Dieser Punkt scheint bei Speer etwas vernachlässigt zu sein, spielt aber bei der Bewertung Ungarns eine tragende Rolle. Bei Happel ist es auch bemerkenswert, dass er tiefgehend die Bekleidung der „Henduken“³⁶, der Adeligen, der Frauen und der Bauern beschreibt. Hier lassen sich bestimmte Ähnlichkeiten in der Beschreibung des ungarischen Volkes aufweisen, wie z.B. die harte Natur und die bunte Kleidung der Bewohner. Man muss zugleich darauf hinweisen, dass das Ungarnbild, besonders in diesem Kontext, gar nicht homogen ist. Neben den positiven Eigenschaften wie z.B. Kriegskunst, die am Ende des 17. Jahrhundert nicht mehr so wichtig scheint wie einige Jahrzehnte früher, erscheinen negative Attribute über die Ungarn. Ihr wildes Aussehen, die untreue Haltung gegenüber dem Kaiser scheinen mehr an Bedeutung zu gewinnen als die Fruchtbarkeit oder die Bollwerkfunktion. Diese etwas negativere Stellungnahme lässt sich anhand des Thököly-Bildes beider Autoren noch intensiver beobachten.

Einer der wichtigsten Aspekte des Vergleichs beider Werke ist die Beurteilung der Politik des Siebenbürgenfürsten Thököly. An diesem Punkt lassen sich zahlreiche Ähnlichkeiten, sogar Überlappungen, aber auch eine bedeutende Akzentverschiebung feststellen. Speer beschäftigt sich mit der Person und Politik Thökölys in dem Anhang seines Romans. Er verkündigt den Lebenslauf des Fürsten, der früher wahrscheinlich als Flugblatt erschien. Im VD17 sind zahlreiche Thököly-Biographien aufzufinden, wahrscheinlich hat Speer eine von diesen als Anhang hinzugefügt. Happel beschäftigt sich viel mehr mit der Person des Fürsten bzw. seiner Allianz mit den Türken. Happel vermittelt auch eine Thököly-Biographie, nämlich mit dem gleichen Text, den man bei Speer findet. Als Quelle gibt Happel kein konkretes Werk an, er bezieht sich auf diverse Texte von unbekanntem bzw. unbenanntem Verfasser: „Ich berufe mich vielmehr auff ein besonder Tractätlein und die bisherigen Novellen/woraus deß frommen und tapferen Tökeli-Lebenslauff/Tathen/Kriege und vergleichen guten Theils können ersehen werden.“³⁷ Anhand dieses Zitats scheint sich Happels Einstellung einfach zu erschließen, nämlich dass er Thököly für einen tapferen und frommen Mann hält. Sein Thököly-Bild ist doch nicht so einseitig. Happel the-

³⁴ Happel, Kapitel 30, S. 282.

³⁵ Happel, Kapitel 27, S. 369.

³⁶ Happel, Kapitel 30.

³⁷ Happel, Kapitel 25, S. 342.

matisiert den sog. Thököly-Verrat in mehreren Kapiteln und in einer Debatte der Protagonisten schildert er die Streite um Thökölys Politik. Happel beschreibt also detailliert, wie sich der siebenbürgische Fürst gegen den habsburgischen Hof wandte, als er Allianz mit der Pforte schloss. Happel formuliert seine Meinung indirekt, in Form von Entscheidungsfragen, die von Balassi, dem Sekretär des Fürsten gestellt werden:

Ob dieses am Kaiserl. Hofe gerne gesehen worden? Was man von dessen Macht/Klugheit/Glück und angemäßen Fürstl. Titul/welchen ihm die Ottomanische Pforte allbereit beigelegt/daselbst halte? Welcher Gestalt man seithero mit ihm tractiert? Ob er den Namen eines Rebellen oder Malcontenten verdiene? [...] davon kann ich jetzo nicht umständlich reden/würde meinem hochwehrten Herrn Cergelii auch wenig damit gedienet sein.³⁸

Er verurteilt also die Taten des Fürsten nicht eindeutig, aber seine negative Einstellung wird durch andere Fragen, wie z.B. die Fragen von Cergelii sichtbar: „wo ist jemal ein Fürstliches Haus gütiger gewesen/als Österreich? Und wer ist gnädiger als der grosse LEOPOLDUS?“³⁹ Zusammenfassend gilt also, dass das bisher zum größten Teil positiv dargestellte Ungarnbild von Thököly grundsätzlich verändert wurde. Obwohl es bei Speer nicht so klar zum Ausdruck kommt, sind Spuren der Abwertung im Lebenslauf aufzufinden. Es ist noch wichtig anzumerken, dass bei Happel und Speer die gleiche Thököly-Biografie zu lesen ist. Die Frage, ob Happel von Speer den Text übernahm, oder sie beide die gleiche Quelle verwendeten, ist wegen der großen Anzahl solcher Texte schwer zu beantworten und ist keine Aufgabe der vorliegenden Arbeit.

In den letzten Absätzen wurde schon die Verschiebung des Ungarnbildes in eine negative Richtung teilweise vorgestellt. Im Weiteren werden die negativen Elemente der Ungarnrezeption bei Speer und Happel präsentiert. Speer erlebt zahlreiche Gefahren während seiner Reise durch Oberungarn, vor allem in den Karpaten. Speer ist verzaubert von den Städten der Zips und den Wäldern des „karpathischen Gebürgs“, erfährt zahlreiche Grausamkeiten, wie z.B. Hinrichtungen in Eperjes oder die Besteigung der Karpaten. Er betont, dass der Weg durch Oberungarn wegen Räuber ziemlich gefährlich ist. Er berichtet außerdem über den Menschenhandel in Ungarn. Er wird selbst verkauft, als er ins türkische Gefängnis gerät. Als eine besonders negative Ungarndarstellung gilt die Beschreibung eines Siegesrituals, bei dem ein Menschenkopf auf einen Säbel aufgestochen wird und die Soldaten damit jonglieren:

Man hat erst vorgenommen/ in was vor lustigen und gefährlichen Scharmützel Simplex gewesen; indem wir nun zu Onoth einzogen/ trug

³⁸ Happel, Kapitel 25, S. 341–342.

³⁹ Happel, Kapitel 27, S. 368.

ein jeder gutter Ritter einen Türken-Kopff auf blosser Säbel daher; wie dann auch ich/ und glaubet keiner/der es nich versucht/wie schwer ein menschlicher Kopff sey; [...] ⁴⁰

Außerdem hebt Speer hervor, dass die Ungarn schwer zu bekehren sind, diese Aussage lässt sich aber nicht als eindeutig abwertend auffassen. Desto negativer scheint der Satz „Ich hatte öfters mit diesen sehr einfältigen Leuten meinen sonderbaren Spaß“⁴¹, in dem Speer das negative Bild vom Ungarn durch die Zuschreibung von verminderten intellektuellen Fähigkeiten verstärkt. Bei Happel erscheint die negative Ungarnrezeption weniger klar. Er erwähnt in seinem Roman, dass in Ungarn Menschenhandel getrieben wurde, ergänzt aber diese Tatsache mit der Bemerkung, dass Sklaven von beiden Seiten, also von Ungarn und Türken verkauft und gekauft wurden. Hier stellt er zugleich die Frage – er äußert seine eigene Meinung oft durch Fragen – ob dies als christlich angesehen werden kann. Happel beschreibt auch das Ritual, bei dem die Köpfe der Feinde von den Siegern aufgestochen werden, er beschreibt es aber als beidseitiges Ritual. Diese Gegenseitigkeit heißt aber nicht, dass das Handeln der Ungarn gerechtfertigt wäre, doch Happel berichtet nicht abwertend über diesen Brauch. Der wichtigste Bestandteil von Happels Ungarnbild ist also nicht die Grausamkeit oder das wilde Aussehen der Bevölkerung, vielmehr trägt die Verschwörung gegen den Kaiser zur negativen Bewertung des Landes bei. Er kritisiert auch den ungarischen Adel und argumentiert, dass die Belagerung Wiens die Schuld der „untreuen Ungarn“⁴² sei. Seiner Meinung nach sind die Ungarn „wegen ihrer unruhigen Köpffe“⁴³ schuldig. Happels negative Bewertung basiert also auf der Magnatenverschwörung bzw. auf dem Verrat von Thököly, während Speer wahrscheinlich anhand eigener Erfahrungen das Bild des Anderen, des Fremden konstituiert. Es ist wichtig zu betonen, dass Happel die ungarischen Umstände nur aus Lektüren kennen konnte und diese Ereignisse intensiv in der zeitgenössischen Presse behandelt wurden. Happel stand den Quellen zur Verfügung, er ist nie einem Ungarn begegnet, aus dieser Sicht scheint also Speers Beschreibung repräsentativer. Bei Happel ist es wichtig zu unterstreichen, dass bei ihm ein Resümee der Ungarnbilder aufzufinden ist. Seine Meinung spiegelt folglich mit großer Wahrscheinlichkeit die Einstellung der zeitgenössischen Leserschaft wider.

⁴⁰ Speer, Kapitel 22, S. 173.

⁴¹ Speer, Kapitel 26, S. 212.

⁴² Happel, Band 2, Kapitel 2, S. 494.

⁴³ Happel, Kapitel 27, S. 367.

3. Fazit

Als ein Fazit dieser vergleichenden Analyse gilt, dass beide Autoren ähnliche Ungarnbild-Elemente in ihre Beschreibungen integrieren. Ein Teil dieser Elemente basiert auf einer längeren Erzähltradition, wie z.B. das Bild des fruchtbaren Ungarn, ein anderer Teil geht aber von neu entstandenen Bildern heraus. Am Ende des 17. Jahrhunderts besteht ein Ungarnbild, das die alten Bestandteile integriert und zugleich neue aufweist. Das bisher negative Ungarnbild wird zum Teil dadurch modifiziert, dass die Türkengefahr schon teilweise vorbei war. Die Bollwerkfunktion Ungarns scheint also nicht mehr so wichtig zu sein wie vorher. Es kommt noch hinzu, dass die Ungarn durch die Allianz von Siebenbürgen mit dem Erbfeind als Verräter des Kaisers und ferner der ganzen Christenheit gelten. Bei beiden Autoren wird *fertilitas Pannoniae* mit dem gleichen, oder mindestens mit einem ähnlichen Fokus behandelt, sie steht im Mittelpunkt der Ungarnbeschreibung. Bei den Städtebeschreibungen sind die Autoren nicht mehr so einig. Der Akzent fällt bei Speer auf die Städte der Zips, bei Happel auf die Städte Südungarns. Dieser Unterschied lässt sich mit der gegensätzlichen Motivation und mit der unterschiedlichen Qualität der Kenntnisse der Autoren begründen. Ein großer Unterschied kann bei der Beschreibung und Bewertung der Politik von Thököly festgestellt werden. Ein Grund für diese Akzentverschiebung lässt sich auch in den unterschiedlichen Kenntnissen und Quellen von Speer und Happel finden. Als Fazit gilt also, dass das Ungarnbild des 17. Jahrhunderts gar nicht so homogen ist, die Ungarnrezeption in der deutschsprachigen Literatur lässt sich nicht nur als negativ oder positiv bewerten. Es wäre eine interessante Aufgabe, das Ungarnbild des Anfangs des 18. Jahrhunderts näher zu untersuchen, um zu erfahren, wie sich die Ungarnrezeption nach dem Ende der Türkenkriege im mitteleuropäischen Raum konstituiert.

4. Bibliographie

Primärquellen

- Happel, Eberhard Werner: Der ungarische Kriegsroman. Band 1. Buch 1. Ulm: Wagner, Matthäus 1685.
 Speer, Daniel: Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus, Berlin: Rütten & Loening 1978.

Sekundärquellen

- Arnold, Klaus: Städtelob und Städtebeschreibung im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Johannek, Peter (Hg.): Städtische Gesichtsschreibung im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Köln: Böhlau 2000, S. 247–268.
 Behringer, Wolfgang/Roeck, Bernhard (Hg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800. München: H. C. Beck 1999.

- Fassel, Horst (Hg.): Pannonien vermessen. Ungarnbilder der deutschen Literatur von Ekehard IV. bis Siegfried Lenz. Stuttgart 2004, S. 341–342.
- Freytag, Hartmut: Über das Stadtlob von Zacharias Orth auf Stralsund (1562) und das Stadtlob des Peter Vietz auf Lübeck (1552). In: ZVLGA Bd. 75. 1995, S. 137–174.
- Gajek, Konrad/Szyrocki, Marian (Hg.): Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus. Nachwort. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1973, S. 196.
- Lökös, Péter: Die Darstellung der ungarischen Volksbräuche. In: Breuer, Dieter/Tüskés, Gábor (Hg.): Das Ungarnbild der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Bern: Peter Lang Verlag 2005, S. 253–260.
- Mannhold, Marion: Rom zur Zeit des Augustus. In: Sturm, Ulrike (Hg.): Vom Bild der Stadt in den Köpfen. Gute Stadt – Schlechte Stadt. www.tu-cottbus.de/insl/fileadmin/.../gute_stadt_schlechte_stadt.pdf
- Stammler, Wolfgang (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriss. Band 3. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1967, S. 1273–1274.
- Thiemann, Hans: Die heroisch-galanten Romane August Bohses als Ausdruck der seelischen Entwicklung in der Generation 1680–1710. Phil. Diss. Kiel 1932. In: Lock, Gerhard: Der höfisch-galante Roman des 17. Jahrhunderts bei Eberhard Werner Happel. Würzburg: Tritsch 1939, S. 27.
- Zeller, Rosmarie: Der Ungarische Simplicissimus zwischen Schelmenroman und Reisebericht. In: Breuer, Dieter/Tüskés, Gábor (Hg.): Das Ungarnbild in der Literatur der frühen Neuzeit. Bern: Peter Lang 2005, S. 145–160.

Samuel von Brukenthal: Freimaurerei mit pietistischer Note. Beobachtungen über die Loge in Halle unter der Schirmherrschaft Martin Schmeizels*

Attila Verók

Als Samuel, der jüngste Sohn der Adelsfamilie Brukenthal genügend materielle Vorbedingungen zu einer, Mitte des 18. Jahrhunderts schon immer seltener vorkommenden Kavaliertour besaß¹, hat er mit 21 Jahren im Frühling 1743 seine Ausbildungsreise an deutschen Universitäten angetreten.² Gleich den anderen, die in der Geschichte der *peregrinatio academica* an ausländischen Hochschulen studierten, fing er seine Studien zuerst in Halle an der Saale unter normalen, von den anderen Tausenden Studentenschicksalen nicht abweichenden Umständen an.³ Zu dieser Zeit wusste noch niemand, dass er auch einigen Sie-

* Die Erstellung dieses Aufsatzes wurde durch die Unterstützung des Forschungsstipendiums des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Universität Oldenburg und des Institutul de Istorie ‚George Barițiu‘, Academia Română, Cluj-Napoca, Nr. POSDRU 89/1.5/S/61104 unter dem Titel *Științele socio-umaniste în contextul evoluției globalizate – dezvoltarea și implementarea programului de studii și cercetare postdoctorală* ermöglicht.

¹ Zu den Umständen der Geld- oder Erbfrage vgl. Schuller, Georg Adolf: Samuel von Brukenthal. Bd. 1–2. München 1967–1969 (= Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission; 18–19) [fortan: Schuller 1967–1969], S. 27. – Zum Phänomen Kavaliertour siehe Tilgner, Hilmar: Kavaliertour. In: Enzyklopädie der Neuzeit (Jenseits – Konvikt, Bd. 6) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern, hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2007, Sp. 523–524 (mit ausführlicher, weiterleitender Literatur).

² Vom Leben Brukenthals siehe im Allgemeinen Deutsches Biographisches Archiv [fortan: DBA] 152, S. 16–35, Deutsches Biographisches Archiv. Neue Folge [fortan: DBA NF] 187, S. 77–101, Schuller 1967–1969 (Monographie); Göllner, Carl: Samuel von Brukenthal. Sein Leben und Werk in Wort und Bild. Bukarest 1977 [fortan: Göllner 1977] (lange Abhandlung) und Göllner, Carl: Samuel von Brukenthal 1721–1803. In: Drotleff, Dieter (Hg.): Taten und Gestalten. Bilder aus der Vergangenheit der Rumäniendeutschen. Bd. 2. Hermannstadt, 2002, S. 13–15. [fortan: Göllner 2002] (kurze Abhandlung) mit weiterleitender, vollständiger Literatur.

³ Zum Phänomen Universitätsbesuche in Europa siehe Giese, Simone: Peregrinatio academica. In: Enzyklopädie der Neuzeit (Naturhaushalt – Physiokratie, Bd. 9) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2009, Sp. 951–955 (mit ausführlicher, weiterleitender Literatur). – Aus der Sicht des historischen Ungarn wird untersucht bei Balázs, Mihály [et al.]: peregrináció. In:

benbürger Sachsen ähnlich, die vorher schon bei der Geschichte der Universität Halle aktiv mitgewirkt haben⁴, seine Erinnerungszeichen in der Kulturgeschichte der hiesigen Bildungsinstitution hinterlässt, und nicht ohne alle merkwürdigen Ereignisse nach dem Studienabschluss spurlos in seine Heimat zurückkehrt. Schon in Halle zeigten sich die ersten Zeichen seiner späteren Organisationsfertigkeit und Führungsfähigkeit, als er dort eine Freimaurerloge gründete und als hammerführender Meister⁵ leitete.

Köszeghy Péter (Hg.): Magyar művelődéstörténeti lexikon [Lexikon für Kulturgeschichte Ungarns], Bd. 9. Budapest 2009, S. 123–131.

⁴ Die Erforschung der Studienwege der Peregrinanten oder akademisch gebildeten Menschen aus Siebenbürgen, so auch der Studienbesuch der siebenbürgisch-sächsischen Studenten ist im Prinzip beendet. Die erhalten gebliebenen Matrikeln der großen europäischen Universitäten sind aufgearbeitet worden. (Die Angaben mit Bezug zu Siebenbürgen siehe Tonk, Sándor: Erdélyiek egyetemjárása a középkorban [Universitätsbesuche von Studenten mit siebenbürgischer Herkunft im Mittelalter]. Bukarest 1979; Szabó, Miklós – Tonk, Sándor: Erdélyiek egyetemjárása a korai újkorban [Universitätsbesuche von Studenten mit siebenbürgischer Herkunft in der Frühen Neuzeit]. Szeged 1992 (= Fontes rerum scholasticarum; Bd. 4); Szabó, Miklós – Szögi, László: Erdélyi peregrinusok [Peregrinanten aus Siebenbürgen]. Marosvásárhely 1998 und Wagner, Ernst (Bearb.): Die Pfarrer und Lehrer der evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. I. Von der Reformation bis zum Jahre 1700. Köln [u.a.] 1998.) Daraus ergibt sich, dass sich die Strukturen und Richtlinien des geistigen Interesses in der Frühen Neuzeit deutlich abzeichnen. Seit der Reformation richtete sich der Besuch einer Universität nach der Prägung ihrer theologischen Fakultät. Anhand der Forschungsergebnisse von Ernst Wagner lässt sich zeigen, dass von den lutherischen Pfarrern aus Siebenbürgen, die eine Universität besuchten, neun von zehn schon im 16. Jahrhundert, im 17. Jahrhundert sogar 98,9 Prozent an evangelisch-lutherisch geprägten Gymnasien oder Universitäten immatrikulierten. Nicht nur die im Mittelalter so beliebten katholischen Universitäten zu Wien und Krakau, sondern auch reformierte Universitäten wie Heidelberg und Marburg sowie die Hochschulinstitutionen der Niederlande und der Schweiz wurden im 17. Jahrhundert bedeutungslos. Die gefragteste Universität in der Frühen Neuzeit stellt Wittenberg dar, wo im 16. Jahrhundert 68,4 Prozent und im 17. Jahrhundert 41,3 Prozent aller Studierenden aus Siebenbürgen Aufnahme fanden. Die Situation änderte sich im 18. Jahrhundert: Wittenberg verlor seine Beliebtheit bei den Siebenbürger Sachsen, bevorzugt wurden nun die Universitäten zu Jena und Halle. Belege zum Thema sind im folgenden Sammelband zu lesen: Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Hg. von Márta Fata, Gyula Kurucz und Anton Schindling unter Mitarbeit von Alfred Lutz und Ingomar Senz. Stuttgart 2006. (= Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; Bd. 64).

⁵ Als solcher werden in der Loge der vorsitzende Stuhlmeister und die beiden Aufseher bezeichnet. Der Hammer, der uralte symbolische Bedeutung hat und meist von hohem Kunstwert ist, symbolisiert sittliche Stärke und Entschlossenheit der Personen, die zum Zeichen ihrer Würde einen Hammer führen. Das ist die sog. Hammergewalt. So heißt in den Freimaurerlogen die in der Hammerführung zum Ausdruck kommende symbolische Gewalt des Meisters vom Stuhl in eröffneter Loge. Der Meister vom Stuhl nimmt Beratungsgegenstände ‚unter den Hammer‘, sein Hammerschlag eröffnet und schließt die Arbeit, mit dem Hammer bestimmt er die einzelnen Abschnitte gebrauchtmülicher Vorgänge, mit der Kraft des Hammers weiht er Neophyten, d.h. Neueingepflanzte oder Neulinge ein, und erteilt auch Weihen in höheren Graden. Seinem Hammerschlag hat die Loge in erleuchteter Loge unbedingtes Gehör zu schenken. Der Dreiklang der Hammer des Meisters und der beiden Aufseher (der Hammerführenden) regelt die Arbeit jeder

Samuel von Brukenthal wurde am 11. Mai 1743 an der Universität zu Halle vom Prorektor Simon Gasser immatrikuliert.⁶ Hier studierte er Jura und Staatswissenschaften bei den Professoren Gasser (historisch-entwickelnde Rechtsgeschichte) und Knorre (rationalisch-beweisende Rechtsgeschichte).⁷ Echte aufklärerische Gedanken konnte er an der philosophischen Fakultät vom namhaften, auch in Siebenbürgen berühmten Aufklärungsphilosophen Christian Wolff hören, u.a. anhand dessen Tätigkeit die Aufklärung, das freie Denken, die Humanität und die Toleranz (gleichzeitig Ziele und Motive des Freimaurerwesens) über die dogmatische Orthodoxie in Halle gesiegt haben. Es dürfte ferner angenommen werden, dass er in näherer Beziehung zu einem vierten Professor, dem siebenbürgisch-sächsischen Martin Schmeizel aus Kronstadt stand.⁸ Er hielt zu den Themen Geschichte und Staatsrecht Vorlesungen, aber setzte auch eine an der Universität zu Jena angefangene Tradition fort: Er sprach im Rahmen von Sondervorlesungen über die Geschichte und Landeskunde Siebenbürgens vor Interessenten meist aus Siebenbürgen. An solchen Veranstaltungen könnte auch

Freimaurerloge. Vgl. dazu Valmy, Marcel: Die Freimaurer. Arbeit am Rauhen Stein mit Hammer, Zirkel und Winkelmaß. Köln 1998 [fortan: Valmy 1998], S. 15; Lennhoff, Eugen [et al.]: Internationales Freimaurer Lexikon. München ²2003 [fortan: Lennhoff ²2003], S. 378 und Hardtwig, Wolfgang: Freimaurer. In: Enzyklopädie der Neuzeit (Dynastie – Freundschaftslinien, Bd. 3) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2006, Sp. 1204–1213 (mit weiterleitender Literatur).

⁶ Teutsch, Friedrich: Siebenbürger in Halle. In: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 1. Folge, H. 2, 1879, S. 66–67. Die Matrikeln der Universität Halle sind leider erst bis zum Jahre 1741 im Druck herausgegeben. Vgl. dazu Juntke, Fritz (Hg.): Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1 (1690–1730). Halle 1960. (= Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle a. d. Saale; Bd. 2) und Preuß, Charlotte Lydia (Bearb.): Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2 (1730–1741). Halle 1994. (= Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle a. d. Saale; Bd. 40).

⁷ Schuller schreibt: „Beide Richtungen fanden in dem jungen logisch und historisch vorgebildeten Studenten Verständnis und Anklang, wie seine späteren Arbeiten bezeugen.“ (Schuller 1967–1969, 28–29) Diese Vorlesungen mögen auch zur Entfaltung von aufklärerischen Gedanken bei Brukenthal beigetragen haben.

⁸ Zu Schmeizel allgemein siehe DBA 1112, S. 229–292, DBA NF 1157, S. 51–53 und speziell Verók, Attila: Schmeizel, Martin. In: Magyar művelődéstörténeti lexikon X. Középkor és kora újkor [Lexikon für Kulturgeschichte Ungarns. Bd. 10. Mittelalter und Frühe Neuzeit]. reneszánsz – Széchenyi nyomdászata. Főszerk. Kőszeghy, Péter; szerk. Tamás, Zsuzsanna. Budapest 2010, S. 254–256 (mit Bibliografie der neuesten Fachliteratur zur weitverzweigten Tätigkeit und Bedeutung Schmeizels für die ungarische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte bzw. weitere einschlägige Publikationen des Verfassers). Zum Zusammenhang der bedeutenden Gelehrtenbibliothek Schmeizels und der vom Brukenthal gegründeten siebenbürgisch-sächsischen ‚Nationalbibliothek‘ zu Hermannstadt siehe Verók, Attila: Az első magyar történeti szakkönyvtár? Martin Schmeizel és történeti hungarikumai [Die erste ungarische Fachbibliothek mit historischem Bestand? Martin Schmeizel und seine historischen Hungarica]. In: Acta Academiae Agriensis. Nova series Tom. XXXVII. Sectio historiae / szerk. Miskei Antal. Eger 2010 (2011), S. 49–81.

Brukenthal als begeisterter Zuhörer teilgenommen haben. Der Einfluss Schmeizels auf Brukenthal kann auch daran erfasst werden, dass er als berufener Münzensammler wahrscheinlich auch Brukenthal zu seiner, seit der Kindheit existierenden Liebe zur Münzenkunde – also zu einer wirklich aufklärerischen Tätigkeit – angeregt hat.⁹

Neben den Studien aber hatte Brukenthal andere politische, kulturpolitische und alltägliche Beziehungen zu vornehmen und feineren Kreisen, die für seine gesellschaftliche Bildung und für seine spätere Laufbahn von Bedeutung gewesen sind. Als Beispiel der gesellschaftlich-kulturellen Sondertätigkeiten kann hervorgehoben werden, dass er sich schon am Anfang des Wintersemesters 1743/44 mit den Vorbereitungen zur Gründung einer Freimaurerloge in Halle beschäftigte. Er wollte mit vier anderen, ebenfalls juristischen Studenten¹⁰ eine Loge der in London im Jahre 1717 entstandenen Richtung zustande bringen. Brukenthal und Cramm reisten im Herbst 1743 nach Berlin, um

sich dort theils von allen zur Errichtung einer gerechten und vollkommenen Loge nothwendigen Dingen zu unterrichten und maurerische Kenntnisse zu sammeln, theils von dem Könige (Friedrich II. von Preußen, der Großmeister der Berliner Großloge *Zu den drei Weltkugeln* war – A. V.) als Großmeister ein Constitutionspatent zu erlangen.¹¹

Die beiden müssen in Berlin einen guten Eindruck gemacht haben, weil ihnen nach der Bekanntgabe der Arbeit in der Loge und nach einer Prüfung bereits nach 9 Tagen (vom 28. November bis zum 6. Dezember waren sie in Berlin) ein Patent zur Gründung einer Tochterloge in Halle zur Verfügung gestellt wurde. Die Genehmigung des französischsprachigen Patents ist am 14. Dezember 1743 in der Wohnung (als Tempel der Loge)¹² des Baron d'Outrot im Rahmen der

⁹ Zur numismatischen Sammlung Brukenthals siehe Ittu, Gudrun-Liane: Geschichte des Brukenthalmuseums. Hermannstadt 2003 [fortan: Ittu 2003], S. 27–28 und Lapping, Christine: Die Sammlung des Freiherrn Samuel von Brukenthal. Eine Untersuchung zur Geschichte und zum Charakter der Sammlung im Hermannstädter Museum. Kronstadt/Heidelberg 2004. (Veröffentlichungen von Studium Transylvanicum), S. 76–95 (beides mit weiterer Literatur).

¹⁰ Die Namen der anderen vier Gründungsmitglieder lauten wie folgt: Adolf Friedrich von Cramm aus Meklenburg, S. A. d' Outrot, Karl Gebhard Vollrath oder Christoph Otto Ludwig von Krosigk (im Verzeichnis der Mitglieder der Loge steht nur der Name ‚von Krosigk‘) und Jean Baptiste Feronce aus Leipzig, Nachkomme französischer Flüchtlinge (vgl. Eckstein, Friedrich August: Geschichte der Freimaurer-Loge im Orient von Halle. Halle 1844 [fortan: Eckstein 1844], S. 2, 26, 329).

¹¹ Zitat aus Eckstein 1844, S. 2. Der zitierte Satz befindet sich auch bei Piechocki, Werner: Die Anfänge der Freimaurerei in Halle. Studenten- und Professorlogen, in: Donnert, Erich (Hg.): Deutsche Aufklärung. Festschrift für Günther Mühlpfordt. Weimar/Köln/Wien 1997. (Europa in der Frühen Neuzeit; Bd. 4), S. 479–486 [fortan: Piechocki 1997], hier S. 480.

¹² Der Tempel dient im konkreten Sinne zur Bezeichnung des Logenhauses oder des Versammlungsraumes der Loge, der als ein würdig ausgestatteter Raum in seiner Ausschmückung auf den Symbolinhalt Bezug nimmt. Der Tempel dient im übertragenen Sinne zur Bezeichnung der

ersten Sitzung der Loge – oder wie sie sich eigentlich nannte: der ersten Innung – *Zu den drei goldenen Schlüsseln*¹³ vorgelesen worden und damit galt die Loge offiziell als eröffnet.¹⁴ Brukenthal wurde als abgeordneter Meister der Mutterloge anerkannt, Cramm zum ersten Vorsteher und d’Outrot aller Wahrscheinlichkeit nach zum zweiten Vorsteher ernannt. Von Krosigk erhielt den Titel des ersten Schatzmeisters und Feronce wurde mit den Aufgaben des ersten Sekretärs beauftragt.¹⁵ Am 14. Januar 1744 genehmigten die versammelten Brüder einstimmig die ausgearbeiteten Lokalgesetze¹⁶, die allgemeine maurerische Regeln, die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten sowie spezielle Bestimmungen für die Brüder der Loge (so z.B. Strafen für Trunkenheit, Fluchen, Schwören, Streit und Zank sowie für Übertretung des Rituals) und über die Zulassung zum Orden enthielten. Die Aufnahmegebühren betragen 40 Taler. Am 13. April 1744 zählte die Loge 20 richtige Mitglieder, jedoch wurde am 15. Juli 1745 (bereits unter der Führung von Balthasar Friedrich von Miethoff)¹⁷ festgelegt, dass die Anzahl nicht über 16 steigen sollte. Die übrigen Brüder hießen „Visiteure“ und waren von der Zahlung der Quartalgelder (2 Taler) befreit.¹⁸ Über die Gesamtanzahl der Mitglieder der Loge unter Brukenthals Hammerführung sind verschiedene Angaben in der Fachliteratur zu lesen. Ich nehme die Anzahl von 48 Mitgliedern von Schuller an, der anhand der bei Eckstein befindlichen Liste richtig zu sein scheint.¹⁹ Die aufgenommenen Mitglieder waren

Einheit oder humanistischen Entwicklung der Menschheit. Mehr dazu siehe die Stichwörter Tempel und Salomonischer Tempel bei Lennhoff²⁰⁰³, S. 832–835; bei Baigent, Michael – Leigh Richard: *Der Tempel und die Loge. Das geheime Erbe der Tempel in der Freimaurerei*. München¹⁰2006 oder bei Wendling, Peter: *Die Macht der Geheimbünde. Freimaurer, Rosenkreuzer, Tempelritter & Co.* München 2006.

¹³ Der Name der Loge weist im ursprünglichen Sinne darauf hin, dass der Orden einst drei Schlüssel in Verwahrung gehabt hat, den zum Tal Josaphat, den zum Stadttor von Jerusalem und den zur Burg Zion. In einem anderen Bedeutungsfeld steht der Schlüssel als Symbol für Verschwiegenheit (vgl. Lennhoff²⁰⁰³, S. 749).

¹⁴ Selbstbenennung siehe bei Eckstein 1844, S. 4 und Maennel, Rudolf: *Br. Samuel von Brukenthal, der Gubernator von Siebenbürgen und erste v. St. der ältesten Loge im Orient von Halle a/S.* In: *Latomia*, Heft 2–3, S. 1–7 [fortan: Maennel 1884], hier S. 2. – Wie die Loge ins System der mitteldeutschen Aufklärungsgesellschaften eingegliedert war, zeigt eine merkwürdige Tabelle bei Zaunstöck, Holger: *Sozietätslandschaft und Mitgliederstrukturen. Die mitteldeutschen Aufklärungsgesellschaften im 18. Jahrhundert.* Tübingen 1999 (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung; Bd. 9), S. 279–302.

¹⁵ Der ursprüngliche Text des Konstitutionspatents und die Verteilung der Rollen in der Loge sind im Protokoll der ersten Sitzung zu lesen. Vgl. Eckstein 1844, S. 2–4, 26.

¹⁶ Das wichtigste darunter war: Es dürfe niemand aufgenommen werden, der sich zum Atheismus oder zur Freigeisterei (Libertinage) bekenne. Die Loge stand also auf festem christlichem Boden, trotz der Aufklärungswelle, die damals auch schon in Halle verbreitet war.

¹⁷ Vgl. Eckstein 1844, S. 9.

¹⁸ Vgl. Eckstein 1844, S. 4–6.

¹⁹ Vgl. Eckstein 1844, S. 26–31 und S. 329–338; Schuller 1967–1969, S. 33.

meist Studenten, hauptsächlich Söhne adeliger Familien, doch finden wir im Verzeichnis der Mitglieder auch bürgerliche Namen.²⁰

Die Arbeit in der Loge beschränkte sich in der Regel auf Rezeptionen und Beförderungen, die meist in sehr schneller Folge vorgenommen wurden, sogar 4 bis 5 in einem Monat. Über den wirklichen Inhalt der Sitzungen, also von der mauerischen Arbeit selbst, verraten die Protokolle wenig. Eckstein bemerkt dazu kritisch: „Daß etwas für die mauerische Bildung der Brüder durch Instructionen geschehen sei, melden die Protokolle nicht; die Hauptsache waren fröhliche Zusammenkünfte und Schmausereien, bei denen die Mehrzahl auf Kosten der neuen Mitglieder aß und trank.“²¹ War das vielleicht nicht anders als in freimaurerische Formen gefasstes Studentenleben der damaligen Zeit? Heute kann man diese Frage nicht mehr eindeutig beantworten. Von der Lebenshaltung der Logenmitglieder berichtet uns die Beschreibung der Johannisfeier, die die Loge als eine sogenannte ‚Johannisloge‘ alljährlich ausführte, wurden unter Brukenhals Führung erstmals am 24. Juni 1744 in folgender, auch die Aufmerksamkeit des nichtmaurerischen Publikums erregender Weise gefeiert: Um 11 Uhr wurde die Versammlung durch den „sehr erwürdigen Meister“ eröffnet, dann folgte eine einstündige Festrede des Bruder Redners „mit einer erbaulichen und lebhaften Betrachtung über das Erhabene in der Freimaurerei“. Um 12 Uhr fand die Tafel oder das Festmahl im ‚Kronprinzen‘ mit Musikbegleitung statt, d.h. „während der Mahlzeit ließen sich Trompeten und Pauken hören“. Nach dem Mittagessen „ward eine Summe Geldes von 30 Thalern an die Vorsteher der öffentlichen Almosenkasse, daß solche unter die Armen vertheilet würde, behändigt“. Die Brüder erfreuten sich hierauf mit allerhand Erfrischungen bei einem angenehmen Gespräch, und als sie die Abendmahlzeit eingenommen hatten, gingen sie gegen 10 Uhr ohne alle Unordnung auseinander. Aus Anlass des ersten Johannisfestes der Loge *Zu den drei goldenen Schlüsseln* wurde eine Medaille oder Denkmünze in Gold und Silber geprägt. Die Münze zeigte auf dem Avers freimaurerische Symbole²², das Wappen der Loge (Schlüssel) und die

²⁰ Zur Mitgliederzahl und -struktur bzw. zum Fakultätenspektrum der studentischen Mitgliedschaft in der ersten Hallenser Freimaurerloge und in den Nachkommenlogen siehe interessante Diagramme und Abbildungen bei Neugebauer-Wölk, Monika: Der Kampf um die Aufklärung. Die Universität Halle 1730–1806. In: Berg, Gunnar – Hartwich, Hans-Hermann (Hg.): Martin-Luther-Universität von der Gründung bis zur Neugestaltung nach zwei Diktaturen. Opladen 1994, S. 27–55 (Montagsvorträge zur Geschichte der Universität in Halle), hier S. 38–43.

²¹ Vgl. Eckstein 1844, S. 11.

²² Die Beschreibung des Avers der Münze vom Sekretär der Loge *Zu den drei Degen* lautet: „Auf dem Avers steht unter dem Schutze des gekrönten Adlers, der zur Sonne auffliegt, ein Maurer; das Winkelmaß auf der Brust, das Senkblei in der rechten Hand, mit dem linken Arme auf eine Weltkugel sich stützend. Zu seinen Füßen liegen als mauerische Embleme Hammer, Winkelmaß, Zirkel und der cubische Stein.“ (Vgl. Eckstein 1844, S. 12.) Nun werden die freimaurerischen Symbole kurz erklärt. Der *Adler* bezeichnet verschiedene Rittergrade (Lehrling, Geselle, Meister – mehr dazu siehe bei Terhart, Franjo: Freimaurer. Kreuzlingen/München 2004,

Anfangsbuchstaben des Namens Brukenthals: C. S. v. Br., dazu die Umschrift „STUDIO. SAPIENTIA. SILENTIO.“²³ Der Revers erinnerte durch drei verschlungene Hände unter gestirntem Himmel an die drei Stände: Wehr-, Lehr- und Nährstand, die sich zu einem gemeinsamen hohen Zwecke verbinden sollen. Darunter befand sich ein Prospekt von Halle und im Abschnitt das Orts- und Tagesdatum. Die Umschrift lautete: „ET NON FUCATA AMICITIA QUID NOBILIUS“.²⁴

Der Verkehr mit anderen Logen war lebhaft, naturgemäß vor allem mit der Mutterloge *Zu den drei Weltkugeln* in Berlin. Man tauschte regelmäßig Schriften aus. Das mag auch in der Anfangszeit der ersten Loge in Halle passiert sein, aber davon sind keine schriftlichen Dokumente erhalten geblieben. Die Hammerführung Brukenthals dauerte aber nicht lange, weil er wegen des Ausbruchs des zweiten schlesischen Krieges im Sommer 1744 Halle verlassen musste. Dann wurde er im Herbst 1744 mit 14 anderen Landsleuten in Jena für das Wintersemester 1744/45 immatrikuliert.²⁵ Die beinahe einjährige Leitung der Loge hat aber für ihn verschiedenartige Vorteile gehabt: Er trat mit vornehmen und auch geistig höher stehenden Gesellschaftskreisen in engen Kontakt, was sich in der

S. 36–51) bzw. Orden in der Freimaurerei. Die *Sonne* bildet mit Mond und Meister vom Stuhl die „drei kleinen Lichter“ der freimaurerischen Symbolik, die die Lichtquellen der Loge versinnbildlichen. Das *Winkelmaß* bildet auf dem Altar mit Bibel und Zirkel die „drei großen Lichter“ der freimaurerischen Symbolik. Das Winkelmaß ist das Symbol der Ehrlichkeit, Rechtsschaffenheit und Gewissenhaftigkeit, das die menschlichen Handlungen nach dem Gesetz der Rechtwinkeligkeit, d.h. nach Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ordnet und richtet. Das Winkelmaß hat auch, zusammen mit Wasserwaage und Senkblei, unter den „beweglichen Kleinodien“ seinen Platz und gibt mit ihnen ein System überlegt gesetzter Richtlinien des freimaurerischen Handelns. Das *Senkblei* lehrt die Wahrheit zu suchen und ihr zum Recht zu verhelfen (gerechtes Urteil). Mit dem ins Gewissen gesenkten Blei wird die Geradheit und Wahrhaftigkeit geprüft. Das Senkblei gehört zu den so genannten beweglichen Kleinodien der Maurerei und ist das Zeichen des zweiten Aufsehers. Erklärung der Bedeutung des *Hammers* siehe oben, Fußnote 5. Während das Winkelmaß mehr nach Vernunft und Gesetz regiert (Materie), ordnet der *Zirkel* (Geist), das Symbol der allumfassenden Menschenliebe (und für Gottes unparteiische Gerechtigkeit), das Gefühlsleben, die seelische Einstellung zur Brüderschaft und zur Menschheit. Er lehrt, dass eine der beiden Spitzen stets im Herzen des Bruders verankert ist, die andere ihn mit allen Brüdern verbindet. *Der kubische Stein* (Kubus, Würfel), also der behauene Stein ist das Lehrbild des Bausteins, der sich lückenlos dem Bau einfügt, und der in fleißiger Arbeit aus dem unbehauenen, rauen Stein erstehen soll. Daher ist er das Lehrbild des in der freimaurerischen Arbeit Fortgeschrittenen, der durch Arbeit an sich selbst die Fähigkeit zu tragfähiger Einfügung erreicht hat. Vgl. dazu Valmy 1998, S. 7–15; Lennhoff ²2003, S. 50, 489, 777, 791, 907–908, 929. Zur freimaurerischen Symbolik allgemein: Kiszely, Gábor: A szabadkőművéség. História, titkok, szertartások [Die Freimaurerei. Geschichte, Geheimnisse, Zeremonien]. Budapest 1999.

²³ Das ist einer der wenigen Fälle, wo auch der zweite Vorname Brukenthals vorkommt: Carl.

²⁴ Zur Beschreibung des Johannistages und der Münze siehe Eckstein 1844, S. 11–13; Maennel 1884, S. 2–3; Schuller 1967–1969, S. 33 und Piechocki 1997, S. 480–481.

²⁵ Siehe dazu Wolff, Erhard: Siebenbürger Sachsen in Jena. In: Akademische Blätter, 1902–1903, S. 70–71.

späteren Phase seines Lebens noch als sehr vorteilhaft erwies.²⁶ Darüber hinaus wurde davon berichtet, „daß er seinen scharfen und fähigen Geist, mit dem er von der Natur begabt war, an ausländischen Hochschulen mit großem Fleiße gebildet hat“ und kehrte als ein „von Wissenschaft und feiner Kultur glänzender junger Mann“ in die Heimat nach Hermannstadt zurück.²⁷

Aufgrund der wortkargen Quellen, ob er in Halle mit dem Geist des Franckeschen oder Spenerschen Pietismus in Berührung kam, kann nichts Konkretes gesagt werden.²⁸ Es stehen einem aber außer den Quellen andere analogische Möglichkeiten als Gesichtspunkte zum Erschließen des pietistischen Einflusses auf eine Person zur Verfügung. An den Biographien selbst lassen sich nämlich die allgemeinen (geistesströmungs)geschichtlichen Tendenzen sehr gut nachzeichnen und dafür bietet Brukenthal ein anschauliches Beispiel. Auf Grund dessen versuche ich die möglichen Berührungspunkte zwischen Brukenthal und dem Pietismus zu sammeln. Erstens: Es wurde oben schon erwähnt, dass er nicht nur beim großen aufklärerischen Denker Christian Wolff, sondern auch an der theologischen Fakultät mit pietistischer Note studierte, wo er von pietistischen Gedanken angeregt worden sein dürfte. Zweitens: Die Übung der regelmäßigen Almosenverteilung unter den Armen in Halle dürfte weiter auch darauf hindeuten, dass er sich mindestens an die von August Hermann Francke und seinen Nachfolgern so oft geübte Form der Wohltätigkeit angeschlossen hat.²⁹ Drittens:

²⁶ Maennel 1884, S. 3.

²⁷ Die Zitate sind aufzufinden bei Schuller 1967–1969, S. 35.

²⁸ Zum Wesen und den Richtungen des eine verinnerlichte, persönliche Form lebendiger christlicher Frömmigkeit verbreitenden Pietismus siehe Albrecht-Birkner, Veronika [et al.]: Hoffnung besserer Zeiten. Philipp Jakob Spener (1635–1705) und die Geschichte des Pietismus. Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen in Zusammenarbeit mit dem Interdisziplinären Zentrum für Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg vom 29. Mai bis zum 23. Oktober 2005. Halle 2005. (Kataloge der Franckeschen Stiftungen; Bd. 15) [fortan: Albrecht-Birkner 2005]; Jung, Martin H.: Pietismus. Frankfurt/Main 2005; Wallmann, Johannes: Der Pietismus. Göttingen 2005 [fortan: Wallmann 2005]; Breul, Wolfgang: Pietismus. In: Enzyklopädie der Neuzeit (Physiologie – Religiöses Epos, Bd. 10) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2009, Sp. 12–17 (mit reichhaltiger, weiterleitender Literatur).

²⁹ Mehr dazu und über das Waisenhaus zu Halle als Musterbeispiel für andere Waisenhäuser in Europa in der Frühen Neuzeit siehe Veltmann, Claus – Birkenmeier, Jochen (Hg.): Kinder, Krätze, Caritas. Waisenhäuser in der Frühen Neuzeit. Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen vom 17. Mai bis 4. Oktober 2009 in den Franckeschen Stiftungen zu Halle. Halle 2009. (Kataloge der Franckeschen Stiftungen; Bd. 23) – Eine mögliche Interpretation des Themas siehe Verók, Attila: Gyermeksorsok a kora újkori árvaházakban [Kinderschicksale in den frühneuzeitlichen Waisenhäusern] (Kinder, Krätze, Caritas. Waisenhäuser in der Frühen Neuzeit. Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen vom 17. Mai bis 4. Oktober 2009 in den Franckeschen Stiftungen zu Halle. Herausgegeben von Claus Veltmann und Jochen Birkenmeier. Halle: Verlag der Franckeschen Stiftungen, 2009. (Kataloge der Franckeschen Stiftun-

In den kosmopolitisch motivierten Geheimgesellschaften spielten neben den aufklärerisch-rationalen Anliegen auch religiöse Momente eine Rolle, also mögen auch in der Loge zu Halle pietistische Ideen zirkuliert haben. Diese Vermutung kann ich durch Quellen nicht beweisen, weil die Protokolle der Logenversammlungen darüber keine Aussagen machen. Es ist aber erwähnenswert, dass die hammerführenden Meister der hallischen Loge nach Brukenthal (Daniel Nettelblatt, Balthasar Friedrich von Miethoff und David Samuel Madai) Kontakte zu den Franckeschen Anstalten hatten, sogar der Herr Madai aus Schemnitz, der als Arzt und Leiter der Medikamentenexpedition eng mit dem Waisenhaus und den Franckeschen Stiftungen verbunden war.³⁰ Viertens: Als ein ‚verdächtiges‘ Zeichen des Franckeschen Geistes kann erwähnt werden, dass sich Brukenthal später immer für Schulwesen und Schulgründung aktiv einsetzte. Er unterstützte z.B. seinen einstigen Studiengenossen Andreas Schunn, den Rektor des Hermannstädter Gymnasiums bei der Um- und Neugestaltung der Schule nach dem Vorbild des Hallenser Pädagogiums.³¹ Außerdem hatte er ge-

gen; Bd. 23). 231, [1] p.). In: Iskolakultúra. Pedagógusok szakmai-tudományos folyóirata, 19 (2009), Heft 11. Veszprém/Budapest 2009, S. 158–162.

³⁰ Vgl. Piechocki 1997, S. 480. – Was Madai anbelangt, kann nach einer langjährigen Hungarica-Erschließung in den historischen Sammlungen der Franckeschen Stiftungen behauptet werden, dass er viele eigene Dokumente dort hinterlassen hat. Das ist auch ein Beweis für die enge Verbindung zwischen ihm und den Anstalten. Belege dafür siehe in naher Zukunft in: Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 2: Alte Drucke. Herausgegeben von Brigitte Klosterberg und István Monok, bearbeitet von Attila Verók. Tübingen 2013. (Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien) (in Vorbereitung).

³¹ Albrich, Carl: Geschichte des ev. Gymnasiums A.B. In: Programm des ev. Gymnasiums A.B. zu Hermannstadt auf das Schuljahr 1895–1896. Hermannstadt 1895–1896, S. 64–65; Teutsch, Friedrich: Geschichte des ev. Gymnasiums in Hermannstadt. In: Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 19 (1884), S. 326–497; Schuller 1967–1969, S. 75. – Zur pietistischen Pädagogik siehe Herner, János: Adalékok a pietizmus történetéhez: Christoph Nicolaus Voigt magyarországi tevékenysége [Beiträge zur Geschichte des Pietismus: Christoph Nicolaus Voigts Tätigkeit in Ungarn]. Szeged 1981. Manuskript. [fortan: Herner 1981] S. 1–5 und Schmid, Pia: Pietistische Pädagogik. In: Albrecht-Birkner 2005, S. 165–174. – Der größte Pädagoge des Pietismus war August Hermann Francke, der zahllosen Kindern zu einer Ausbildung verholfen hat. Seine Schuleinrichtungen wurden zum Modell für andere Gründungen. Unter Franckes Einfluss wurde in Brandenburg-Preußen die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Er hat ferner erstmals mit einer organisierten und institutionalisierten Lehrerbildung begonnen. Außerdem wurde von ihm das Lernen aus den engen Grenzen des Bücherwissens befreit. Realien wurden in den Unterricht einbezogen, und Francke hat zu diesem Zweck eine große Sammlung von Gegenständen aus aller Welt zusammengestellt, die man als ‚Naturalienkammer‘ in Halle heute noch besichtigen kann. (Vgl. dazu Müller-Bahlke, Thomas J.: Die Wunderkammer. Die Kunst- und Naturalienkammer der Franckeschen Stiftungen zu Halle (Saale). Halle/Saale 1998.) Als revolutionärer Schritt kann die Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Grund- und Volksschulen betrachtet werden. Nicht zuletzt hat Francke auch die Mädchenbildung gefördert und damit einen Beitrag zur Gleichberechtigung der Frau geleistet. Den positiven Aspekten der Franckeschen Pädagogik stehen negative gegenüber. Geprügelt wurde in Franckes Schulen zwar kaum, aber die Erziehung war dennoch außerordentlich sehr streng. Francke glaubte, seine Schüler und Schülerinnen vor allen Gefahren der ‚Welt‘ schützen zu

plant, ebenfalls nach dem Franckeschen Muster ein ganzes, heimisches Schulsystem für die Siebenbürger Sachsen³², also vom heutigen Kindergarten bis zu den höchsten Studien an einer Universität zu verwirklichen, aber die schöne Vorstellung scheiterte 1764 am Widerstand des katholischen Bischofs Bajtay³³, so blieben die Sachsen und im Allgemeinen Siebenbürgen bis zum Jahre 1872 ohne eine eigene Universität. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Universität in Klausenburg ins Leben gerufen, die schließlich im Jahre 1921 nach Szeged (Ungarn) verlagert wurde, wo sie sich auch heutzutage noch befindet. Aus diesem Grund ergab sich, dass die siebenbürgischen Studierenden ihre Ausbildung in westlichen Ländern beendeten. Das galt mit kurzen Unterbrechungen bis 1944.³⁴

Was die Frage der Neigung Brukenthals zum Pietismus anbelangt, muss festgestellt werden, dass er sich als vorsichtiger, im politischen und kulturpolitischen Leben bewandeter Mensch sehr wohl den Tatsachen seiner direkten Vergangenheit bewusst war, nämlich, dass der Pietismus in Siebenbürgen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts als kein liebenswertes Phänomen galt. Dabei muss man nur an den 1713–1714 geführten Prozess gegen die Professoren aus Halle, Christoph Nicolaus Voigt und Johann Baptist Habermann bzw. den Rektor des Hermannstädter Gymnasiums Martin Obel denken, die das hiesige Gymnasium nach dem halleschen Muster umzuorganisieren versuchten. Das Ende der Geschichte war die Vertreibung der pietistisch gesinnten Professoren aus Hermann-

müssen und so auf den Weg der Bekehrung leiten zu können. Aus diesem Grund hatten die Schüler keine Freizeit. Der ganze Tag sollte aus Arbeit bestehen. Spiel war verpönt. Die Schüler standen unter einer strengen Aufsicht und mussten sich sogar gegenseitig bespitzeln. Die Klassenzimmer waren ebenso wie die Schlafräume mit Gucklöchern ausgestattet, um den Aufsehern eine unbemerkte Kontrolle zu ermöglichen. Das alles war nicht zeitalertypisch, sondern muss als Ausdruck religiöser Erfahrungen und Überzeugungen Franckes angesehen werden. (Die Einzelheiten siehe Obst, Helmut: August Hermann Francke und die Franckeschen Stiftungen in Halle. Göttingen 2002. (Kleine Reihe V & R; Bd. 4030) [fortan: Obst 2002].

³² Zum Schulsystem der Sachsen siehe König, Walter: Das Schulwesen der Siebenbürger Sachsen. In: Teistler, Gisela (Hg.): Deutsche Schulbücher aus Siebenbürgen und anderen Regionen des heutigen Rumänien – erschienen bis 1945. Bibliographie von Lese-, Realien-, Geographie-, Geschichts- und Staatsbürgerkundebüchern. Frankfurt/Main 1996. (Studien zur internationalen Schulbuchforschung; 86), S. 103–123 (mit reichhaltiger Literatur). – Zum Aufbau und Funktion des einheitlichen, umfassenden Schulsystems in Halle siehe Obst 2002. – Er organisierte auf Grund Spencers Theorie die Ritterakademie in Halle an der Saale folgendermaßen um: 1. Volk- oder Grundschulen: a) Waisenhauschule, b) Frei- oder Armenschule, c) Bürgerschule, d) Gynaeceum (Mädchenschule); 2. Mittelschulen: a) Pädagogium, b) Lateinschule, c) Realschule; 3. Hochschulen: diese Unterrichtsschicht wurde von der Universität mit den philosophischen, theologischen, medizinischen und rechtswissenschaftlichen Fakultäten vertreten. (Vgl. Herner 1981, S. 1–5)

³³ Die Geschichte der gescheiterten Hochschulgründung mit ausführlicher Literatur siehe Schuller 1967–1969, S. 150–153.

³⁴ Vgl. Wagner, Ernst: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Thaur bei Innsbruck 1990, S. 54.

stadt und die Versetzung Obels in eine Pfarre.³⁵ Dann fanden noch weitere Irrlehrprozesse (1714, 1726) gegen den Bulkescher Pfarrer Johann Dietrich unter der Leitung des ‚Erz-Wittenbergischen Antipietisten‘ genannten Bischofs der evangelischen Kirche in Hermannstadt, Lukas Graffius statt. Trotz aller Versuche, diese Geistesströmung zurückzudrängen, und aller Schwierigkeiten und ablehnenden Tendenzen gegenüber der neuen Frömmigkeitsbewegung verbreitete sich der Pietismus unter der Regierung des Hermannstädter Bürgermeisters Andreas Teutsch in Siebenbürgen.³⁶ Die milde Frömmigkeit wurde sogar mit einer Aufklärung in der Kirche verbunden (z.B. Abschaffung der Hexenprozesse). Und all das passierte fast ausschließlich durch Einflüsse des hal-lischen Waisenhauses.³⁷ – Die genannten Fälle verraten einem wohl, wie komplex die weltliche und kirchenpolitische, gesellschaftliche und kulturelle Lage in Siebenbürgen war und zeigen, dass Veränderungen im sensiblen Gleichgewicht der Konfessionen offenbar als Bedrohung für die Stabilität der Region empfunden wurden.

Brukenthal wollte keine öffentliche Konfrontation mit den kirchlichen Würdenträgern wegen der Anklage des Pietismus, deshalb ließ er seine Entwürfe und Vorstellungen mit pietistischer Note nur im Hintergrund wirken. Als praktischer Denker benutzte er aber nur die sich aus dem Gesichtspunkt seines Volkes als

³⁵ Der vollkommene Text des Prozesses wurde veröffentlicht: Monok, István – Ötvös, Péter – Verók, Attila (Hg.): *Lesestoffe der Siebenbürger Sachsen (1575–1750)*. Budapest 2004. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez; Bde 16/4.1–4.2), S. 290–315. – Zu der Geschichte und dem Ablauf des Kirchenprozesses siehe Verók, Attila: *Lutherische Buchzensur in Siebenbürgen um 1700. Der Fall Christoph Nicolaus Voigt*. In: Ducreaux, Marie-Elizabeth – Svatoš, Martin (Hg.): *Libri prohibiti. La censure dans l’espace habsbourgeois 1650–1850*. Leipzig, 129–140. (*L’Europe en réseaux – Vernetztes Europa. Beiträge zur Kulturgeschichte des Buchwesens 1650–1918*; Bd. 1), S. 129–140.

³⁶ Zur Ausbreitung der pietistischen Lehren in Siebenbürgen siehe Jekeli, Hermann: *Quellen zur Geschichte des Pietismus in Siebenbürgen*. Mediasch 1922; Makkai, László – Szász, Zoltán (Hg.): *Erdély története 1606-tól 1830-ig [Geschichte Siebenbürgens von 1606 bis 1830]*. Bd. 2. Budapest 1988 [fortan: Makkai – Szász (Hg.) 1988], S. 1009–1010; Jakó, Zsigmond: *A XVIII. század eleji román művelődési élet és a korai német felvilágosodás kapcsolatai Köleséri Sámuel levelezésének tükrében [Beziehungen des Kulturlebens Rumäniens am Anfang des 18. Jahrhunderts und der frühen deutschen Aufklärung im Spiegel der Korrespondenz des Sámuel Köleséri]*. In: Jakó, Zsigmond: *Társadalom, egyház, művelődés. Tanulmányok Erdély történelméhez [Gesellschaft, Kirche, Kultur. Studien zur Geschichte Siebenbürgens]*. Budapest 1997, S. 391–401; Font, Zsuzsa: *Erdélyiek Halle és a radikális pietizmus vonzásában [Siebenbürger, beeinflusst durch Halle und den radikalen Pietismus]*. Szeged 2001. – Zur Geschichte des Pietismus in anderen Gebieten Ungarns siehe Csepregi, Zoltán: *Magyar pietizmus [Pietismus in Ungarn] 1700–1756*. Budapest 2000. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez; Bd. 36).

³⁷ Zum weitverbreiteten Einfluss des halleschen Pietismus in Europa und auf der ganzen Welt siehe Wallmann, Johannes – Sträter, Udo: *Halle und Osteuropa. Zur europäischen Ausstrahlung des hallischen Pietismus*. Tübingen 1998. (*Hallesche Forschungen*; Bd. 1) und Lächele, Rainer (Hg.): *Das Echo Halles. Kulturelle Wirkungen des Pietismus*. Tübingen 2001.

maßgebend und wichtig erweisenden Leitgedanken des Pietismus. Von ihm kann also gar nicht behauptet werden, dass er zu den größten Pietisten seiner Zeit in Siebenbürgen gehörte. Er beschäftigte sich damit nur in aus politischem Zweck notwendigem Maße: Also verhielt er sich genauso ambivalent wie ambivalent die Tendenzen von Aufklärung und Pietismus der Zeit wirkten – sie verliefen parallel, werden aber allgemein als gegensätzlich angesehen, sie existierten gleichzeitig, einerseits förderten sie sich, andererseits schlossen sie sich aus. Viele Pietisten haben tatsächlich den Rationalismus oder die Aufklärung bekämpft und viele Aufklärer den Pietismus. Trotz der Zwiespältigkeit, die auf den ersten Blick selbstverständlich scheint, gibt es auffällige Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Bewegungen:

1. Beide Bewegungen hatten einen fortschrittlichen, zukunftssträchtigen Charakter. Sie nahmen Impulse aus den verschiedenen Wissenschaften ihrer Zeit auf und strebten nach einer Weiter- und Fortentwicklung des Denkens ebenso wie der Gesellschaft.

2. Beide Bewegungen hatten einen optimistischen Charakter. Sie glaubten, dass die Welt ebenso wie der einzelne Mensch grundsätzlich verbesserbar ist, sie glaubten an eine bessere Zukunft und wollten auf diese Zukunft hinarbeiten.

3. Beide Bewegungen hatten einen subjektivistischen Charakter. Das glaubende und denkende menschliche Subjekt wurde in den Vordergrund gestellt. Der Einzelne sollte persönliche Überzeugungen ausbilden und nach Wahrhaftigkeit streben. Die Lehnnormen und die Traditionen wurden demgegenüber zweitrangig.

4. Beide Bewegungen hatten einen praktischen Charakter. Der Praxisbezug der Wissenschaft wurde betont. Die Lehre sollte sich im Leben auswirken. Betont wurden die Ethik, die Moral, die Sittlichkeit. In die Lehre wurden Bezüge zur Praxis eingebracht, und die Erfahrung, das Erlebnis und das Experiment fanden Beachtung.

5. Beide Bewegungen hatten einen irenischen Charakter. Sie wandten sich gegen Polemik und Streitsucht. Sie suchten den Ausgleich, die Verbindung, den Dialog mit anderen Konfessionen, auch anderen Religionen, und mit anderen Völkern und anderen Ländern.

6. Beide Bewegungen hatten einen populären Charakter. Sie protestierten gegen die Theologenherrschaft in der Kirche, trieben die Verwendung der deutschen Sprache voran und förderten die Laien und auch die Frauen. Sie wollten ihre Erkenntnisse und Ideale in der Bevölkerung verbreiten und das allgemeine Bildungsniveau erhöhen.³⁸

³⁸ Vgl. z.B. Chaunu, Pierre: *Felvilágosodás* [Die Aufklärung]. Budapest 1998 oder andere Grundlagenwerke des Themas bzw. Walther, Gerrit [et al.]: *Aufklärung*. In: *Enzyklopädie der Neuzeit* (Abendland – Beleuchtung, Bd. 1) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2005, Sp. 791–834 (mit ausführlicher, weiterleitender Literatur) und Wallmann 2005 allge-

Auf Grund der vorher beschriebenen Charakteristika kann man sich zur Frage Zusammenspiel von Aufklärung und Pietismus in Siebenbürgen zusammenfassend äußern, dass sich in der Abwehr gegen den Pietismus in Siebenbürgen auch die Grenzen der Aufklärung zeigen, da bis zu einem bestimmten Moment Aufklärung und Pietismus zumindest in Deutschland in einer positiven Wechselwirkung standen und erst später der Konflikt zwischen beiden Strömungen ausbrach.

Nun zurück zum Thema Freimaurerei. Über die freimaurerische Tätigkeit Brukenthals an der Universität Jena verfügt man über keine Daten und Angaben. Es stehen uns aber Informationen über seine Beziehungen zu freimaurerischen Kreisen und die Mitgliedschaft in der Loge in Wien zur Verfügung. Die in Halle begonnenen Rechtsstudien setzte er in der Kaiserstadt Wien fort, wo er als Freimaurer von Logenbrüdern bei Hof gefördert wurde³⁹, während ihm seine Heirat im Jahre 1745 mit der Tochter des Hermannstädter Königsrichters Daniel von Klockner und der Sophie Schirmer die Amtslaufbahn der sächsischen Nation

mein. – Das Zusammenspiel und Antagonismus von Pietismus und Aufklärung kann man am Beispiel Halle sehr gut beobachten. An die 1694 vom brandenburgischen Kurfürsten eröffnete Universität mit betont offenem, modernem Charakter wurden sowohl Pietisten als auch Aufklärer berufen. Zunächst arbeiteten sie gut zusammen, denn gemeinsam bekämpfte man die Orthodoxie und es gab ähnliche Vorstellungen von einer Studienreform: der Praxisbezug der Studien sollte gefördert und es sollte vermehrt in deutscher Sprache unterrichtet werden. Aufgeklärte Juristen, zum Beispiel Christian Thomasius, der 1690 aus dem orthodoxen Leipzig verdrängt worden war wie Francke später aus Erfurt, verteidigten Pietisten, wenn sie wegen ihrer religiösen Überzeugungen oder Aktivitäten angegriffen wurden. Trotz der oben aufgezählten Gemeinsamkeiten kam es in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts in Halle zum Bruch zwischen Pietismus und Aufklärung, der nicht mehr geheilt werden konnte. Auslöser war eine Rede des berühmten halleischen Philosophieprofessors Christian Wolff über die *Philosophie der Chinesen*, gemeint war der Konfuzianismus. Er wagte die Behauptung und illustrierte an der chinesischen Religion, dass auch Nichtchristen moralisch vorbildlich leben können. Diese Ansicht widersprach diametral den Grundüberzeugungen der halleischen Pietisten, allen voran Franckes. Gegen Wolff wurde in der Folge beim König intrigiert. Francke erreichte, dass Wolff 1723 befohlen wurde, binnen 48 Stunden Halle zu verlassen. Wolff leistete keinen Widerstand und ging nach Marburg. Der Sieg der halleischen Pietisten über den Aufklärer entpuppte sich aber bald schon als Pyrrhus-Sieg. Im Jahre 1740 kehrte Wolff triumphierend nach Halle zurück, und die Universität entwickelte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr zu einer Hochburg der Aufklärung. Studenten aus ganz Deutschland und Europa pilgerten nun nicht mehr wegen des Pietismus und wegen der Franckeschen Anstalten nach Halle, sondern wegen der neuen, aufklärerischen Philosophie und Theologie, die man dort lernen konnte (vgl. Schrader, Wilhelm: Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Berlin 1894; Jerouschek, Günter – Sames, Arno (Hg.): Aufklärung und Erneuerung. Beiträge zur Geschichte der Universität Halle im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1694–1806). o.O. 1994; Förster, Johann Christian: Übersicht der Geschichte der Universität zu Halle in ihrem ersten Jahrhunderte. Halle 1998, hierauf bezügliche Teile). Brukenthal mag also hier auch einen Stoß zur Herausbildung der Komplexität seiner Persönlichkeit bekommen haben.

³⁹ Maennel 1884, S. 2; Kelecsényi, Gábor: Brukenthal Sámuel. In: Kelecsényi, Gábor: Múltunk neves könyvgyűjtői [Bekannte Büchersammler unserer Vergangenheit]. Budapest 1988, S. 147–156. [fortan: Kelecsényi 1988], hier S. 150.

eröffnete. In Wien konnte er seine Zuneigung zum Geheimbund der Freimaurer nicht geheim halten, aber Maria Theresia beschäftigte sich damit bei seiner Ernennung zum Gouverneur Siebenbürgens im Jahre 1777 nicht.

Als er am 30. Oktober 1777 in Hermannstadt ankam, begrüßten ihn die siebenbürgischen Freimaurerbrüder mit einem Gedicht:

Auch hier / Wo Glaub' und Sprach' und Sitte / Die Völker trennen, /
Versuchten weisere, edlere Menschen / Der Einigkeit ein Heiligthum zu
bauen, / Und Duldung, Freundschaft und die reinste Tugend / Verbreiten
sie und üben sie. / O neig Dein menschenfreundlich's Herz, / Das Tu-
gend ehrt und sie beschützt, / Zu ihnen, schütze, liebe sie.⁴⁰

Nach dem Einzug des Gubernators in Siebenbürgen trat eine positive Wirkung in den siebenbürgischen Freimaurerlogen ein: z.B. die Loge *St. Andreas zu denen drei Seeblättern im Orient zu Hermannstadt*, die bis dahin „zwar rechtmässig und nicht ohne glücklichen Erfolg, jedoch nur im Stillen“ gearbeitet hat, hat sich entschlossen, aus der Verborgenheit hervorzutreten, und nach kurzer Zeit blühte sie auf. Zu der Annahme, dass Brukenthal zu den offiziellen Mitgliedern der Hermannstädter Loge zählte, gibt es verschiedene, aber meist theoretische Standpunkte. Maennel sagt, sein Name steht nicht im Mitgliederverzeichnis der Loge, obwohl Brukenthals Biograph Schaser schreibt: „Auch war er Mitglied des Freimaurerordens, welcher in Hermannstadt 117 Personen zählte“. Sein Bibliothekar Christian Friedrich Samuel Hahnemann aus Meißen wurde bereits im Oktober 1777 als Bruder in der Loge rezipiert. Auch andere Beamte Brukenthals wirkten in der Loge mit. Maennel meint, auch wenn er zuvor nicht den Freimaurern angehörte, gehörte er aber dieser Geheimgesellschaft in Hermannstadt gewiss nach 1786 an, als sie als die Tochterloge der Wiener Großloge neuorganisiert wurde. Im März 1790 hielt die Hermannstädter Loge ihre letzte Sitzung,

in welcher man infolge des Ablebens des Kaisers Josef II. beschloss, die Loge »einsweilen« zu decken und »sämmliche Logen-Schriften und Protokolle abzugeben, sie unter Siegel der Loge und profanem Siegel der hierzu nöthigen Beamten in eine Kiste zu verschliessen und an den Hochwü. Br[uder] Baron Samuel Brukenthal Excell. eine Deputation abzuschicken und ihn im Namen dieser sehr ehrwürdigen Loge zu bitten, diese versiegelte Kiste in seiner Bibliothek aufbewahren lassen zu wollen«. ⁴¹

⁴⁰ Der Text des Gedichts steht bei Schuller, Johann Karl: Maria Theresia und Freiherr Samuel von Brukenthal. Hermannstadt 1863, S. 15.

⁴¹ Vgl. Maennel 1884, S. 5–6.

Aus diesem Zitat kann schon vermutet werden, dass Brukenthal zur Loge gehörte, warum wäre er sonst darum gebeten worden, die Akten und Dokumente der aufgelösten Loge zu deponieren und aufzubewahren.⁴² In der letzten Zeit sind aber in der Fachliteratur neue, aber auch nicht akten technisch beweisbare Auffassungen gegen die Mitgliedschaft Brukenthals in der Loge zu Hermannstadt ans Tageslicht gekommen.⁴³

Wir können nicht sehr irren, wenn wir die – auch von Brukenthal gegründeten – Lesegesellschaften, die sich als ‚Liebhaber der Literatur‘ öffentlich – in einem kleinen Freundeskreis in der Bibliothek des Baron Brukenthal – versammelten, um gemeinsam zu lesen und zu diskutieren, als eine geänderte Form des Weiterlebens der Freimaurerloge interpretieren. Diese Gesellschaften hatten natürlich andere Ziele und Arbeitsmechanismen als eine wirkliche Loge, aber manche Eigenschaften haben sie definitiv weitervererbt.⁴⁴ Und wenn man die reichhaltigen Sammlungen des Brukenthalpalastes betrachtet⁴⁵, kann am Ende die folgende Schlussfolgerung gezogen werden: Alles spricht für eine aufklärerisch-freimaurerische Neigung und Einstellung. Sein Leben war vom Anfang bis zu seinem Ende – egal ob in offizieller oder geheimer Form – mit dem Wesen der Freimaurerei eng verbunden, und er blieb seinen Idealen immer und ununterbrochen treu.

⁴² Zur Entfaltung der Freimaurerei in Siebenbürgen mit weiterleitender Literatur siehe bei Makkai – Szász (Hg.) 1988, S. 1068–1070, 1180–1181.

⁴³ Siehe Şindilariu, Thomas: 2004, Karrierestart und Freimaurerei bei Samuel von Brukenthal. Eine offene Frage der Brukenthalforschung. In: Transilvania 2004, Heft 1, S. 44–47 und Şindilariu, Thomas: Rolul francmasoneriei în începuturile carierei lui Samuel von Brukenthal. O necunoscută în biografia sa. In: Nazare, Daniel – Nazare, Ruxandra – Popovici, Bogdan Florin (Hg.): In honorem Gernot Nussbächer. Braşov 2005, S. 309–313.

⁴⁴ Zur Bedeutung der Lesegesellschaften als Forum freimaurerischer Gedanken im Allgemeinen siehe Agethen, Manfred: Freimaurerei und Volksaufklärung im 18. Jahrhundert. In: Donnert, Erich (Hg.): Deutsche Aufklärung. Festschrift für Günther Mühlpfordt. Weimar/Köln/Wien 1997. (Europa in der Frühen Neuzeit; Bd. 4), S. 487–508, hier 489–491. – Konkret zu den siebenbürgischen Verhältnissen siehe Teutsch, Friedrich: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Bd. 2. 1700–1815 Von den Kuruzzenkriegen bis zur Zeit der Regulationen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Hermannstadt 1907. Köln/Wien 1984, S. 328, 430–431; Gündisch, Gustav: Zum 250. Geburtstag Samuel von Brukenthals. In: Gündisch, Gustav: Aus Geschichte und Kultur der Siebenbürger Sachsen. Ausgewählte Aufsätze und Berichte. Köln/Wien 1987, S. 399–405, hier 404–405; Kelecsényi 1988, S. 151; Makkai – Szász (Hg.) 1988, S. 1074–1075; Wittstock, Joachim – Sienerth, Stefan: Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Bd. 1–2. München 1997–1999, Bd. 2, S. 28–29; Ittu 2003, S. 25; Verók, Attila: Die Gründung der Bibliothek Brukenthal und ihr Einfluß auf das Geschichtsbewußtsein der Siebenbürger Sachsen. In: Barbier, Frédéric (Hg.): Les Bibliothèques centrales et la construction des identités collectives. Leipzig 2005, S. 125–132. (L’Europe en réseaux – Vernetztes Europa. Beiträge zur Kulturgeschichte des Buchwesens 1650–1918; 3) [fortan: Verók 2005a], hier S. 126.

⁴⁵ Zu den Sammlungen siehe Göllner 1977, S. 51–62; Ittu 2003, S. 16–36. – Zur Bedeutung der Bibliothek selbst siehe Kelecsényi 1988, S. 147–156 und Verók 2005a, S. 125–132.

Die in meiner schriftlichen Arbeit kurz vorgestellten allgemeinen geschichtlichen Tendenzen von rationalem aufklärerischem Denken, Freimaurerei und pietistischer Praxis lassen sich – wie oben schon erwähnt – sehr gut an Biographien nachzeichnen, und die Person Brukenthals kann hierfür als ein aussagekräftiges Beispiel untersucht werden. Bei seiner Person kann die Komplexität und Widersprüchlichkeit dessen, was als das ‚Zeitalter der Aufklärung‘ bezeichnet wird, ein wenig aufgewiesen werden.⁴⁶ Unter der Fragestellung, wie sich der ‚Geist‘ einer Zeit in den Lebensläufen niederschlägt, können die Tatsachen wie Loge in Halle, politisch-gesellschaftliche Karriere mit rationalem Charakter (von der Praktikantenstelle über den Posten als Gubernialrat bis hin zur Ernennung zum Gubernator mit den rationalen, zukunftsorientierten Verordnungen, die die Sachsen zur Führungsschicht in Siebenbürgen machen wollten) und Indizien für pietistische Einflüsse auf Brukenthal ihren Platz finden.

Meinen Aufsatz kann ich mit der allgemein gültigen Charakterisierung des eine komplexe Persönlichkeit aufweisenden Brukenthals, der wie diese Zeit selbst viele ‚Gesichter‘ hatte, von den hallischen Freimaurern Rudolf Maennel geliehenen Worten auf eine würdige Weise schließen:

[Nicht nur die hallischen – A. V.] Aber auch weitere freimaurerische Kreise dürfte sein Lebensbild interessieren, und zwar nicht nur als das eines bedeutenden Mannes und grossen Patrioten, dessen Andenken kein dunkler Fleck verunstaltet, sondern auch als das eines wahren Freimaurers. Ruhte doch seine ganze Lebensarbeit auf den Pfeilern der Weisheit, Schönheit und Stärke. Keinem der Laster ist er erlegen, welche wir nach einem Ritualbuche besonders fliehen müssen, nämlich Hochmuth, Geiz, Unmässigkeit, Verleumdung und Hass. Dagegen hat er sich stets befleissigt der maurerischen Tugenden der Verschwiegenheit, Mässigkeit, Vorsichtigkeit und vor allem der Barmherzigkeit. Darum darf er wohl als das Muster und Vorbild eines Jüngers unserer k. K., der Lebenskunst, bezeichnet werden.⁴⁷

Die Verflochtenheit von Freimaurerei bzw. aufklärerischem Anliegen, Pietismus und weltlicher Macht, die sowohl Verbindungen als auch Widersprüche

⁴⁶ Die Zeit der Aufklärung kann man nicht nur mit dem Lob auf die Rationalität, mit neuen Formen der Gesellschaftlichkeit und den politischen Forderungen nach Freiheit und Gleichheit (Leitworte des Jahrhunderts und der französischen Revolution, wobei noch der Begriff Brüderlichkeit dazu kam) in Verbindung bringen, sondern muss gleichzeitig auch die Vielschichtigkeit der Ereignisse einschließlich der Überlagerung, gegenseitigen Beeinflussung wie auch Abgrenzung der verschiedenen Bewegungen berücksichtigen. Auf diese Weise kann ein wenig ‚Aufklärung über die Aufklärung‘ betrieben werden (vgl. Unseld, Melanie: Freimaurer. In: Enzyklopädie der Neuzeit (Dynastie – Freundschaftslinien, Bd. 3) im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaftlern hg. von Friedrich Jaeger. Stuttgart/Weimar 2006, Sp. 1204–1215 (mit der neuesten Fachliteratur)).

⁴⁷ Vgl. Maennel 1884, S. 7.

und Unvereinbarkeiten im Zeitalter wie auch bei den Menschen der Zeit hervorriefen, können am Beispiel Brukenthals sehr anschaulich betrachtet werden. In seinem Leben kulminieren die parallelen und gegenseitigen ambivalenten Tendenzen, die in seinem Fall noch tiefergehend zu erforschen sind. Die forschungsleitende Frage sollte lauten: Wie kann sich die politische (er selber war auch Politiker), gesellschaftliche (gehörte zur höchsten Machtstruktur) und kulturelle Situation (verdächtiger Anhänger des Pietismus, Mäzen der Kultur und Bildung) in der Tätigkeit und Laufbahn einer Person spiegeln. Diese Studie sollte als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen und als Anregung zur Beschäftigung mit diesem Thema dienen.

***Germania Hungaria Litterata*¹: Gábor Tüskés' und Éva Knapps Plädoyer für eine transkulturelle² Germanistik**

Béatrice Dumiche

1. Vorhaben und Methode: Regionalität und europäische Kultur

Im Band 15 der *Studien und Texte zur deutschen Literaturgeschichte* versuchen sich Gábor Tüskés und Éva Knapp an einer komparatistischen Untersuchung der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen in der frühen Neuzeit. In ihrem Werk mit dem Titel *Germania Hungaria Litterata* verfolgen sie ein doppeltes Ziel. Sie entsprechen einerseits einem Desiderat der Forschung, das aus einer differenzierteren und detaillierteren Betrachtung dieser Verbindungen unter regionalspezifischen und kultursoziologischen Gesichtspunkten hervorgeht. Sie machen es sich zur Aufgabe, den nur bruchstückhaft erfassten literarischen Austausch zwischen Ungarn und dem deutschsprachigen Raum während des 17. und 18. Jahrhunderts zu erforschen und beziehen sich dabei vor allem auf die Quellen lateinischer und katholisch oberdeutscher Literatur. Ihr Anliegen ist, einen Ausgleich in der deutsch-ungarischen Rezeptions- und Kulturgeschichte zu erreichen, die sich bis jetzt vorrangig mit dem Einfluss des protestantisch geprägten deutschsprachigen Literaturkanons auf die ungarische Dichtkunst beschäftigt hat und die auf diesem Gebiet zu einem guten Kenntnisstand gelangt ist, der insbesondere zu deren Verständnis im 16. sowie im 19. und 20. Jahrhundert entscheidend beigetragen hat. Dieses Anliegen setzt jedoch die Erprobung

¹ Tüskés, Gábor/Knapp, Éva: *Germania Hungaria litterata*. Deutsch-ungarische Literaturverbindungen in der frühen Neuzeit. *Studium Litterarum* (hg. von Knut Kiesant und Hans-Gert Roloff), Bd. 15, Berlin 2008, 369 S., 40 Abb.

² Wir benutzen hier ganz bewusst den von Wolfgang Welsch geprägten Begriff der Transkulturalität, „der der Verflechtung, Durchmischung und Gemeinsamkeit von Kulturen gerecht wird“, und der den Begriff der Interkulturalität ablösen soll, der der Illusion von national abgegrenzten, homogenen Kulturen Vorschub leistet. [Welsch, Wolfgang: Transkulturalität. In: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft* (1997), 52/607, S. 16]. Welsch bezieht die Transkulturalität auf die moderne Gesellschaft im Zeitalter der Globalisierung, die weltweite kulturelle Phänomene erzeugt, die sich je nach Tradition in den einzelnen Gebieten auf unterschiedliche Weise vermitteln. Der Begriff der Transkulturalität scheint uns jedoch auch auf ganz besondere Weise für die historische Epoche wie auch für den regionalen Austausch mit überregionalen Auswirkungen relevant, die Tüskés und Knapp in ihrem Buch untersuchen.

einer von ihnen ausdrücklich vertretenen Methode voraus, die Literatur- und Kulturwissenschaft miteinander verbindet und eine soziologische Dimension einschließt. Literarische Produktion und Rezeption werden in diesem Kontext auch als kulturelle Praktiken untersucht, die Teil gesellschaftlicher Prozesse sind, welche ihrerseits identitätsstiftend sind. Die Literaturwissenschaft erweitert sich demnach zur Analyse der Kommunikationsmodi, die die kulturelle Kanonbildung innerhalb einer Gesellschaft mitbestimmen und die entsprechenden Identifizierungsmöglichkeiten schaffen. Insofern spielen sowohl die Verbreitung einschlägiger Quellen wie die intellektuellen Voraussetzungen bei deren Zielpublikum eine wichtige Rolle, ganz zu schweigen von dem Einfluss einzelner Dichterpersönlichkeiten, denen eine Neuformulierung der Tradition gelingt, die sie dem Zeitgeist anpassen und weiterentwickeln.

Die Autoren betrachten insofern ihre Auseinandersetzung mit diesem Abschnitt deutsch-ungarischer Literaturgeschichte als paradigmatisch. Sie versuchen anhand der eine bestimmte soziale Gruppe einenden literarischen Referenzen zu zeigen, wie sich Bildung während eines bestimmten Zeitabschnitts konstituiert, aus welchen Weltanschauungen sie hervorgeht und welchen Wandlungsprozessen sie bei ihrer Weitervermittlung unterworfen ist. Aus dieser Perspektive bemühen sie sich denn auch die Spezifität der von ihnen untersuchten Epoche für das Selbstverständnis der ungarischen Literatur herauszuarbeiten, indem sie deutlich machen, inwiefern deren Beziehungen zur deutschsprachigen deren Europäisierung bewirkt. Diese Entwicklung interpretieren sie als eine weiter reichende Folge der sich in diesem Zeitraum ebenfalls intensivierenden Wirtschafts- und Handelsbeziehungen aufgrund der Integration Ungarns als österreichisches Erbland unter den Habsburgern. Jedoch hebt jene nicht die besondere ungarische Eigenheit einer Bilingualität auf, die Latein weiterhin viel länger als in anderen Teilen Europas als Kommunikationssprache erhält, die einem gebildeten Publikum problemlos den Zugang zur Literatur in dieser Sprache ermöglicht und den Transfer der antiken und mittelalterlichen Kultur erleichtert. Gewiss verliefen die Rezeptionswege vornehmlich von Westen nach Osten, aber Ungarn erweist sich dank dieser spezifischen Bedingungen auch als ein Ort, an dem verschiedene Sprach- und Kulturmodelle nebeneinander existieren und jenseits konfessioneller Bezüge interagieren.

Gábor Tüskés' und Éva Knapps Vorhaben, die kulturhistorische Verankerung Ungarns, seiner Dichter und Intellektuellen innerhalb Europas zu beweisen, dient also gleichermaßen aus ihrer Sicht der Entwicklung eines Verfahrens, das die Entstehungsprozesse einer europäischen Kultur ausgehend von den einzelnen Nationalkulturen sichtbar und eventuell vergleichbar machen soll. Es soll nämlich den Weg zu einer generellen komparatistischen Methode der Analyse kultureller Bezüge weisen, die aus dem gesellschaftlich sanktionierten und geförderten Umgang mit Texten hervorgeht und eine Kreativität – ein *ingenium* – generiert, die sich als lebendige, gegebenenfalls kritische Auseinandersetzung mit der

eigenen Bildung versteht. Wie in ihrer Einleitung angedeutet, ist es letztlich ihr Anliegen, eine Neuverortung der komparatistischen Literaturwissenschaft zu erreichen, indem sie nicht mehr nur auf philologische Quellen- und Motivforschung beschränkt bleiben, sondern gleichfalls als Teil der Human- und Gesellschaftswissenschaften anerkannt werden soll. In ihren Augen erwächst ihr nämlich aus ihrem Gegenstand ein neuer Auftrag, der sich aus der aktuellen Weltlage im Kontext der Globalisierung ergibt: Ihr gebührt es, in einem politisch weitgehend inkonsistenten Europa die Bedingungen für einen kulturellen Dialog zu schaffen, der auf der gleichberechtigten Koexistenz aller Sprachen und Kulturen beruht. Innovation bedeutet in dieser Hinsicht den Rückbezug auf die ebenso strukturierend wie hierarchisierend wirkenden Traditionen angestammter Bildungsvermittlung, die es neu zu erschließen und zu bewerten gilt. Allein diese Erkenntnis setzt sich der Vorstellung einer wertfreien *tabula rasa* entgegen, die die Postulate der Gegenwartskultur jeglicher kritischer Hinterfragung über deren Entstehung und deren Ideologie entziehen. Tüskés' und Knapps Untersuchung erweist sich damit als kein rein historisches Unterfangen, sie ist auch eine kritische, durch die Geschichte reflektierte Ergründung der Gegenwart, die Anregungen zu einer bewussten, auf dem Kenntnis der Vergangenheit beruhenden Bildungspolitik, liefern will. Sie soll zu einem europäischen Kulturverständnis führen, das sich unvoreingenommener Selbsterkenntnis bis hin zur Offenlegung hegemonialer Bestrebungen und der von ihnen wiederum erzeugten Widerstände verdankt.

Wenn wir uns näher mit dem Vorgehen der Autoren befassen, wird deutlich, dass sie die Entstehung der ungarischen Nationalliteratur als Teilhabe an einer europäischen Bildung behandeln, die sich aus einer lateinischen Schule der Rhetorik und der Dichtkunst entwickelt, welche von der deutschen Literatur bereits adaptiert wurde. Als besonders interessant erweist sich dabei die Rolle, die sie der Ikonographie zuschreiben. Ihre Analyse berücksichtigt von Anfang an das Verhältnis von Text und Bild als eine strukturelle Beziehung, die im Rahmen der Emblematik bestimmten Codierungen unterworfen ist. Sie bewegt sich innerhalb eines Systems kultureller Vermittlung, das landesspezifische Ausbildungen einer europäisch-christlichen Symbolik erzeugt, die versuchen, universale Spiritualität und nationale Identität auf einen idealtypischen Nenner zu bringen.

Dieser Ansatz macht die Originalität ihrer Literaturgeschichte aus, deren multifokale Methodologie durch die Exemplarität der ausgewählten Dichter gerechtfertigt wird: Deren vielfältige Wirkungsgeschichte weist sie nämlich als herausragende Mittlerpersönlichkeiten aus, denen es gelingt, mithilfe der eine Brückenfunktion übernehmenden deutschen Literatur die eigene Nationalliteratur für europäische Einflüsse zu öffnen. Indem sie versuchen, die deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen als kulturellen Gesamtprozess zu betrachten,

begründen Tüskés und Knapp Textwissenschaft als transnationale³ ästhetische Erkundung einer Gedankenwelt, die nur interaktiv existiert und die sich über die Verwirklichung einer allgemein verbindlichen Symbolik definiert. Die Auseinandersetzung mit den großen Landesdichtern ist demnach für sie unweigerlich auch eine Reflexion über die Modalitäten stilistischer und gattungsspezifischer *inventio*, die die besondere Rolle der deutschsprachigen Literatur für die Entstehung eigenständiger Nationalkulturen innerhalb der sich konstituierenden europäischen Kultur des 17. und 18. Jahrhunderts anhand konkreter Beispiele hervorhebt. Davon ausgehend entwerfen sie das Leitbild einer integrativen Wissenschaft, die sowohl die Gegensätzlichkeit von Text und Bild als auch die Unvereinbarkeit von nationaler und europäischer Bildung in der Interpretation der Formen eines symbolischen Wandels aufhebt. Sie weisen insofern den Weg für eine auf im weitesten Sinne schriftlichen Zeugnissen basierende Kulturwissenschaft, die den regionalen Austausch als Bestandteil einer globalen Wirkungsgeschichte begreift, den er entscheidend mitbestimmt.

Daher fungiert der kulturelle Integrationsprozess ihrem Standpunkt zufolge als Gegengewicht zu einer wirtschaftlichen Globalisierung, die tendenziell Minderheiten mit den entsprechenden Minderwertigkeitsgefühlen hervorbringt, indem sie den Verzicht auf eigenständige Identitäten und nationale Selbstbestimmung zugunsten einer einheitlichen ökonomischen Norm befördert: Die generelle Entfremdung und Orientierungslosigkeit, die dieser Prozess bewirkt, begünstigt den irrationalen Rückzug auf nationalistische Mythen, die revanchistisch und reaktionär aufgeladen werden, um den Verlust an Selbstbestimmung zu kompensieren. Tüskés und Knapp entwerfen ein Gegenbild, mit dem sie zeigen, dass die Globalisierung, indem sie grundsätzlich die Tradition als identitätsstiftendes Moment verwirft, nicht nur die Kulturhoheit aufhebt, sondern auch paradoxerweise die Möglichkeiten der Ausdifferenzierung innerhalb einer Gesellschaft und zwischen einzelnen Gesellschaften verhindert. Sie betonen die menschliche Notwendigkeit der Vermittlung und Tradierung, indem sie anhand eines regional begrenzten Kulturaustausches die hervorragende Bedeutung eines sprachlich begründeten Selbstverständnisses für die Genese einer europäischen Bildung dokumentieren. Jene repräsentiert für sie eine geistige Entwicklung, die eine einzigartige Synthese aus Christentum und Aufklärung an der Schnittstelle vom 17. zum 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, indem sie dank der Fähigkeit zum dialektischen Denken das Spannungsverhältnis zwischen Partikularität und

³ Nach demselben Prinzip wie Welsch den Begriff der Transkulturalität bildet, verwenden wir hier den Terminus ‚transnational‘, denn es kann ja bei den beschriebenen Verhältnissen nicht von nationalen Kulturen oder Identitäten die Rede sein. Überhaupt erscheint uns die Vorsilbe ‚trans‘ besser dazu geeignet, dialogische Prozesse zu kennzeichnen, die auf der Erkenntnis der Durchgängigkeit des Fremden beruhen, das nicht nur im Anderen sondern auch in Einem selbst existiert.

Allgemeinheit überwunden und in der Form einer lebendigen, unendlich wandelbaren Symbolik aufgehoben hat.

Die Säkularisierung wird somit von ihnen als das entscheidende Moment für die Entstehung eines europäischen Geistes dargestellt, auf den es zurückzugreifen gilt, wenn es darum geht, scheinbar gegensätzliche Weltbilder miteinander sinnvoll zu verknüpfen. Sie wehren sich dabei nicht nur gegen das Vorurteil einer reaktionären Tradition. Sie versuchen die von ihnen beschriebene Epoche als exemplarische *mise en abîme* eines europäischen *ingeniums* kenntlich zu machen, das in der Lage ist, sich aus sich selbst heraus zu modernisieren, weil seine besondere dialogische Form gerade das Geheimnis seiner unveräußerlichen Vitalität ist. Deshalb erinnern sie an die bedeutende Rolle der deutschen Sprache und Kultur bei dessen Entstehung, genauso wie sie die ungarische Bildung als dessen Bestandteil veranschaulichen. Sie verweisen auf deren kulturelle Leistungen als Anknüpfungspunkte zur Überwindung des von den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts geschaffenen ideellen Vakuums, das dadurch entstanden ist, dass gerade diese eigentümliche geistige Tradition der gegenseitigen Befruchtung von jenen verleugnet wurde. Tuskés' und Knapps Anspruch ist es daher ganz bewusst, deutsch und ungarisch als Kultursprachen zu legitimieren, indem sie verdeutlichen, wie beide in unterschiedlichem Umfang und auf verschiedenen Ebenen ihren Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte geleistet haben, aus dem sie jetzt ihr innovatives Potential ebenso wie ihre selbständige Legitimation beziehen können.

Beide Autoren erweisen sich durch diese, ihrem Vorwort zugrunde liegenden Thesen, als überzeugende Vertreter eines an Ernst Cassirer geschulten ästhetischen Kulturverständnisses, die mit ihrem literaturhistorischen Vorhaben den Versuch unternehmen, aus nationaler Perspektive an einer Bildungsgeschichte mitzuwirken, die das christliche Erbe als Ausgangspunkt für eine originale, nach Universalität strebende Formensprache versteht. Sie haben das mutige Anliegen, einen komparatistischen Ansatz zu vertreten, dessen Effizienz an der Verwirklichung seiner eigenen Prämissen gemessen werden soll, da sie als Erkenntnisgrundlage eine ideengeschichtliche Reflexivität postulieren, die kritisches Bewusstsein als das Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Bedingungen des eigenen Denkens und Schaffens anerkennt. *Germania Hungaria Litterata* erscheint denn auch als einer Tradition verpflichtet, die seit dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland weitgehend verpönt ist und als deren bekanntester Exponent Hermann August Korff in Erinnerung geblieben ist, die aber auch bis zu George reicht. Tuskés und Knapps Methode ist insofern ebenso anfechtbar wie spannend, nicht zuletzt deswegen, weil sie den germanistischen Leser mit einer zum großen Teil unbekanntem Wirkungsgeschichte konfrontiert, die eine aufschlussreiche Verschiebung der Perspektive vornimmt, indem sie die deutschsprachige Kultur als prägendes Element einer anderen in den Vordergrund rückt

und auf diese Weise generell deren transkulturelle Dynamik und deren Berührungspunkte mit übergreifenden geistigen Strömungen offenbart.

Die Autoren plädieren dementsprechend indirekt für das Erlernen fremder Sprachen schlechthin und für die Kenntnis von deren Literaturen, denn sie befördern aus ihrer Sicht eine Selbsterkenntnis, die einem zeitgemäßen Humanismus verpflichtet ist und die sich einem über eine jahrhundertelange Tradition entwickelten Geist der Toleranz verdankt. Dessen Wirkung heißt es zu erkunden, um einen weltoffenen Pluralismus moralisch sowie institutionell zu stärken. Doch es geht ihnen um mehr als nur um eine Archäologie der Bildung; sie wollen den Anstoß zu einer bewussten Auseinandersetzung mit dem Christentum und dem römisch-katholischen Weltbild geben, insofern jene zu einem bestimmten Zeitpunkt Denk- und Ausdrucksformen innerhalb der ungarischen Kultur entscheidend geprägt haben, da sie institutionell tradiert wurden. Dabei ist es ihr Ziel, Modalitäten der Vermittlung zu ergründen, die das Moment der Transzendierung als gemeinsamen kulturellen Nenner veranschaulichen, da jenes die Voraussetzung für einen symbolischen Wandel ist, der sich mit einer selbständigen Ästhetik dauerhaft in die Geistesgeschichte einschreibt. Dies bedeutet allerdings nicht die Heraufbeschwörung der rückwärtsgewandten Utopie des christlichen Abendlandes als tragfähige Alternative. Aus Sicht der Autoren ist das Christentum über Jahrhunderte hinweg ein mächtiger und wirksamer Kulturträger in Europa gewesen, der mittels eines von der Rhetorik gestützten Textkanons und einschlägiger Bildungsinstitutionen dessen Identität nachhaltig geprägt hat. Es gilt, dessen geistige Wirkung und die Strukturen, die ihm zum Durchbruch verholfen und seine Beständigkeit gesichert haben, zu untersuchen, um wieder an die eigene, vom Kommunismus unterdrückte Vergangenheit anschließen zu können und um sie mit zeitgemäßen kritischen Verfahren zu reflektieren. Gleichzeitig soll diese Untersuchung aber auch dazu dienen, Methoden eines sinnvollen und effizienten Kulturaustausches zu ergründen, um daraus Lehren für eine auf dem Ost-West Dialog basierende Wiederherstellung einer gesamteuropäischen Bildung zu ziehen.⁴

⁴ Das Kapitel über den Schelmenroman behandelt diese Problematik eindringlicher und weist auf die besondere Vermittlerrolle, die dem Deutschen gerade nach dem Fall des Eisernen Vorhangs innerhalb des ehemaligen Ostblocks zukommen kann, weil für den deutschen Einigungsprozess die Ausdifferenzierung zwischen westlicher Demokratie und kommunistischer Vergangenheit unabdinglich ist. Deutschlands Auseinandersetzung mit sich selbst kann also aus der Perspektive der Ostblockstaaten – insbesondere derer, die durch die Verbindung zu Österreich traditionell eine Beziehung zur deutschen Sprache unterhalten – exemplarisch für die kulturelle Verarbeitung der eigenen Geschichte interpretiert werden. Die Überwindung der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts bedeutet auch die Wiedereinsetzung des Deutschen als überregionale Kommunikationssprache – als Brückensprache – in Osteuropa, eine Funktion, die ihm durch Hitlers im Dienste seiner Aggressionskriege stehende Kulturpolitik verloren gegangen ist. Siehe dazu: Hagège, Claude: *Le souffle de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe*. Paris 1992, Kapitel 3: „L'allemand et l'appel de l'Est“, S. 55–92.

Natürlich ist Tüskés' und Knapps Vorhaben in dieser Hinsicht nicht wertneutral, denn es umgeht die direkte Auseinandersetzung mit dem unmittelbaren kommunistischen Erbe. Letzteres erscheint als rein nihilistische Kulturverleugnung, die nur einen immensen Bildungsnotstand hinterlassen hat und den Autoren nun implizit als Folie dient, um die dringende Notwendigkeit einer Bestandsaufnahme der bereitstehenden ästhetischen und ideologischen Alternativen zu unterstreichen. Diese Aufgabe entspricht in der Tat ganz selbstverständlich der Forderung, bisher unberücksichtigt gebliebenen Desideraten der germanistischen Forschung nachzugehen, wie sie es in ihrem Vorwort betonen. Doch jene ist für sie nicht ohne Rückbezug auf die Begründung der humanistischen Philologien denkbar, denn ihre Untersuchung versteht sich trotz ihres hohen wissenschaftlichen Anspruches nicht ausschließlich als Fachbeitrag. Sie strebt die Wiederbelebung einer Konzeption der Wissensvermittlung an, die von der Volkskultur ebenso gespeist wurde, wie sie selbst deren Normierung und Universalisierung maßgeblich befördert hat. Tüskés und Knapp versuchen also den am Beginn der Aufklärung stehenden Prozess der Vulgarisierung, wieder in Gang zu setzen und im Widerstand gegen eine Globalisierung zu mobilisieren, die sich das von den Totalitarismen hinterlassene Bildungsvakuum zunutze macht. Ihr Anliegen ist es, in einem Theorie und Praxis verbindenden Diskurs, eine geistige Tradition zu regenerieren, die dank ihrer das Zeitgeschehen transzendierenden kulturellen Leistungen dem Einzelnen eine weit solidere Verankerung in der modernen Welt bietet als sowohl reaktionäre Machtfantasien wie postmoderne suprakulturelle Identitäten, weil sich ihre Universalität historisch bewährt hat.

2. Sprachkultur versus ‚Leitkultur‘: der Entwurf einer transkulturellen Germanistik

Ihr Buchtitel ist denn auch Programm. Schließlich streben sie unverhohlen die Rehabilitierung der Kultursprachen an, deren Markanteste Latein ist, da es der Vermittlung der griechischen Kultur gedient hat und als Kirchensprache zum Bindeglied zwischen Antike und Moderne geworden ist. Aber wiederum geht es ihnen nicht um eine von vornherein illusorische Wiederherstellung des Lateinischen als europäische *Vulgata*. Gewiss plädieren sie dafür, dass es nicht in Vergessenheit gerät und aus kulturhistorischen Gründen erlernbar bleibt. Ihre Kritik ist jedoch genereller und systematischer, indem sie die Inkonsistenz des Begriffs ‚Kommunikationssprache‘ hervorheben, der eine unsinnige Konkurrenz zwischen neueren, sogenannten lebendigen, und toten, der Alphilologie überlassenen Sprachen aufbaut und den Blick für das eigentliche Vermögen von Sprache schlechthin verstellt. Sie beschäftigen sich aus einer grundsätzlichen Perspektive mit dem Verhältnis zwischen Latein und den Nationalsprachen, die sich in dem von ihnen erforschten Zeitabschnitt als literarische Ausdrucksmittel zu etablieren beginnen. Sie zeigen nämlich, das sich am Lateinischen exemplarisch die

Charakteristika studieren lassen, die eine Sprache in besonderem Maß zur Kulturvermittlung befähigen und dass gerade die neueren Sprachen durch ihre Orientierung an dieser Beispielhaftigkeit zu ihrer Autonomie und ihrer kulturellen Repräsentativität gelangt sind. Eine Sprache gewinnt demnach umso mehr an Ausstrahlung, als sie in der Lage ist, fremde Inhalte durch Übersetzung und Anverwandlung zu gestalten und wiederum zu verbreiten. Der unbewussten Imprägnierung durch Fremdeinflüsse, die nationalistisch-protektionistische Reflexe hervorruft, setzen Tüskés und Knapp somit den Begriff einer Sprache entgegen, die den Umgang mit der Tradition als beispielhaft für die Auseinandersetzung mit dem Andersartigen begreift, die eine Bereicherung des eigenen Selbstbewusstseins zur Folge hat. Die Entstehung der Nationalsprachen aus der lateinischen Kultur erscheint als eine Emanzipationsbewegung, die sowohl der Subjektivität wie der Freiheit und Selbstbestimmung der Völker dient und als Vorstufe der Demokratie interpretiert werden kann, indem sie Repräsentativität und symbolisches Denken als Kennzeichen menschlicher Souveränität begründet. Die reflexive Transzendierung des *hic et nunc* wird zum Merkmal einer humanistischen Kultur, die die gelungene Synthese von Ästhetik und Religion darstellt. Sie befähigt den Menschen zur Selbstverwirklichung durch seine eigene Schöpfung. Durch sie wird er aber auch für die Modalitäten der Verbreitung und Tradierung seines Weltbildes verantwortlich.

Die Autoren erheben die ‚Vergangenheitsbewältigung‘ zur moralischen Notwendigkeit, ohne die es keine geistige Erneuerung in Europa geben kann. Sie verlangen in diesem Sinne eine Aufarbeitung der kommunistischen Kulturherrschaft, bei der, wie es das letzte Kapitel ihres Buches zeigt, die humanistische Tradition als verklausuliertes Moment des Widerstandes anerkannt wird und einen Anknüpfungspunkt für die Rückgewinnung einer selbst verantworteten Identität bietet.

Ihre Analyse des deutsch-ungarischen Kulturaustausches macht denn auch deutlich, dass es eines multifokalen Weltbildes bedarf, das die Vernetzung geographisch und historisch vorbestimmter regionaler Zentren voraussetzt, denen eine Brückenfunktion zukommt. Insofern ist sie ein Plädoyer für die Gleichberechtigung aller Sprachen und des jeweiligen von ihnen geschaffenen Kulturraumes, der nicht allein territorial begründet ist, sondern auf einer bewusst multifokalen Gemeinschaft von Kulturschaffenden und deren Rezipienten beruht, die deren Lebendigkeit und Fähigkeit zur symbolischen Entwicklung erhält. Der Verweis auf etwaige ‚Leitkulturen‘ erscheint insofern als Relikt imperialistischer Sprachpolitiken, die letztlich Kultur als Wert, an dem Menschlichkeit gemessen werden kann, schlechthin gefährden.

Nichtsdestotrotz betonen Tüskés und Knapp die besondere Rolle des Deutschen als Vektor überregionaler Vermittlung zwischen Ost- und Westeuropa, dessen Tradition mit der Einbindung Ungarns in das Habsburger Reich gelegt wird und dessen Einfluss sich während des Kalten Krieges bis in die persönli-

chen Beziehungen einzelner Künstler zur DDR verfolgen lässt. Sie plädieren indirekt für die Wiederherstellung dieses angestammten Austausches unter neuen demokratischen Voraussetzungen, die einzig und allein die Entfaltung einer humanistischen Gesellschaft mit universaler Vorbildfunktion befördern sollen. Insofern ist *Germania Hungaria Litterata* ein Entwurf für das Projekt einer transkulturellen Germanistik, die sich als reflektierte Philologie darstellt, indem sie der Vermittlung der deutschen Sprache und deren kultureller Produktion dieselbe Bedeutung zumisst wie ihrer selbstbezogenen wissenschaftlichen Begründung: Sprachkultur im modernen Sinne kann sich nur transnational als Teilnahme an einem weltweiten Dialog sinnvoll gestalten, der die Partikularität der einzelnen Kontexte berücksichtigt und nicht im Dienste hegemonialer, postkolonialer Strategien deren Steuerung zu politischen Zwecken anstrebt.⁵ Deren Gestaltung obliegt jedem, der sich dank seiner Bildung als Person seiner Mittlerfunktion innerhalb der Gesellschaft und generell in Bezug zu anderen bewusst ist, weil er sich aus eigener Überzeugung einem humanistischen Ideal verpflichtet fühlt, das einen toleranten, den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten angepassten Pluralismus vertritt. Tüskés und Knapp eröffnen hiermit eine Perspektive zur Überwindung der aus dem 19. Jahrhundert hergeleiteten und zeitweilig missbrauchten Fiktion der Nationalliteraturen und bietet eine Möglichkeit der kritischen Auseinandersetzung mit dem anderen Extrem: der als Entfremdung erfahrenen Globalisierung, die ökonomische Effizienz und kulturelle Leistung ideologisch gleichzusetzen trachtet.

Vielleicht treten aber auch hier die Grenzen ihrer Reflexion zutage, indem sie letztlich eine Utopie postulieren, die Bildung und ökonomische wie politische Macht voneinander trennt und dafür Ansatzpunkte in der von ihnen beschriebenen Epoche suchen. So zeigen sie beispielhaft anhand der Vernetzung katholischer Institutionen, insbesondere der Gesellschaft Jesu, aber auch indem sie die Funktion der überkonfessionell zugänglichen Bibliotheken hervorheben, wie Bildung als Auseinandersetzung mit tradierten Stoffen und Modellen nicht nur selbständiges Denken und Handeln begünstigt. Aus ihrer Sicht befähigt sie zu einem transnationalen Dialog, der Identitätsstiftung ausdrücklich als Kulturvermittlung anerkennt. Die akribische Methode, mit der sie die Verortung und Verbreitung von Referenzbüchern belegen, deren Nachwirkung sie bis ins geringste Detail bei ungarischen Autoren zurückverfolgen, ermöglicht eine eindrucksvolle Bestandsaufnahme, die Wege und Modalitäten kultureller Gestaltungsprozesse zu einem entscheidenden historischen Zeitpunkt offenlegt und die dem Phänomen der Vulgarisierung ein besonderes Augenmerk widmet. Sie bleiben jedoch

⁵ Hier gibt es natürlich Berührungspunkte mit Goethes Begriff der ‚Weltliteratur‘ und dessen Bezug zum Verständnis des Dichters von Übersetzung und literarischer Anverwandlung als Kulturvermittlung. Ausführlicher dazu: Berman Antoine: *L'épreuve de l'étranger. Culture et traduction dans l'Allemagne romantique*. Paris 1984, « Goethe. Traduction et littérature mondiale », S. 87–110.

eines schuldig, das die im Vorwort angestrebte Übertragung auf heutige Verhältnisse einschränkt: Die für die Untermauerung ihrer These notwendige Minimierung der wirtschaftlichen und politischen Ziele, die die einzelnen Beteiligten motivieren und die deren institutionelle Unterstützung bedingen, erweckt bisweilen den Eindruck, jene Vermittlungsprozesse ereigneten sich in einem ideologiefreien Raum. Die jeweiligen Kulturträger werden weitgehend als wertneutral behandelt und allein von ihrer Effizienz bei der Tradierung eines humanistischen Weltbildes gewürdigt, ohne dass der Gebrauch, den sie von ihm machen, hinterfragt wird. Dabei wird, nicht zuletzt aufgrund der als Referenz gewählten Epoche, die beklemmende Frage ausgeklammert, wie gerade jener Humanismus die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts nicht verhindern konnte. Desgleichen wird der grundlegende Bezug zwischen Kultur- und Realpolitik zwar durchaus evociert, aber nur zeitweilig im letzten Kapitel am Beispiel von Zrínyi näher in Betracht gezogen. Die Allianz zwischen Jesuiten und Habsburgern im Zuge der Rekatholisierung wird immer wieder ausdrücklich betont, dennoch wird sie fast nur unter dem positiven Aspekt der Bildungsvermittlung untersucht, der alle anderen Beweggründe in den Schatten stellt.

Dies weist auf ein grundsätzlicheres Manko hin, das von den Autoren selbst erkannt wird, insofern als sie zum Abschluss ihres Kapitels über die Emblematisierung die Notwendigkeit interdisziplinärer Kooperationen, insbesondere mit den Historikern, hervorheben.⁶ Ihre Untersuchung kann erst in einem allgemeineren Projekt völlig zur Geltung kommen, das sich sowohl ideologischen wie ökonomischen Beurteilungen nicht grundsätzlich verschließt, indem jene aus einer kritischen Untersuchung der Moderne nicht mehr wegzudenken sind. Tüskés und Knapp tragen demnach zweifelsohne zu einer Nuancierung Bourdieuscher und Luhmanscher Erklärungsmodelle bei, die die aktuelle Inlandsgermanistik durchziehen, weil es ihnen glaubwürdig gelingt, die wissenschaftliche Autonomie der Philologie zu demonstrieren. Sie vermögen es also eindeutig, Wege zu einer besseren Ausdifferenzierung zwischen Literatur- und Gesellschaftswissenschaften zu weisen. Trotzdem bleibt eine Frage unbeantwortet: Vorausgesetzt die kirchlichen, mehrheitlich katholischen Instanzen haben wirklich die von Tüskés und Knapp dokumentierte Rolle bei der Verbreitung der humanistischen Bildung gespielt, die zur Emanzipation des menschlichen Bewusstseins beigetragen hat, welche weltliche, supranationale Instanz ist heute in der Lage deren Nachfolge anzutreten? Diese Frage stellt sich umso deutlicher, als gerade im Augenblick die Institutionen der EU die Wirtschaftlichkeit in den Mittelpunkt der Bildungs- und Forschungspolitik rücken und die Religionen mehr denn je zur Durchsetzung kultureller und machtpolitischer Ziele genutzt werden, die im Endeffekt

⁶ Tüskés, Gábor/Knapp, Éva (= Anm. 1), S. 211.

miteinander verschmelzen und bedeutende Konflikte zeitigen.⁷ So bleibt es bei einem Spannungsverhältnis zwischen den Thesen des Vorworts und deren Umsetzung in den konkreten kulturhistorischen Ausführungen der Autoren, denen trotz dieser eher durch die Höhe ihres theoretischen Ansatzes bewirkten Einschränkungen, eine ausgesprochen interessante und bereichernde Studie gelingt, die kaum erforschte Prozesse beleuchtet und selbst bekanntes Material unter neuen Gesichtspunkten begutachtet.

3. Katholizismus und Empfindsamkeit: Untersuchungen zu Textkultur und Laienfrömmigkeit

Bestechend ist das Kapitel über die Jakob Balde Rezeption, das den Übergang von neulateinischen ungarischen Anverwandlungen zu Übersetzungsbe mühungen bis hin schließlich zur selbständigen Dichtung in der Nationalsprache dokumentiert. Es zeigt die komplexe Wirkungsgeschichte eines der bedeutendsten neulateinischen Dichter im deutschen Sprachraum und betont entgegen immer noch bestehender Vorurteile die herausragende Rolle Herders als Kulturvermittler und Beförderer eines an literarischen Exempeln geschulten eigensprachlichen Bewusstseins, das die Grundlage authentischen Schaffens bildet.⁸ Das im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts entstandene Werk des Dichters Ferenc Faludi wird als dafür bezeichnend angeführt, und es liegt nahe, dessen zumindest partielle Übersetzung ins Deutsche anzuregen, damit der Beitrag der ungarischen Literatur zu den bedeutenden literarischen Strömungen des deutschsprachigen Raums genauer erforscht werden kann. Noch sinnvoller erschiene ein Studienprojekt, das ganz Osteuropa erfassen und die Dynamik untersuchen würde, die dort unter dem Einfluss der sich innerhalb des deutschen Sprachgebiets vollziehenden Entwicklung die Entstehung selbständiger Literaturen begünstigt hat. Tüskés und Knapp machen deutlich, dass sie Teil der Säkularisierung ist, während derer die Konfessionalität der Texte ebenso wie die Bearbeitung der antiken Stoffe und Motive Gegenstand kritischer Auseinandersetzung werden. Deren Rezeption verschiebt sich ihren Beobachtungen zufolge vom Religiösen zum Literarisch-Sprachlichen, wobei das Neulateinische zur Grundlage einer

⁷ Die Problematik des Kommunitarismus ist nicht umsonst zu einem höchst aktuellen Thema geworden, insofern die Religionsvielfalt unter dem Einfluss der politischen Bestrebungen des Islam als Gefahr für den inneren Zusammenhalt der modernen überkonfessionellen Demokratien gewertet wird. Dazu allgemein: Fourest, Caroline: *La dernière utopie. Menaces sur l'universalisme*. Paris 2009.

⁸ Herder gehört unserer Meinung nach zu den am meisten vernachlässigten Kulturvermittlern des 18. Jahrhunderts, insbesondere was seine Wirkung in Osteuropa anbetrifft. Die französische Rezeption seines Werkes ist bezeichnend, indem er einfach bei der ersten Edition der *Encyclopedie universalis* schlichtweg vergessen wurde, und immer noch von namhaften Intellektuellen wie der Wissenschaftshistorikerin Elisabeth Roudinesco als kultureller Wegbereiter des Nationalsozialismus dargestellt wird.

Poetologie wird, die unabhängig von deren konfessioneller Aufladung die Verbindung von Antike und Moderne wiederherstellt. Die Kontinuität von Symbolik und Rhetorik werden zum entscheidenden Moment eines immer stärker einzig in der Sprache angesiedelten poetischen Bewusstseins, das sich die Fähigkeit der Transzendierung zu eigen macht. Die Schrift an sich wird als symbolische Ordnung gewürdigt, die sich in der Sprache sinnlich vergegenwärtigt und verwirklicht. Sie wird damit zu einem Mittel der Selbstreflexion, dank derer der Dichter sich seiner eigenen göttlichen Bestimmung bewusst wird.⁹

Der *incantatio* kommt in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung zu, insofern als sie in Form des von den Jesuiten gepflegten Marienkults Eingang in die Volkskultur findet. Die Rosenkranz-Gebete, dank derer sie sich hauptsächlich verbreitet, bringen eine spezifische Frömmigkeit hervor, der es gelingt, eine Vielzahl von Einflüssen und Traditionen zu binden. Sie werden zu einer volkstümlichen Gattung, die Oralität und Literarizität miteinander vereint und insbesondere zur Fixierung lokaler mündlicher Überlieferungen beiträgt. Tüskés und Knapp verdeutlichen dieses Phänomen exemplarisch an der ungarischen Übersetzung der *Hymni*, die sie im Kontext einer im Mittelalter beginnenden literarischen Entwicklung analysieren.

Die ursprüngliche lateinische Fassung der *Hymni* war der 1622 in Sopron zur ungarischen Königin gekrönten Eleonora I. Gonzaga, der zweiten Gemahlin von Kaiser Ferdinand II. gewidmet. Sie verweist also auf die Interdependenz von Hof und Jesuiten-Orden: Eleonora I. und Ferdinand II. waren große Marienverehrer und unterstützten die Jesuiten bei ihren Rekatholisierungsbemühungen. Die persönliche Widmung des Herausgebers zeugt aber schon von einer bemerkenswerten Veränderung der von der geistlichen Literatur geförderten Religiosität: Der Souverän erscheint gleichermaßen als Mensch, der in den der Tröstung dienenden Rosenkranzgebeten den Leidensweg Christi ebenso wie die von ihm verheißene Erlösung nachvollziehen kann. Auf diese Weise entsteht eine doppelte Verquickung: Die Frömmigkeit erhält eine universelle Dimension des rein Menschlichen, insofern alle Menschen in der Nachfolge Christi gleichgestellt sind. Parallel dazu erweitert sich die höfische Tradition zu einer allgemeinen Symbolik. Indem sie mit dem religiösen Moment verschmilzt, bereitet sie den Weg für einem individuellen Kultus, welcher das Bekenntnis zur eigenen Frömmigkeit als Zugang zu Geheimnissen des Glaubens zelebriert, der die Aufnahme in eine ideelle Gemeinschaft Gleichgesinnter bedeutet, wie sie von den Rosenkranzbruderschaften verkörpert wurde.

Durch diese Vermittlung geht die religiöse Symbolik eine Verbindung mit älteren, von der Spätantike überlieferten Stoffen und Ausdrucksformen ein, die

⁹ Es wäre äußerst interessant, hier die Verbindungen zu Herders und Hamanns Poetologie sowie generell zur Genieästhetik zu untersuchen. Dies wäre sicher eine willkommene Ergänzung zu Gerhard Sauders Untersuchungen über die Empfindsamkeit insbesondere zu: Sauder, Gerhard: Empfindsamkeit. Bd. 1: Voraussetzungen und Elemente. Stuttgart 1974.

dem humanistischen Gedankengut entstammen und dessen Lebensart vertreten. Die Spezifität des Marienkults, der weltliche Frömmigkeit und transzendente Glaubensmystik in sich vereint, ermöglicht in der Tat die Wiederanknüpfung an mythische Themen, sofern sie eine individuell erlebte Sinnlichkeit ausdrücken. Die *Hymni* bezeichnen in dieser Hinsicht die Entstehung einer höchst komplexen, religiös geprägten Ästhetik, in der die barocke Formsprache mit klassischen Elementen einhergeht. Deren Übersetzung bedeutet denn auch weit mehr als die ideologische Behauptung politischer und religiöser Interessen, die im Rahmen der Rekatholisierung die festere Einbindung Ungarns in das Habsburger Reich betreiben. Sie ermöglicht die Ausbildung des Ungarischen, dank derer es inhaltlich wie stilistisch Anschluss an die europäischen Kultursprachen findet und in der Lage ist, die von ihnen getragenen Entwicklungen selbständig umzusetzen.

Tüskés und Knapp heben in diesem Zusammenhang die besondere Funktion der Jakob Masen Rezeption hervor, die über ihre literarische Wirkung hinaus einen eigenen Kunststil hervorbringt, der markante Werke wie die Stiege des Raaber Jesuitenkollegs hinterlässt. Die Autoren zeigen, wie durch die Verbreitung seines umfangreichen Werkes, insbesondere des *Speculum*, sein Verständnis von Sprache als Ort des Geheimnisses, seiner Versinnbildlichung und Offenbarung, eine Symbolik begründet, in der das Zeichen sinnlich erfahrbar und anschaulich verständlich wird, weil Text und Bild die Vergegenwärtigung ein und derselben Transzendenz darstellen. Die Lehre der Rhetorik und deren Topoi münden also in eine eigene Symbolsprache innerhalb der bildenden Künste, die auf eine essentielle Einheit verweist, welche sich als Gleichnis des Lebens schlechthin in unendlicher Formenvielfalt äußert.

Tüskés' und Knapps Verdienst ist es somit, dass sie nicht nur bisher weitgehend unbekannte Bedingungen des deutsch-ungarischen Kulturaustausches erforschen. Indem sie die Rezeptionsgeschichte einzelner Werke oder einzelner Dichter manchmal bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verfolgen, geben sie generell Aufschluss über Modalitäten der Säkularisierung, die ein modernes Kunstverständnis prägen, das sich im Laufe des 18. Jahrhunderts entfaltet. Ausgehend von einem geographisch und zeitlich relativ begrenzten Abschnitt der Literaturgeschichte, gelingt es Ihnen, stichhaltig zu beweisen, wie jene universale Formensprache, die der für die Moderne zentrale Symbolbegriff zusammenfasst, in jener Ausdifferenzierung von Humanismus und Christentum, von sinnlicher Lebenserfüllung und religiöser Transzendenz ihren Ausgang nimmt. Sie arbeiten gezielt die Entstehung einzelner Gattungen heraus, in denen sich die religiöse Praxis als Band zwischen den verschiedenen Regionen und Völkern des Habsburger Reiches erweist, das seine Effizienz der weiten Verbreitung der neulateinischen Glaubenskultur verdankt. Sie machen nämlich deutlich, dass jene auf Texte gegründete Frömmigkeit das ideale Mittel ist, um den Gegensatz zwischen Gelehrsamkeit und Volkskultur zu überbrücken und um lokale mündliche Traditionen in eine Schriftkultur zu überführen, die deren allgemeinere

Ausstrahlung dank neuer spezifischer ästhetischer Kategorien und dementsprechender Ausdrucksformen begünstigt.

Das Buch setzt sich tatsächlich immer mehr als Medium zur Propagierung einer *Pietas Austriaca* durch, die an erster Stelle natürlich die Fürsten an das Reich bindet, die allerdings nach und nach weitere Kreise der Bevölkerung prägt. Die geistliche Literatur zeitigt nämlich eine Laienfrömmigkeit, die wiederum dazu beiträgt, den katholischen Glauben als Fundament der Ständegesellschaft zu stärken. Der Marienverehrung kommt dabei erneut eine hervorragende Bedeutung zu, denn sie entwickelt sich zu einem tragenden Moment der Gegenreformation. Ihre Wirkung ist jedoch ambivalent, denn sie erhält in Ungarn aufgrund dessen Rolle bei der Befreiung von den Türken 1686 eine stärkere nationale Färbung. Tüskés und Knapp bemerken in diesem Zusammenhang, dass gemeinsam mit Maria, *Patrona Hungariae*, den ungarischen Nationalheiligen Stephan, Emmerich und Ladislaus, gehuldigt wird, die als Stützen eines zum *Regnum Marianum* ernannten Ungarn erscheinen. Dabei wird jene symbolische Verbindung, die zuerst aus türkenfeindlichen und gegenreformatorischen Beweggründen offiziell gefördert wurde, schließlich für national-dynastische Interessen nutzbar gemacht.¹⁰

Die Konfessionsgebundenheit bestimmt die literarische Produktion, die ihrerseits eine umso stärkere Eigendynamik entwickelt, als sich in Ungarn seit dem Mittelalter kein starker Gegenpol zur geistlichen Literatur bilden konnte. Sie wird insofern notwendigerweise zum so gut wie einzigen Träger emanzipatorischer Bestrebungen. Die protestantischen Konfessionen sind tatsächlich zwar weiterhin präsent und tragen denn auch zur Rezeption der europäischen Strömungen des Puritanismus und des Pietismus bei. Nichtsdestotrotz setzt sich der Katholizismus als staatstragendes Weltbild durch, weil er sich auf das soziale Netzwerk der Ständegesellschaft und der religiösen Bruderschaften stützen kann, die den ständigen Austausch der Personen und der Gedanken zwischen Wien und Ungarn gewährleisten. Eine bedeutende Funktion erhalten dabei die Wallfahrtsorte beiderseits der österreichisch-ungarischen Grenze, die sich als Zentren eines Glaubens erweisen, der dogmatisch politisch fundiert ist und von breiten Schichten der Bevölkerung geteilt wird, so dass dessen Ausübung an bestimmten designierten Orten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit jenseits nationalstaatlicher Bindungen erzeugt. Ostniederösterreich mit Wien und West-Nordwestungarn bilden so eine Zone des Kulturtransfers zwischen West- und Osteuropa, dessen Vektor vordergründig die *Pietas Austriaca* ist, der aber im Laufe der Zeit eine beträchtliche Rolle bei der Entwicklung einer ungarischen Nationalkultur spielt.

Tüskés und Knapp heben in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Fürsten Pál Esterházy hervor, der mit seinem *Atlas Marianus* (1687–1690) das Werk

¹⁰ Tüskés, Gábor/Knapp, Éva (= Anm.1), S 99.

Wilhelm von Gumpenbergs für das eigene Lesepublikum adaptiert. Ebenso wie die Übersetzung des *Mariazeller Mirakelbuches* von Urban Pickelius trägt seine Initiative zur Entstehung einer literarischen ungarischen Hochsprache bei. Beide Texte greifen nämlich sowohl schriftliche Zeugnisse wie auch eine an die Wallfahrtsstätten gebundene orale Tradition auf, die sie verschriftlichen. Sie begründen damit eine moderne Erzählkultur, die, indem sie volkstümliche Elemente verwendet und eine breitere Leserschicht erreichen möchte, das Ziel der Erbauung mit dem der Unterhaltung zu vereinbaren trachtet und sich deshalb von der reinen *eruditio* verabschiedet. Im Zuge dieser Bemühung integriert diese Marienliteratur eine Vielzahl von Gattungen, die wiederum innerhalb des von ihr geschaffenen Korpus eigene Bezüge entfalten, die auf sie selbst zurückwirken und sie sowohl inhaltlich wie stilistisch bereichern, was den Unterhaltungswert des Gesamtwerkes noch einmal entsprechend steigert. Die weltliche Anbindung an einen Ort und an konkrete Erfahrungen göttlicher Offenbarung, die Menschen auf transnationaler Ebene miteinander in Beziehung bringt, macht diese religiösen Kompendien zu Wegbereitern einer Weltanschauung, die die Universalität des Menschlichen erfasst, indem sie jedem Einzelnen sprachliche und ästhetische Mittel zur Verfügung stellt, die es ihm ermöglichen, sich selbst in seinem Glauben zu artikulieren. Tüskés und Knapp zeigen insofern, dass dank einer in der Laienfrömmigkeit begründeten *Poesis* die katholische Religion trotz ihrer Verbindung mit habsburgischen Machtinteressen – ähnlich wie in anderen Gebieten der Protestantismus – einen entscheidenden Beitrag zur persönlichen wie nationalen Emanzipation geleistet hat.

4. Katholizismus und Emanzipation: die Rolle der Emblemik und des Jesuitendramas

Diese von den Autoren vertretene These verleiht ihren Ausführungen zur Emblemik ein besonderes Gewicht, da die von dem Marienkult und der Heiligenverehrung ausgehende Bildlichkeit als vornehmliches Merkmal katholischer Laienfrömmigkeit erscheint und die Transfigurierung der Schrift zum Symbol als deren vorrangiger Beitrag zur säkularisierten Kunst gewertet werden kann. Es gibt im Ungarn der Frühen Neuzeit keinen namhaften Theoretiker der Emblemik und auch nur wenige Druckwerkstätten, die deren Anforderungen gewachsen sind. So ist denn auch der Hauptanteil der Drucke in lateinischer Sprache und vornehmlich im Ausland erschienen. Erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts werden sie von Veröffentlichungen auf Ungarisch abgelöst. Nur ein Ungar erreicht mit einem Emblembook europäische Notorietät. Es handelt sich um Joannes Sambucus, dessen in Deutschland gut rezipierte Schrift in Antwerpen erschienen ist. Dabei stellt sich allerdings die von Tüskés und Knapp nicht behandelte Frage, ob solch ein allgemein verbreiteter Autor überhaupt explizit als ungarischer Vertreter jener Kunst anerkannt wurde. Meist partizipiert Ungarn

nämlich eher rezeptiv an der Weiterentwicklung der Emblemik, indem es an der Gestaltung europaweiter Tendenzen mitwirkt, die vornehmlich dahin gehen, einschlägige Werke in die jeweilige Landessprache zu übersetzen, um einen größeren Leserkreis zu erreichen. Meist sind es Kompilationen, die aus einem bestimmten Anlass zusammengestellt wurden.

Die Emblembücher sind aber insofern interessant, als sie auch in Ungarn Zeugnisse der fortschreitenden Säkularisierung sind, die mit einem stärkeren Hang zur Fiktionalisierung und zu einer konfessionsübergreifenden Moral einhergeht, die sich beide sinnvoller und zeitgemäßer und sinnvoller ausdrücken lassen. Zweisprachige Ausgaben ebnet dieser Entwicklung den Weg. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die 1792 erschienene Fassung von John Barclays *Argenis*, die die lateinischen Distichen unter den Bildern auf Ungarisch wiedergibt. Sie weist auf eine Literarisierung des Fürstenspiegels hin, da die Romanfiguren dort Träger einer emblematischen Bedeutung werden, indem sie exemplarisch den Einklang von Staatstheorie und moralischer Lebensführung verkörpern. Obwohl die meisten Verfasser emblematischer Tugend-Handbücher in Ungarn Jesuiten waren, erlangt die Gattung so eine Allgemeingültigkeit, die über die sprachlichen, politischen und konfessionellen Grenzen hinweg, die Vermittlung humanistischer Werte in den Vordergrund rückt, die sich als europäisches Gemeingut durchsetzen.

Allerdings nuancieren Tuskés und Knapp selbst ihre Folgerungen für andere Bereiche der Emblemik, die Wallfahrtsliteratur und das Jesuitendrama, die im Zuge der Rekatholisierung ausdrücklich zur Glorifizierung des Habsburger Reiches wider ungarische Unabhängigkeitsbestrebungen eingesetzt werden, wenngleich sie sie unfreiwillig fördern. Die Integration der Geschichte in jene Gattungen und die Art und Weise, wie sie dort präsentiert wird, erweist sich nämlich als Stein des Anstoßes, der die Gegensätzlichkeit zwischen imperialen, transnationalen – wir würden sagen ultramontanen Interessen, die Laienfrömmigkeit und Ständegesellschaft wesentlich auf einander beziehen – und nationalen, eigenstaatlichen Emanzipationsbewegungen offenbart. Als Beispiel für erstere Kategorie führen Tuskés und Knapp die dem Gnadenbild von Maria Pötsch gewidmeten *Abgetrockneten Tränen* an, die die Vereinnahmung eines ungarischen Nationalsymbols durch die Habsburgische Staatsmacht verdeutlichen, die nach dem im September 1697 in Ungarn erfolgten Sieg über die Türken, den ungarischen Marienkult zur inneren Festigung des gesamten Reiches benutzt. Jene Predigt- und Emblemsammlung aus dem Jahre 1698 rechtfertigt den 1697 unter landesweiten ungarischen Protest erfolgten Transfer nach Österreich des Marienbildes von Maria Pötsch, das im Dezember 1696 mehrfach Tränen vergossen hatte. Da seit seiner Überführung die Tränen versiegt sind, und die Türken inzwischen geschlagen wurden, erscheint das von dem Bild verkündete böse Omen beschworen, während es gleichzeitig in Wien seinen ‚angestammten‘, ihm bestimmten Platz gefunden hat. Unter dem Motto des Johannes-Evangeliums ‚In

Propria venit' wird dessen Transfer als von der Religion legitimierte ‚Heimholung‘ gefeiert, die dazu dient, im politischen und kulturellen Zentrum des Reiches einen hervorragenden Ort der Marienverehrung zu schaffen. Das Bild von Maria Pötsch wird so mit dem Symbol der Schutzmantelmadonna vereint, das die Habsburger Herrschaft repräsentiert.

Obleich Tüskés und Knapp die Interessengegensätze ausdrücklich betonen, legen sie Wert darauf zu zeigen, dass der Marienkult jenseits aller Machtbestrebungen eine literarisch künstlerische Ausprägung hat, die seiner Emblematisierung eine besondere Bedeutung verleiht, denn sie ermöglicht deren inhaltliche und formelle Weiterentwicklung. Sie illustriert den Prozess der Symbolisierung schlechthin, da sie die Integration der verschiedenen marianischen Gnadenbilder in die bekannten Marienviten ermöglicht, die ihrerseits inhaltlich und stilistisch neu aufgeladen werden und eine in vollem Aufschwung befindliche Verehrung unterhalten. Tüskés und Knapp bewerten denn auch nicht negativ, dass der Wiener Kult rückwirkend die Gestaltung der ungarischen Huldigungen des Gnadenbildes von Maria Pötsch nach der Befreiung von den Türken bestimmt, obwohl zeitweise Ungarn abwertende Erklärungen zur Legitimierung dessen Transfers nach Österreich bemüht wurden.

Für sie bleibt trotz dieser Einschränkungen die Einbindung Ungarns in das Habsburger Reich zusammen mit dem Sieg über die Türken das entscheidende Moment, dem die ungarische Kultur in der Frühen Neuzeit ihre Öffnung gegenüber Europas bedeutenden geistigen und künstlerischen Strömungen verdankt. Sie würdigen dabei ausdrücklich die Religion – in diesem Fall die katholische – als vorrangigen Vektor sowohl allgemeingültiger Werte wie einer Symbolik, die in der Lage ist, lokale Ausprägungen der Laienfrömmigkeit in abstraktere, tradierte ästhetische Formen zu übersetzen, die zwangsläufig wiederum Inhalte und Stilmittel vorangegangener Kulturen in sich aufgenommen und verarbeitet haben.

Aus ihrer Sicht ist zu diesem Zeitpunkt in den ungarisch-deutschen Beziehungen der Katholizismus der Kulturfaktor schlechthin, indem er sich genauso wie anderenorts in Europa der Protestantismus, als Grundlage emanzipatorischer Bewegungen erweist, die im Dienste der Aufklärung wirken. Ihre um wissenschaftliche Ausgewogenheit bemühten Ausführungen tilgen dabei keineswegs die Details, die einige Zweifel an ihrer These wecken könnten. Es geht ihnen schließlich auch um eine Neubewertung bzw. Neugewichtung bekannter Fakten aufgrund der Einbeziehung anderer Standpunkte und Methoden oder in geringerem Maße zusätzlicher kaum erforschter Materialien.

Dies tritt bei ihren Untersuchungen zum Jesuitendrama besonders deutlich zutage. Ihren Erklärungen geht der Versuch einer Bestandsaufnahme der Quellen voraus, die der Forschung neue Betätigungsfelder nahelegt, denn der dargelegte aktuelle Erkenntnisstand lässt keine endgültigen Schlüsse zu, zu verschiedenen sind die jeweils erhaltenen Zeugnisse der einzelnen Aufführungen, die fast

durchweg in lateinischer Sprache stattfanden. Grundsätzliche thematische Unterschiede zwischen den in Ungarn und im deutschen Sprachbereich gespielten Dramen gibt es nicht. In die ungarischen Versionen finden allenfalls lokale Ereignisse Eingang wie die Rückeroberung von Buda, die im deutschsprachigen Raum nicht erwähnenswert erscheinen. Auch finden dort verständlicherweise die Unabhängigkeitsbestrebungen der Ungarn kein Echo. Die engen Grenzen der Gattung eignen sich wenig für selbstständige Aussagen. Schließlich handelt es sich um Dramen, die der moralisch christlichen Erziehung von Schülern dienen, an deren jeweilige Kenntnisse und rhetorische Fähigkeiten sie angepasst werden. Lokalkolorit spielt demnach eine entsprechend geringe Rolle, und Tüskés und Knapp bemerken ausdrücklich, dass sie keine Auskunft über die aktuelle Situation in Ungarn geben, da sie vornehmlich auf die religiöse Aussage gerichtet sind. Bezeichnend ist vielmehr die Zeitverschiebung bei den Aufführungsdaten. In Ungarn werden die Dramen früher – unmittelbar nach der dortigen Ansiedlung der Jesuiten – auf die Bühne gebracht, während sie im deutschen Sprachbereich erst ab 1683 nach der Belagerung Wiens durch die Türken verstärkt gespielt werden.

Dies erlaubt einige Rückschlüsse auf deren Funktion und deren zeitgeschichtliche Aufladung, denn sie speisen sich aus aktuellen Anlässen und besonderen Umständen, die in die Handlung integriert werden, wenngleich die Geschichte durch die Gattungstopik verallgemeinert und mystifiziert wird. Die Dramen bemühen nämlich ebenso wenig zeitgenössische nationale Stereotypen, wie sie eine wahrheitsgemäße Darstellung anstreben. Sie setzen den Inhalt allgemeiner historischer Nachschlagewerke um, die zu einer ideologischen Instrumentalisierung der Geschichte im Dienste der gemeinsamen Interessen des Habsburger Reichs und der Jesuiten benutzt werden. Insofern ist das Ziel in Ungarn wie im deutschen Sprachbereich die Rekatholisierung und die innere Kohäsion der Reichsherrschaft.

Was sich verändert ist die Symbolik, denn der Sieg über die Türken verleiht Ungarn über die Landesgrenzen und sogar über das Habsburger Reich hinaus in ganz Europa eine Sonderstellung als Vorhut bei der Verteidigung des Christentums. Im Zuge dieser Entwicklung avanciert König Stephan I. als Heiliger Stephan zu einer historischen Figur, die den Gang der Geschichte mit der Erfüllung der göttlichen Vorsehung verbindet. Der Topos Mariens als *Patrona Hungariae* führt zur Allegorie Ungarns als Garten Mariens, wo sich deren *fertilitas* vergegenwärtigt, und entweder das Land selbst oder dessen Könige werden als *propugnaculum* dargestellt. Es ist insofern nicht mehr jesuitisches Missionsland, es erweist sich als ein Ort, an dem sich die christliche Botschaft in der Geschichte verwirklicht. Fakten verschmelzen dabei mit Hagiographien und lokalen Legenden, die ihrer dramatischen Verarbeitung ihre überregionale Ausstrahlung und ihre Überlieferung in die Moderne verdanken. Die Allegorisierung der historischen Stoffe führt nämlich zur Fokussierung der Handlung auf den Helden und

die Veranschaulichung seines inneren Konflikts auf der Bühne. Sie begünstigt die Psychologisierung der letztlich von Menschen verkörperten staatspolitischen Beziehungen wie zum Beispiel bei der Darstellung der Uneinigkeit Ungarns in der Urform des biblischen Bruderkzwists.

Ähnlich wie die Emblematik hat das Jesuitendrama also trotz seiner eigentlichen normativen Zielsetzung eine progressive Wirkung, indem es sich die Entwicklungsfähigkeit der barocken Kunstform zu eigen macht, die selbst aus der neulateinischen Rhetorik hervorgegangen ist. Durch die Ausstrahlung dieser Gattung und deren inhaltliche Anbindung an den Sieg über die Türken erlangt Ungarn eine symbolische Bedeutung, die das Bewusstsein der eigenen Geltung ebenso stärkt wie die Anerkennung innerhalb eines durch die Verteidigung des Christentums überkonfessionell geeinten Europas, das zu dieser Zeit für kulturellen Fortschritt stand. Tüskés und Knapp verstehen denn auch den Sieg über die Türken als entscheidendes Moment für die Entstehung der ungarischen Identität, die eng mit der Zugehörigkeit zu Westeuropa verbunden ist. Sie schließen insofern ihr Kapitel über Emblematik und Jesuitendrama fast bekenntnishaft ab, indem sie betonen, dass Stücke mit ungarischen Geschichtsstoffen im deutschen Sprachraum „die Integration des von den Türken befreiten Landes in die Reihe der zivilisierten Länder Mitteleuropas begünstigten“.¹¹

Dies scheint nach dem von ihnen interpretierten Material unzweifelhaft vertretbar. Dennoch fördert ihre ausgesprochen genaue Analyse der Quellen unseres Erachtens auch schon die Grenzen jenes Weltbildes umso deutlicher zutage, als sie es im Hinblick auf die Entwicklung im späteren 18. Jahrhundert zur Kenntnis nehmen. Gerade ihre Untersuchung des Geschichtsverständnisses im Jesuitendrama offenbart – wengleich nur implizit –, wodurch es unweigerlich mit den Ideen der Aufklärung kollidieren muss, und inwiefern die Französische Revolution nur als Bruch mit der von ihm vertretenen Ideologie gewertet werden kann, deren Wegbereiter sie auf keinen Fall sein kann. Die Umgestaltung der historischen Wahrheit im Sinne der Theodizee, die gewiss dem allgemeinen Theater der Zeit entspricht, widersetzt sich zwangsläufig dem Streben nach persönlicher

¹¹ Ebd., S. 249. Hier wird deutlich, inwiefern die Entstehung eines vereinten Europas eine kulturelle Herausforderung darstellt, da die Frage der Zugehörigkeit einzelner Länder je nach geschichtlicher Erfahrung anders beantwortet werden kann. Im Lichte von Tüskés' und Knapps Ausführungen, die ihren persönlichen Standpunkt weit übersteigen, wird klar, welche historischen Vorbehalte es gegen die Integration der Türkei geben kann und welcher kulturellen Vermittlung es bedarf, um jene gegebenenfalls glaubwürdig als sinnvoll zu vertreten. Hier tritt auch das Spannungsverhältnis zwischen unterschiedlichen ‚Zeitwelten‘ zutage, die es letztlich in Einklang zu bringen gilt, wenn der Einigungsprozess dauerhaft sein und Europa als lebendiges Ideal empfunden werden soll: Die ökonomische und die politische Zeit sind als Folge der beschleunigten Kommunikation vordergründig auf das unmittelbare Handeln, wenn nicht gar bloß auf die schnelle Reaktivität gerichtet, während die ‚Kulturzeit‘ von vornherein langsam ist, weil sie über Jahrzehnte dauernde Prozesse betrifft, deren Wirkung nur langfristig sichtbar wird.

Erkenntnis und dem Erfahrungswissen, wie es Kant mit dem „*Sapere aude*“ fordert. Die von den Autoren ausgemachte Modernisierung ist deswegen aus unserer Sicht relativ, wenn es sich auch aus ungarischer Perspektive um eine entscheidende Wende in der kulturellen Zugehörigkeit des Landes zu Europa handelt. Ihre These ermöglicht es nicht, den von der Französischen Revolution gezeitigten Bruch zu denken, der das bestehende, der Überlieferung verpflichtete Weltbild prinzipiell in Frage stellt, indem es den Menschen als selbständig Handelnden in die Geschichte einsetzt. Dieser alle Bereiche der Gesellschaft erfassende Paradigmenwechsel, der das moderne Europa begründet, scheint unvereinbar mit einer Ästhetik, die im Dienste einer vorbildlichen ideellen Entwicklung die Spannungen zwischen Tradition und Erneuerung symbolisch aufhebt und sich gewissermaßen als überzeitliches Menschheitsideal vermittelt.¹² Die moderne laizistische Geschichtsauffassung lässt einige Zweifel an der Realitätsfähigkeit und der Zukunftsträchtigkeit des von Tüskés und Knapp beschriebenen Bildungsmodells aufkommen, wenngleich es für die Analyse der Frühen Neuzeit äußerst ertragreich ist. Aus unserer Sicht werden ihre Ausführungen dann problematisch, wenn sie scheinbar Vergleiche mit dem Geist der Moderne nahelegen, so etwa, wenn es heißt, dass in den Jesuitendramen im Gegensatz zu den zeitgenössischen Volkscharakterologien, die historisch und geographisch bedingte nationale Eigenheiten hervorheben, „nicht die kleinste Spur von Vorurteilen (gegen Ungarn) zu finden (gewesen sei)“¹³. Hier entsteht der Eindruck, dass die gerechtfertigte Neubewertung der kulturellen Einflüsse des Habsburger Reiches einen allzu pauschalen Gegensatz zwischen der Universalität eines christlich geprägten Humanismus und einer Feindbilder begünstigenden Nationalstaatlichkeit aufbaut, die Europa in zwei Weltkriege verwickelt hat.¹⁴

5. Der Schelmenroman als offene Form: exemplarische Wege zu einer transkulturellen und transmedialen Germanistik?

Das dem Schelmenroman gewidmete Kapitel, das Tüskés' und Knapps Methode auf Werke des 20. Jahrhunderts – bis hin zum Film – ausdehnt, erweist sich denn auch unserer Meinung nach als weniger überzeugend, selbst wenn es bislang im deutschsprachigen Raum weitgehend unbekannte Adaptionen ungarischer

¹² Zur Kritik an der Zeitlosigkeit des humanistischen Ideals und dessen Projektion auf die heutige Konsumgesellschaft, siehe die immer noch weitgehend aktuelle Analyse von Barthes, Roland: *Mythologies*. Paris 1957.

¹³ Tüskés, Gábor/Knapp, Éva (= Anm. 1), S. 250.

¹⁴ Hier werden grundsätzliche Differenzen zwischen der deutschsprachigen und der französischsprachigen Kultur offenbar, die auf der Eigentümlichkeit der gegen die katholische Kirche und deren Königstreue vollzogenen Französischen Revolution beruht und die die Laizität als unabhängige Grundlage für die bürgerlichen Freiheiten und den sozialen Frieden zum staatstragenden Wert erhebt. Dies erklärt die Kontroverse über den Platz des Christentums bei der Ausarbeitung der europäischen Verfassung, die die kulturelle Spaltung Europas sichtbar macht.

scher Autoren sinnvoll zur Geltung bringt. Ihr Vorgehen büßt an Systematik ein und wird hauptsächlich assoziativ, indem es nicht mehr die Modalitäten des deutsch-ungarischen Kulturtransfers an einschlägigen Textanalysen dokumentiert, sondern Übereinstimmungen u. a. als Ausdruck gemeinsamer neulateinischer Quellen deutet, wenngleich der Nachweis direkter gegenseitiger Beeinflussungen ausgeschlossen ist. Eigentlich zeigen sie, wie Grimmelshausens *Simplicissimus* einer ungarischen Tradition begegnet, die eng mit der Entstehung des eigenen Nationalgefühls verbunden ist, das Humanismus und Pazifismus als europäische Werte über Jahrhunderte hinweg gegen jede Fremdherrschaft verteidigt hat. Zu diesem Zweck arbeiten sie Parallelen zwischen Grimmelshausens Epos und dem Werk des Dichters, Militärstrategen und Diplomaten Miklós Zrínyi heraus, dessen wichtigste Schaffensperiode in die fünfziger und sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts fällt, also weit vor dem Beginn von Grimmelshausens eigener schriftstellerischer Tätigkeit. Die von ihnen angeführten Berührungspunkte bleiben allerdings sehr allgemein: der markanteste unter ihnen scheint noch die Ähnlichkeit der Ansichten beider Dichter über das Kriegsglück und das Kriegshandwerk. Man kann sich aber des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass der deutsche Schelmenroman zeitweilig als Folie herangezogen wird, um eine herausragende ungarische Persönlichkeit zu würdigen. Die Autoren beschreiben Zrínyi als außerordentlich gebildeten Aristokraten, der sich zu einem antimachiavellistischen Absolutismus bekennt und aus militärischen Gründen die Schaffung eines selbständigen nationalen Königreichs und die Einheit des ungarischen Volkes jenseits der konfessionellen Unterschiede anstrebt. Er verkörpert aus ihrer Sicht einen allseits anerkannten Diplomaten, dessen Weltanschauung auf einem politischen Gleichgewicht zwischen Ost- und Westeuropa unter Neutralisierung der osmanischen Herrschaft beruht. Die Parallelen zu Grimmelshausen unterstreichen lediglich seine Affinitäten mit einer westeuropäischen Kultur, die in den Augen von Tüskés und Knapp das Fundament ungarischen Freiheitsstrebens gegen Habsburgische Machtansprüche bildet.

Daraus ergibt sich denn auch für sie die Bedeutung der 1964 veröffentlichten Übersetzung des *Simplicissimus* durch den zeitweilig in Deutschland und der Schweiz beheimateten ungarischen Dichter Gyula Háys. Ihre außerordentliche literarische Qualität und ihre Bebilderung durch den bekannten Maler und Illustrator Gyula Hincz haben nämlich, wie sie weiter ausführen, eine verspätete Rezeption des deutschen Schelmenromans unter den sich kritisch mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzen ungarischen Künstlern zur Folge, die sich dem Werk von der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges her im Sinne eines aus ihm hervorgegangenen Pazifismus nähern. Dies erlaubt Tüskés und Knapp den Schelmenroman als eine Gattung darzustellen, innerhalb derer sich transkulturelle deutsch-ungarische und transmediale Text-Bild Verbindungen aus kreativen Übereinstimmungen entwickeln, ohne dass sie denselben Gesetzen gehorchen wie in den anderen stärker kanonisierten Kunstformen. Dank seiner strukturellen

Offenheit erscheint er als das zur Erneuerung der Tradition am meisten geeignete Genre und das assoziative Vorgehen, das das ihm gewidmete Kapitel bestimmt, nicht zuletzt deshalb weitgehend gerechtfertigt. Es endet mit dem Verweis auf den 1978 entstandenen Film *Der Trompeter* (Drehbuch: István Kardos, Regisseur: János Rózsa, Dramaturg: Sándor Csoóri), der auf Motive des 1683 in Ulm anonym erschienenen *Ungarischen* oder *Dacianischen Simplicissimus* zurückgreift, und der als verklausulierter Ausdruck des Widerstandes gegen den Kommunismus interpretiert wird.

In Ihren Ausführungen knüpfen Tuskés und Knapp durchgängig das ungarische Selbstbewusstsein an dessen Verankerung in der deutschsprachigen Kultur, die es ermöglicht, Abstand von den eigenen Verhältnissen zu gewinnen und ein im Innern stets gefährdetes humanistisches Gedankengut durch deren Autorität und transnationale Ausstrahlung zu stärken. Deutsch steht für Weltoffenheit und Humanismus wider Unterdrückung und Barbarei, indem es in Ungarn jedes Mal als Mittel persönlicher und nationaler Emanzipation erscheint, weil es den Zugang zu den großen intellektuellen Strömungen Westeuropas ermöglicht hat. Die Autoren schaffen hier vielleicht gar einen neuen Gründungsmythos für die deutsch-ungarischen Beziehungen, einer von jenen, die hilfreich und nicht destruktiv sind, indem sie das Selbstbewusstsein und den Zusammenhalt zwischen zwei Völkern auf das Fundament des geistigen Austausches stellen. Damit kommt ihrem Werk tatsächlich eine Vorbildfunktion zu. Sie praktizieren nämlich eine transkulturelle Germanistik, die sich aus der Pluralität der kritischen Diskurse speist, und die den Auslandsgermanisten eine gleichberechtigte Rolle bei der Selbstbestimmung des Faches einräumt. Tuskés und Knapp zeigen, dass heutzutage mehr denn je keine Philologie als ausschließlich nationale Wissenschaft glaubwürdig überleben kann, obwohl diese Erkenntnis immer noch oft genug ein Tabu ist, weil sie bestehende Machtverhältnisse – gerade in der ‚Kulturhoheit‘ und Kulturvermittlung – hinterfragt bzw. unterläuft.¹⁵

Insofern ist *Germania Hungaria Litterata* ein kleiner Beitrag zu einem komparatistischen Gesamtprojekt, das Rezeptionsgeschichte und Kulturvermittlung inhaltlich und formal aufeinander bezieht, so dass Sprachvermittlung niemals als wertneutrale Kommunikation, sondern als Auseinandersetzung mit der Tradition verstanden wird, die notwendigerweise nach Universalität strebt. Es ist daher auch nur folgerichtig, dass dessen Autoren das Deutsche als Kultursprache mit

¹⁵ Wolton, Dominique: *L'autre mondialisation*. Paris 2003 diskutiert die Vorbildfunktion einer im Umbruch befindlichen Frankophonie, die sich von der kolonialen Dominanz durch den angestoßenen eigenständigen Schaffensprozess in den jeweiligen frankophonen Ländern zu einer multifokalen Bewegung entwickelt hat, die nun die französische Kultur verändert und bereichert. Ein solches Modell könnte *mutatis mutandis* Ansätze zu einem innereuropäischen Dialog liefern, bei dem die fremdsprachlichen Philologien und deren wissenschaftliche Vertreter eine bedeutende Rolle als Kulturvermittler spielen könnten. Siehe auch vom selben Autor: *Demain la francophonie*. Paris 2006.

internationaler Geltung rehabilitieren. Indem sie zu dessen Wurzeln vor Nationalsozialismus und Kommunismus zurückkehren, zeigen sie, dass seine ursprüngliche Stärke in seiner Fähigkeit liegt, fremde Inhalte zu überliefern und weiterzuentwickeln. Sie werten seine Vereinnahmung im Dienste totalitaristischer ‚Gleichschaltung‘ und sektiererischer Ausgrenzung als Verstoß gegen die von ihm selbst begründete Tradition ist, der es willkürlich und missbräuchlich entfremdet wurde. Es verfügt also über die Möglichkeiten, seine eigene Vergangenheit in der Auseinandersetzung mit sich selbst zu überwinden, da seine genuine Dynamik auf der Reflexion und der sinnvollen Integration des Andersartigen gegründet ist. Die selbstkritische Dimension des Schelmenromans und seiner modernen Umdeutungen und Übersetzungen ist für sie ein Beispiel dafür, indem es die literarischen Beziehungen zwischen dem deutschsprachigen Raum und Ungarn von der Frühen Neuzeit bis hin zum 20. Jahrhundert verfolgt und dabei auch die besondere Rolle der DDR und der ungarischen Opposition während des Kalten Krieges betont. Dass dieses letzte Kapitel in mancher Hinsicht nicht ganz so aussagekräftig wie die ihm vorangegangenen ist, liegt denn auch weniger an den vertretenen Thesen, als an der Methodik. Die Transmedialität erscheint nicht immer überzeugend dargestellt, da sie nur wenige Bild- bzw. Szenenbeschreibungen bringt. Von dem einem durchschnittlich gebildeten Germanisten völlig unbekanntem Film gibt es keine Fotos und nur eine kurze komparatistische Untersuchung vom Drehbuch und seiner filmischen Übertragung. Die Autoren stützen ihre Aussagen zum Teil auf einschlägige Zitate der Sekundärliteratur, als trauten sie sich nicht zu, das fremde Medium aus philologischer Sicht selbständig zu interpretieren. Damit decken sie unfreiwillig die Grenzen der Germanistik als Kulturwissenschaft auf, denn es wird offenbar, dass ihr Aufgabenbereich unter dem Vorwand der Aktualität nicht ins Unendliche ausgeweitet werden kann, denn sie bleibt eine Philologie, die nur insoweit transmediale Interpretationen rechtfertigen kann, wie die entsprechenden Kunstformen als Symbolsprache gedeutet werden können.¹⁶ Transdisziplinarität darf nicht den Blick dafür verstellen, dass die Voraussetzung für einen sinnvollen wissenschaftlichen Dialog die Besinnung auf die eigentlichen fachlichen Grundlagen notwendig macht.

Tüskés und Knapp geben denn auch mit ihren bewusst als Schlaglichter konzipierten Kapiteln eine zusätzliche Anregung: Sie laden zu einer kritischen Bestandsaufnahme über die Möglichkeiten des Faches ein, die anstatt über Jahrzehnte lang ins Leere gelaufener Theoriedebatten an konkreten Realisationen ausgelotet werden. Ihr Buch gestaltet sich insofern wie kaum ein anderes als eine vom Mut zum Risiko getragene Herausforderung an den aufgeschlossenen Leser wie an das philologische Fachpublikum, vorausgesetzt, dass sie in der Lage sind, ihre eigenen kulturellen Wertmaßstäbe zur Diskussion zu stellen und als Teil

¹⁶ Aus unserer Sicht wäre hier der Oberbegriff der Semiotik am geeignetsten.

einer ästhetisch überhöhten Ideengeschichte zu begreifen, die von dem gedanklichen Pluralismus überhaupt erst in Gang gesetzt wird und die also genuin mit dem Geist der Demokratie verknüpft ist.¹⁷

¹⁷ In dieser Verknüpfung von Ästhetik und Demokratie besteht für uns die entscheidende Neuerung, die Tuskés und Knapp dem Symbolbegriff hinzufügen. Allerdings reicht unserer Ansicht nach das Kapitel über den Schelmenroman nicht aus, um jene ausreichend zu veranschaulichen. Dies ist allerdings weniger eine Kritik unsererseits als die Aufforderung an die Autoren selber, ihre Methode an anderen Gegenständen zu verfeinern, bzw. an andere Germanisten, zu deren theoretischer oder methodologischer Ausgestaltung beizutragen.

Interrogativpartikeln und Modalpartikeln Ihre Abgrenzung in ausgewählten europäischen Sprachen¹

Attila Péteri

0. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist eng mit dem kontrastiv-typologischen Ansatz verbunden, der im Institut für Deutsche Sprache in Mannheim vor allem durch Prof. Gisela Zifonun erarbeitet wurde.² Im IDS läuft schon seit Jahren ein Projekt zum kontrastiv-typologischen Vergleich ausgewählter europäischer Sprachen mit Schwerpunkt auf dem Deutschen (GDE: Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich). In diesem Projekt werden die Ergebnisse der praxisorientierten kontrastiven Linguistik mit denen der modernen sprachtypologischen Forschungen verbunden. Im Mittelpunkt steht die deutsche Sprache, durch den Vergleich mit mehreren, typologisch ziemlich unterschiedlichen Sprachen können jedoch deutsche grammatische Strukturen vor dem Hintergrund der vielfältigen Möglichkeiten der natürlichen Sprachen besser verstanden und adäquater beschrieben werden.

Ich als ungarischer Germanist interessiere mich besonders für den Vergleich des deutschen und des ungarischen Sprachsystems. Ich möchte jedoch in meinen Untersuchungen nicht bei der Zusammenstellung einer Liste von Ähnlichkeiten und Unterschieden stehen bleiben, sondern auch zu haltbaren theoretischen Schlussfolgerungen kommen. Dazu ist ein bescheidener sprachtypologischer Hintergrund unentbehrlich, der durch die Beobachtung ausgewählter anderer europäischer Kontrastsprachen gesichert werden kann, die eine Art repräsentativen Querschnitt der typologischen Vielfalt der europäischen Sprachen darstellen.

Im ersten, typologischen Teil meines Beitrags skizziere ich die Markierungsmöglichkeiten des Entscheidungsinterrogativsatzes (im Folgenden EntI genannt) im Türkischen, Finnischen, Russischen, Albanischen, Deutschen und

¹ Anfertigt mit der Unterstützung des Ungarischen Nationalfonds Wissenschaftlicher Forschung (Projektnummer: OTKA NN79763) sowie des János-Bolyai-Forschungsstipendiums der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Zu einer detaillierten vergleichenden Beschreibung der Interrogativsätze in mehreren europäischen Sprachen, die auch dem vorliegenden Beitrag zugrunde liegt, vgl. Beczner/Nagy/Onesti/Péteri (2009).

² Zu den theoretischen Grundlagen vgl. König (1996), Lang (1996), Lang/Zifonun (Hg.) (1996), Zifonun (2001), Zifonun (2003), ferner auch Roelcke (1997) und Roelcke (Hg.) (2003).

Ungarischen. Im zweiten Teil analysiere ich detaillierter das Deutsche und das Ungarische unter diesem Aspekt. Mein Interesse gilt in erster Linie der Leistung der Partikeln in der Markierung des Interrogativsatzes. In manchen Sprachen entwickelten sich Interrogativpartikeln, die im EntI sogar auch obligatorisch sein können und deren Funktion darin besteht, den Satzmodus zu markieren. In anderen Sprachen gibt es Modalpartikeln, die diverse pragmatische (oder semantopragsmatische) Funktionen erfüllen, die aber durch ihre relativ starken Distributionsregeln hinsichtlich bestimmter Satzmodi sekundär auch die Funktion der Satzmodusmarkierung übernehmen können. Besonders interessant sind in dieser Hinsicht Sprachen, in denen beide Partikelklassen vorhanden sind wie etwa im Ungarischen.

Im vorliegenden Rahmen kann ich jedoch die ausführliche Behandlung der syntaktischen Stellung dieser Partikeln nicht übernehmen. Es wird zwar manchmal auf ihre Stellung auf der syntaktischen Oberfläche verwiesen, eine fundierte theoretische Erklärung für diese Stellungsregeln wird hier nicht angestrebt.

Die empirische Basis meiner Untersuchungen bildet im Falle des Deutschen und des Ungarischen ein selbst zusammengestelltes Vergleichskorpus von ca. 4 Millionen Textwörtern pro Sprache. Die genaue Zusammenstellung des Korpus lässt sich folgender Tabelle entnehmen:

deutsche Texte		ungarische Texte	
Teilkorpus	Umfang	Teilkorpus	Umfang
alle Plenarsitzungsprotokolle des Deutschen Bundestags aus dem Jahr 2003	3 887 145 Textwörter	alle Plenarsitzungsprotokolle des Ungarischen Landtags aus dem Jahr 2000	4 492 912 Textwörter
Gespräche von Schülern, die in einem Schülerheim aufgenommen und auf vereinfachte Weise transkribiert worden sind (Schlobinski / Kohl / Ludewigt 1998)	85 866 Textwörter	Gespräche von Studenten, die in einem Studentenheim aufgenommen und auf vereinfachte Weise transkribiert worden sind + soziolinguistische Interviews des Instituts für Sprachwissenschaft	34 917 Textwörter
4 Dramentexte aus dem 20. Jahrhundert	42 339 Textwörter	9 Dramentexte aus dem 20. Jahrhundert	156 846 Textwörter

Im Falle der anderen Sprachen basiert die Untersuchung auf einschlägigen Grammatiken und sonstigen Beschreibungen bzw. Lehrbüchern, die zwar nicht die ganze sprachliche Vielfalt widerspiegeln, aber hinsichtlich der für uns interessanten prototypischen Realisierungsmuster sowie der wohlgeformten Strukturen relativ zuverlässig sein können.

1. Interrogativpartikeln in den Kontrastsprachen

Beispiele für die Interrogativmarkierung in den untersuchten Sprachen:

- (1) *Sind die Dokumente fertig?* ∅
- (2) *Do you look on me?* ∅ (vgl. Grimshaw 1995, Rissanen 1991) *syntaktische Markierung*
- (3) *Estne rex in hac urbe?* (lateinisch)
Ist-INT König in dieser Stadt ‚Gibt es in dieser Stadt einen König?’
Nonne gaudes?
NEG-INT freust-du-dich ‚Freust du dich nicht?’
Num hoc credis?
INT das glaubst-du ‚Glaubst du das etwa?’ *Markierung mit einer obligatorischen Interrogativpartikel*
- (4) *Ali dün İstanbul’a gitti mi?* (türkisch)
Ali gestern Istanbul-nach ging INT ‚Ging Ali gestern nach Istanbul?’
- (5) *Oliko huono päivä?* (finnisch)
War-INT schlimm Tag ‚War das ein schlimmer Tag?’
- (6) *Adott-e Péter egy almát tegnap Marinak?* [∅] (ungarisch)
gab-INT Peter einen Apfel gestern Maria-Dat
‚Hat Peter gestern Maria einen Apfel gegeben?’
oder: *Adott Péter egy almát tegnap Marinak?* [∧] *Markierung mit einer optionalen Interrogativpartikel*
- (7) *A mund t’ju sjell menynë?* (albanisch)
INT könnt ihr bringen Speisekarte
‚Können Sie mir die Speisekarte bringen?’ oder:
Ju jeni afarist?
Ihr seid Geschäftsmann ‚Sind Sie Geschäftsmann?’
- (8) *Читал ли ты что-нибудь серьезное?* (russisch)
Las-INT du irgendetwas ernstes ‚Hast du was Ernstes gelesen?’
oder: *Ты читал что-нибудь серьезное?*

Modalpartikeln in russischen Interrogativsätzen:

- (9) *Неужели это правда?* (negative Answererwartung)
 MP es Wahrheit ‚Ist das wirklich recht?’
- (10) *Разве я Иудей?* (Joh. 18,35;³ rhetorische Frage mit implizierter negativer Antwort)
 MP ich Jude ‚Bin ich etwa ein Jude?’

Während im Deutschen und im Englischen die Entscheidungsinterrogativsätze in erster Linie mit syntaktischen Mitteln markiert werden (dabei scheint das Auxiliar *do* im Englischen eher ein Expletivum zu sein, das eine bestimmte Serialisierung zu sichern hat und kein lexikalisches Merkmal ist, vgl. Grimshaw 1995), ist die Markierung der EntI mit lexikalisch-kategorialen Merkmalen in anderen europäischen Sprachen häufig. Im Lateinischen, im Türkischen und im Finnischen werden obligatorische Interrogativpartikeln benutzt.⁴

Im Lateinischen ist die klitische Partikel *-ne*, die meistens ans Finitum klitisiert wird, eine neutrale Interrogativpartikel. *Nonne*, die aus der Zusammensetzung von *non* ‚nicht’ und *-ne* stammt, steht in negierten Interrogativsätzen, impliziert zugleich eine positive Answererwartung (Weidmann o.J.). Die Partikel *num* impliziert eine negative Answererwartung, steht dadurch der deutschen Modalpartikel *etwa* nahe. Da aber Latein eine modalpartikelarme Sprache ist, können wir hier schwierig über eine Modalpartikel sprechen. Das Beispiel zeigt jedoch, dass sich Interrogativpartikeln leicht zu Modalpartikeln entwickeln können, wenn in einer Sprache mehrere Interrogativpartikeln vorhanden sind und zwischen ihnen eine funktionale Spezialisierung beginnt.

Im Türkischen steht die Partikel *mi* hinter derjenigen Phrase, auf die die Frage eigentlich gerichtet ist, d.h. hinter dem Fragefokus (Kenessey 1992). In einige Verbformen wird sie als Agglutinationssuffix integriert, hinter anderen Verbformen sowie hinter nominalen Konstituenten steht sie als Partikel.

Im Finnischen wird der EntI mit der klitischen Partikel *-ko/-kö* markiert. Sie steht wieder hinter dem Fragefokus, wobei die mit der Partikel versehene Konstituente stets in satzinitialer Position steht. Am häufigsten wird sie ans Finitum klitisiert (Iivonen 2001). Sie wird zwar zusammengeschrieben und weist auch die für die finnougri-schen Sprachen allgemein charakteristische Vokalharmonie mit dem Stamm des Finitums auf, steht aber hinter dem Personalsuffix.

Im Ungarischen, im Albanischen und im Russischen ist die Verwendung der Interrogativpartikel optional, d.h. es gibt EntI ohne und mit Interrogativpartikel. **Im Ungarischen** gibt es darüber hinaus auch eine besondere interrogative Into-

³ Der Ausruf von Pilatus, als er von den Juden zur Verurteilung von Jesus gezwungen war.

⁴ Zur Postulierung eines phonetisch nicht realisierten kategorialen Merkmals im Deutschen EntI vgl. Brandt u.a. (1992).

nation, die sog. steigend-fallende Intonation, in der die Tonhöhe bis zur vorletzten Sprechsilbe steigt, an der letzten jedoch bis auf die sog. Grundlinie, auf den tiefsten Tonbereich des Sprechers fällt. Interessant ist, dass sich die klitische Partikel *-e*, die meistens ans Finitum klitisiert wird, komplementär zur interrogativen Intonation verhält: in neutralen EntI wird entweder die Partikel oder die Intonation realisiert.

Im Albanischen ist die satzinitiale Partikel *a* eine Interrogativpartikel (vgl. Fiedler 2003). In den mir zur Verfügung stehenden Belegen wird *a* meistens in den Sätzen benutzt, die Modalverben oder epistemische Verben enthalten, die also irgendwie modal gefärbt sind, während in einfachen neutralen Sachfragen die steigende Intonation am Ende des Satzes das einzige Merkmal des Interrogativsatzes ist. Interessant ist ferner auch, dass die mit der Interrogativpartikel eingeleiteten EntI eine andere Syntax haben als die uneingeleiteten: Albanisch ist im Grunde eine SVO-Sprache, wo in neutralen Deklarativsätzen eine Subjekt-Verb-Wortstellung üblich ist (vgl. Demiraj 1993). Die gleiche Wortstellung liegt auch im uneingeleiteten EntI vor, während in einem mit der Partikel *a* eingeleiteten EntI invertierte Wortstellung steht. Insgesamt sind also im Albanischen die mit Interrogativpartikel eingeleiteten und die uneingeleiteten EntI zwei verschiedene Satztypen, die unterschiedliche Syntax und auch unterschiedliche Gebrauchsbedingungen aufweisen.

Im Russischen ist die Benutzung der Interrogativpartikel auch optional. Russisch ist eine Sprache, die sowohl über eine Interrogativpartikel als auch über Modalpartikeln verfügt. Die Interrogativpartikel heißt *li*, sie wird im Allgemeinen ans Finitum klitisiert, manchmal an andere Konstituenten, auf die sich die Frage bezieht. Die mit *li* versehene Konstituente steht bis auf einige Ausnahmen in satzinitialer Position. Die Modalpartikeln verfügen außer der Satzmodus markierenden Funktion auch über diverse pragmatische Funktionen: Sie drücken Answererwartungen oder verschiedene Sprechereinstellungen, Sprecherhaltungen, eventuell auch Emotionen aus. Zu bemerken ist es weiterhin, dass die Interrogativpartikel *li* klitisch ist, die Modalpartikeln aber nicht und dass die Interrogativpartikel eine relevante Wirkung auf die syntaktische Struktur ausübt: Zwar ist die Wortstellung im Russischen grammatisch relativ frei, die Verb-Erst-Position ist jedoch im Deklarativsatz nur unter ganz besonderen pragmatischen Bedingungen möglich, im Interrogativsatz ohne *li* grundsätzlich ausgeschlossen, und das unbetonte Personalpronomen soll sowohl im Deklarativsatz als auch im Interrogativsatz dem Finitum vorangehen, während im Interrogativsatz mit *li* die invertierte Wortstellung die unmarkierte ist.

Im Deutschen gibt es keine Interrogativpartikeln. Admoni (1990:54) weist darauf hin, dass Interrogativpartikeln im frühen Althochdeutschen noch vorhanden waren (*innu, inu, ene, ununu*). Sie seien aber bis zum Ende der althochdeutschen Periode aus dem Deutschen völlig verschwunden. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man vermuten, dass diese frühen althochdeutschen Belege Lehn-

übertragungen aus dem Lateinischen waren und eigentlich die eingedeutschten Formen der lateinischen Interrogativpartikeln darstellten. Sie waren Zeichen der ersten Versuche der deutschen Schriftlichkeit: Die Schreiber waren noch nicht sicher, mit welchen sprachlichen Mitteln sie in der Schrift Interrogativsätze markieren konnten, weil es damals noch keine Schriftzeichen gab.

2. Interrogativpartikel vs. Modalpartikel

Wir haben also gesehen, dass die Interrogativpartikeln, die im Deutschen nicht vorhanden sind, in vielen europäischen Sprachen entweder das primäre und sogar obligatorische Merkmal des EntI darstellen oder optional und ergänzend zu anderen Merkmalen benutzt werden. Darüber hinaus gibt es in mehreren Sprachen auch Modalpartikeln, die häufig Einschränkungen hinsichtlich ihrer Satzmodusdistribution aufweisen. So sind im Deutschen bekanntermaßen besonders die Modalpartikeln *denn*, *eigentlich*, *etwa* und *auch* interrogative Modalpartikeln, deren Benutzung an die Distribution ‚Interrogativsatz‘ gebunden ist. Altmann (1993) betrachtet die Modalpartikeln als sekundäre Satzmodusmerkmale.

Im zweiten Teil meines Beitrags stelle ich die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, die Interrogativpartikeln und die interrogativen Modalpartikeln kategorial zu unterscheiden und welche Kriterien diese Unterscheidung motivieren.

A. Der sprachtypologische Grund für diese Unterscheidung besteht darin, dass es Interrogativpartikeln oft in Sprachen gibt, in denen die Kategorie Modalpartikel überhaupt nicht vorhanden ist oder für die diese Kategorie nicht charakteristisch ist. Auch umgekehrt: es gibt modalpartikelreiche Sprachen ohne Interrogativpartikeln. So sind im Lateinischen und wohl auch im Albanischen Interrogativpartikeln, nicht aber Modalpartikeln vorhanden, während sich das Deutsche durch seine Modalpartikeln auszeichnet, aber eine Interrogativpartikel sich in ihm im Laufe der bisherigen Sprachentwicklung nicht herausgebildet hat. Die beiden Kategorien setzen also innerhalb eines Sprachsystems einander nicht voraus.

B. Auf reiner semantischer Basis können die beiden Kategorien voneinander nicht klar unterschieden werden. Hypothetisch könnte man sagen, dass sich die Interrogativpartikeln dadurch auszeichnen, dass sie *nur über eine Satzmodus markierende Funktion verfügen, darüber hinaus jedoch keine weitere pragmatische Funktion haben, keine Sprechereinstellungen ausdrücken* oder sonstige Informationen hinsichtlich des Verhältnisses der Äußerung zur Situation tragen. Die Modalpartikeln drücken im Gegensatz dazu mehr oder weniger konkrete Einstellungen des Sprechers zur Äußerung aus, tragen Informationen zum Verhältnis der Äußerung zur Situation bzw. zum Verhältnis des Sprechers und des

Hörers zueinander etc. Sie seien also primär keine Satzmodusmerkmale, können aber sekundär auch zur Identifizierung eines Satzmodus beitragen, dadurch, dass ihre Distribution auf bestimmte Satzmodi beschränkt ist (vgl. Thurmair 1989).

Im Laufe des vorangehenden typologischen Überblicks stellte es sich aber heraus, dass die Abgrenzung auf reiner semantischer Basis nicht so einfach ist. Im Lateinischen gibt es z.B. drei Interrogativpartikeln, und das bedeutet wegen des allgemeinen Ökonomieprinzips der Sprache, dass sich eine semantische Binnendifferenzierung herausbildet. So nehmen Interrogativpartikeln auch Funktionen auf, die in anderen Sprachen durch Modalpartikeln getragen werden (das beste Beispiel ist die ausgedrückte Antwortervartung mit *num*, wodurch *num* mit einer deutschen Modalpartikel äquivalent wird, mit *etwa*). In anderen Sprachen ist die weitere semantische Entwicklung der Interrogativpartikeln durch ihren optionalen Charakter motiviert. Wenn in einer Sprache EntI mit und ohne Interrogativpartikeln möglich sind, folgt daraus eine semantische Differenzierung dieser beiden Typen der EntI wieder aufgrund des Prinzips der sprachlichen Ökonomie. Wir haben in Bezug auf das Albanische den Unterschied gesehen, dass in neutralen Sachfragen keine Interrogativpartikel benutzt wird, die modal auf verschiedene Weise gefärbten Interrogativsätze aber typischerweise mit solchen markiert sind. In der russischen Akademiegrammatik (Švedova 1980) wird darauf verwiesen, dass EntI mit *li* häufig rhetorische Fragen sind oder eine Echo-Interpretation aufweisen, während die neutralen Sachfragen eher ohne *li* realisiert werden (wobei diese Einräumung nur tendenziell gilt und keine verbindliche Regel darstellt). Wir werden auch sehen, dass die Interrogativpartikel *-e* auch im Ungarischen eine spezifische pragmatische Funktion aufweist. Eine dichotomische Unterscheidung zwischen Interrogativpartikeln und Modalpartikeln auf semantischer Basis scheint also nicht möglich zu sein. Das Vorhandensein von Interrogativpartikeln bedeutet für die Sprache immer die Möglichkeit, dass sich diese Partikeln in Richtung von Modalpartikeln entwickeln und auch umgekehrt: Aus Modalpartikeln können sich Interrogativpartikeln herausbilden. Aber auch wenn keine Dichotomie aufgestellt werden kann, ist die vorliegende Unterscheidung semantisch motiviert. Interrogativpartikeln verfügen über eine wesentlich abstraktere Semantik, eine pragmatische Nuancierung der Äußerung können sie weniger leisten als die Modalpartikeln.

C. **Syntaktisch** gesehen weisen Interrogativpartikeln und Modalpartikeln tendenzielle Unterschiede auf, wobei auch bei den syntaktischen Merkmalen mit Übergangsphänomenen gerechnet werden sollte.

Erstens möchte ich hier zwischen Optionalität und Fakultativität terminologisch unterscheiden. Während Interrogativpartikeln in den untersuchten Sprachen in den EntI entweder obligatorisch oder optional sind, sind Modalpartikeln bis auf einige hochmarkierte Ausnahmefälle in der Regel fakultativ. Unter Fakultativität verstehe ich, dass sie keinen wesentlichen Einfluss auf die syntak-

selbst bzw. die mit Interrogativpartikel versehene Konstituente in die satzinitiale Position bewegt wird.

3. Fallbeispiel Ungarisch: Interrogativpartikeln und interrogative Modalpartikeln

Ich möchte meinen Beitrag mit zwei Fallbeispielen zur Frage der Abgrenzung der Interrogativpartikeln und der Modalpartikeln bzw. ihrer Beziehung zueinander ergänzen.

Die ungarische Interrogativpartikel ist die klitische Partikel *-e*, ferner kommen aber in ungarischen Interrogativsätzen zwei weitere Partikeln häufig vor, nämlich *ugye* und *vajon*. Die Partikel *-e* hat für das muttersprachliche Sprachgefühl die einzige Funktion, den Satz als Interrogativsatz zu markieren. In einem isolierten Beispiel fühle ich als ungarischer Muttersprachler im Falle der Beispiele unter (6) oder (12) keinen Bedeutungsunterschied. Doch wenn man gezielte Korpusuntersuchungen macht, erhält man ein differenzierteres Bild. Die Interrogativsätze mit *-e* weisen in meinen Teilkorpora eine andere Frequenz auf (die statistischen Angaben stammen aus jeweils 500 zufällig ausgewählten Belegen für Entscheidungsinterrogativsätze):

(13) Gebrauchsfrequenz von Entscheidungsinterrogativsätzen mit der Interrogativpartikel *-e* in den untersuchten Teilkorpora:

Parlamentskorpus	Zwischenrufe im Parlamentskorpus	Dramenkorpus	Gesprächskorpus
40,8%	0%	4%	4%

Die ursprüngliche Funktion der Partikel *-e* bestand darin, eingebettete Sätze, in denen keine Interrogativintonation realisiert werden konnte, als Interrogativsätze zu markieren:

(14) *Kérdezem, hogy jól van-e ez így?* (Parlamentskorpus)

Frage-1Ps.Sg. dass gut ist-INT dies so

„Ich frage, ob es so gut ist.“

Die hier ausgewerteten Belege sind alle Matrixsätze, wenn man aber die Belege im Parlamentskorpus im Einzelnen auswertet, kann man sehen, dass viele sich von dieser ursprünglichen Funktion nicht eindeutig getrennt haben. Typisch sind solche Interrogativsätze in Redebeiträgen, in denen mehrere Fragen mit einem einführenden Satz aufgezählt sind:

(15) *Kérdéseim a következők; először:*

„Meine Fragen sind die Folgenden; Erstens:“

van-e az ön kormányának két és fél évvel a hivatalba lépése után

ist-INT die Ihrige Regierung [...]

privatizációs koncepciója?

„Hat Ihre Regierung zweieinhalb Jahre nach Amtsantritt eine Privatisierungskonzeption?“

Hier ist zwar der Interrogativsatz nicht mehr syntaktisch abhängig vom einleitenden Satz, weist jedoch im Text eine Beziehung zu ihm auf. Etwa in der Hälfte der Belege mit *-e* kann eine solche Textbeziehung zu einem Satz mit einem performativen Ausdruck (einem Verb oder einem Nomen des Fragens) nachgewiesen werden, auch wenn dieser einleitende Satz mehrere Sätze von dem betreffenden Interrogativsatz entfernt ist. In der anderen Hälfte der Belege ist eine derartige Beziehung zwar nicht nachzuweisen, die Belege stehen aber ausnahmsweise in einer längeren Rede, sind in einen Argumentationszusammenhang eingebettet. Sie sind keine direkten Fragen, die an einen konkreten Partner gerichtet sind. Der potentielle Partner, z.B. ein Politiker der anderen Partei oder ein Regierungsmitglied kann die Frage nach den Regeln der Parlamentsdebatte auch nicht sofort beantworten, sondern erst auf die ganze Rede und auf die ganze Argumentation zusammenfassend reagieren. Fragen mit *-e* zeichnen sich also insgesamt durch eine bestimmte Rhetorizität aus. Dieses Beispiel zeigt also, dass wenn in einer Sprache Interrogativsätze mit und ohne Interrogativpartikeln benutzt werden, notwendigerweise eine Differenzierung anfängt, wodurch die Interrogativpartikeln eine Sonderfunktion bekommen können.

Die Partikel *ugye* entwickelte sich aus der Zusammensetzung des Demonstrativpronomens *úgy* mit der Interrogativpartikel *-e*. Vor etwa 100 Jahren wurde sie noch mit Bindestrich geschrieben. Auch im heutigen Sprachgebrauch wird sie häufig als hinzugefügter *question tag* benutzt:

(16) *Schamschuláról beszélsz, ugye?*

Schamschula-über sprichst-du PART

Die Partikel integriert sich in den Satz wahrscheinlich über den parenthetischen Gebrauch:

(17) *Maga, ugye, hűséges emberem nekem?* (Dramenkorpus)

Sie PART treuer Mann von mir

„Sie sind doch mein treuer Diener, gell?“

Als eindeutige Partikel steht sie in Sätzen, in denen sie intonatorisch nicht mehr vom Satz abgegrenzt wird, sondern den integrierten Teil der Satzstruktur

bildet. Von ihrer Etymologie her drückt die Partikel eine positive Antworterverwartung aus, sie steht also semantisch den Modalpartikeln nahe. Syntaktisch gesehen weist sie aber ähnliche distributionelle Eigenschaften auf wie die Partikel *-e*, weil sie eigentlich diese Partikel enthält. Sie verhält sich auch komplementär zur interrogativen Intonation und kann mit der Partikel *-e* auch nicht kombiniert werden. *Ugye* stellt also in Interrogativsätzen einen typischen Übergangsfall zwischen der Interrogativpartikel und der Modalpartikel dar. Ferner kann *ugye* zwar sehr selten, aber immerhin auch in Deklarativsätzen benutzt werden:

- (18) *Ezt ugye nem azért mondtam, hogy...*
Das MP nicht deshalb sag-Prät-1Ps.Sg. dass
,Das habe ich nicht deshalb gesagt, weil...'

In Deklarativsätzen ist *ugye* eine Modalpartikel und funktioniert als Konsensus-Konstitutivum. Der Sprecher appelliert darauf, dass der Partner mit der behaupteten Proposition einverstanden ist.

Die dritte Partikel in Interrogativsätzen ist die Partikel *vajon*. Sie stammt aus dem Imperativ der 3. Person Singular des Kopulaverbs *van* ‚sein‘ (vgl. Benkő 1993). Ursprünglich habe es wohl den Willen des Sprechers bedeutet, im Sinne von ‚Es sei so!‘. In Interrogativsätzen wurde es anfangs aller Wahrscheinlichkeit nach als satzwertiger *question tag* benutzt, indem zugleich auch die Sprechererwartung mit ihm ausgedrückt wurde, dass der in Frage gestellte Sachverhalt geltend ist. Es hat sich aber schon früh zu einer Modalpartikel grammatikalisiert. Im heutigen Sprachgebrauch signalisiert *vajon* das Nachdenken des Sprechers, gibt also dem Interrogativsatz einen deliberativen Charakter (vgl. dazu Altmann 1993).

Vajon ist eine Modalpartikel: Sie drückt eine Sprechereinstellung, eine bestimmte pragmatische Färbung aus, sie kann in allen Typen des Interrogativsatzes auftreten, ohne eine wesentliche Wirkung auf die Satzstruktur auszuüben. In den Korpusbelegen weist sie aber eine deutliche Korrelation mit der Interrogativpartikel *-e* auf. Dies kann damit erklärt werden, dass beide Partikeln dem Satz einen gewissen rhetorischen Charakter verleihen können.

- (19) *De vajon te emlékszel-e?* [∨] vgl. *De vajon te emlékszel?* [∧]
(Dramenkorpus)
Aber MP du erinnerst-dich?

Die Tabelle unter (20) zeigt eindeutig, dass *vajon* in meinem Korpus fast nur in den Parlamentsdebatten auftritt und auch dort eine eindeutige Vorliebe für die Interrogativsätze mit *-e* aufweist.

(20) Korpusbelege mit der MP *vajon* nach ihrer Distribution in den Teilkorpora

Parlamentskorpus		Zwischenrufe im Parlamentskorpus		Dramenkorpus		Gesprächskorpus	
mit -e	ohne -e	mit -e	ohne -e	mit -e	ohne -e	mit -e	ohne -e
24	4	0	0	2	0	0	0

Diese drei Partikeln zeigen, dass die Interrogativpartikeln und die in Interrogativsätzen benutzten Modalpartikeln im Ungarischen stark aufeinander bezogen sind und die Grenzen zwischen ihnen nur schwierig gezogen werden können. Eine Interrogativpartikel kann ähnliche zusätzliche einstellungsausdrückende Funktionen aufnehmen wie die Modalpartikeln, kann sich sogar im Laufe der Sprachentwicklung zu einer Modalpartikel entwickeln.

4. Fallbeispiel Deutsch: Der Fall von *denn*

Thurmair (1989) beschreibt die Funktion von *denn* mit ähnlichen Merkmalen wie die anderen Modalpartikeln. Sie weist jedoch auch darauf hin, dass sich *denn* durch ihre besonders große Gebrauchsfrequenz auszeichnet und dass seine Merkmale nicht in jedem Beleg nachgewiesen werden könnten. Deshalb vermutet sie, dass sich *denn* im Gegenwartsdeutsch zu einer Interrogativpartikel entwickelt. Ich möchte diese pauschale Aussage mit einer interessanten Beobachtung differenzieren.

Nach meinen Beobachtungen ist *denn* nicht in Entscheidungsinterrogativsätzen besonders frequent, wie wir aufgrund dieser vorhin zitierten Bemerkung erwarten könnten, sondern gerade in Ergänzungsinterrogativsätzen. Ferner gibt es im Gebrauch von *denn* keine ähnlichen auffälligen Frequenzunterschiede zwischen den drei Teilkorpora, wie wir das im Falle der ungarischen Partikeln beobachtet haben. Die Tabelle unter (21) zeigt also, dass in allen drei Teilkorpora ein hochsignifikanter Unterschied in der Gebrauchsfrequenz von *denn* in Ergänzungs- und Entscheidungsinterrogativsätzen vorliegt, während die korpus-spezifischen Unterschiede nicht so bedeutsam sind. Man muss hinzufügen, dass die anderen Modalpartikeln in Interrogativsätzen nicht besonders häufig sind, sondern ähnliche Frequenzwerte aufweisen wie *denn* in Entscheidungsinterrogativsätzen.

(21) Korpusbelege mit der MP *denn* in den deutschen Teilkorpora (aus jeweils 500 Satzbeispielen)

Bundestagskorpus		Dramenkorpus		Gesprächskorpus	
Entf	ErgI	Entf	ErgI	Entf	ErgI
7	124	7	114	12	158

Warum *denn* gerade in Ergänzungsinterrogativsätzen so häufig ist, kann ich beim Stand der jetzigen Forschung nur hypothetisch beantworten. Die deutschen *w*-Wörter haben verschiedene Funktionen. Besonders häufig treten sie als Relativpronomina vor. Ich habe mehrere ambige Belege gefunden, in denen die Modalpartikel *denn* zur Disambiguierung dient. Ohne *denn* würde man erst am Satzende erfahren, ob ein Relativsatz oder ein interrogativer Matrixsatz vorliegt, dadurch, ob der Satz mit einem anderen Teilsatz weiter geführt wird oder nicht.

Die Belege unter (22) enthalten lange Satzstrukturen, in denen das *w*-Wort als Relativum benutzt wird. Die Belege unter (23) sind auf der Oberfläche die gleichen Strukturen. Nur nach langen Teilsätzen würde es sich für den Hörer herausstellen, dass sie interrogative Matrixsätze sind. Die MP *denn* aber, ferner auch die MP *eigentlich* in einem Beleg machen die richtige Interpretation gleich im ersten Teilsatz eindeutig:

(22) Korpusbelege aus dem Bundestagskorpus:

Wer meint, Zuwanderung aus Drittländern könne zurückgehende Bevölkerungszahlen ausgleichen, der irrt.

Aber wer will, dass die Soldaten für ihren verantwortlichen Auftrag auch weiterhin die Akzeptanz der Gesellschaft und damit die nötige Rückendeckung haben, muss einen Diskurs, der von den parlamentarischen Gremien und von den Plenardebatten in die Gesellschaft strömt, etablieren.

Aber wer glaubt, bei der Verkündung solcher Schritte "Bravo" rufen und klatschen zu müssen, der sollte seine Neigungen vielleicht lieber in irgendwelchen SM-Szenen statt in der Politik ausleben.

(23) *Aber wer sagt **denn**, dass dies Ende nächsten Jahres noch so ist?*

*Wer von Ihnen glaubt **denn**, dass man dadurch Vertrauen gewinnt?*

*Wer im Handwerk soll **eigentlich** in Zukunft noch die Ausbildung gewährleisten und die damit verbundenen großen Leistungen erbringen, wenn Sie auch den Meisterbrief, der eine Grundlage für das Handwerk ist, infrage stellen?*

Wenn die Hypothese stimmt, haben wir hier mit einem besonderen, in den anderen Sprachen nicht belegten Fall zu tun: Eine Interrogativpartikel entwickelt sich aus einer Modalpartikel, aber nicht für die Markierung des Entscheidungsinterrogativsatzes, sondern für die des Ergänzungsinterrogativsatzes, weil die *w*-Phrasen in bestimmten Fällen nicht eine ausreichende, eindeutige und leicht zu dekodierende Markierung darstellen.

5. Fazit

Interrogativpartikeln gehören zu den in den europäischen Sprachen ziemlich häufigen Mitteln zur Markierung des Interrogativsatzes. Interrogativpartikeln und Modalpartikeln weisen tendenzielle semantische und auch syntaktische Unterschiede auf. Sie können aber nicht strikt dichotomisch voneinander abgegrenzt werden. Sie können sich im Laufe der Sprachentwicklung aus der anderen Kategorie entwickeln, weisen Übergangsfälle auf und müssen aufeinander bezogen betrachtet und untersucht werden.

Eine ausführliche Beschreibung der beiden Kategorien bedarf noch weiterer Untersuchungen besonders im Hinblick auf ihr syntaktisches Verhalten.

6. Literatur

- Admoni, Vladimir 1990³: Historische Syntax des Deutschen. Tübingen: Niemeyer.
- Altmann, Hans 1993: Satzmodus. In: Jacobs, J. u.a. (Hgg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbbd. Berlin / New York: Walter de Gruyter (= HSK 9.1), 1006–1029.
- Beczner, Barbara/Nagy, Gizella/Onesti, Cristina/Péteri, Attila 2009: Interrogativsätze kontrastiv-typologisch. Ein deutsch-ungarischer Vergleich mit sprachtypologischem Hintergrund. Mannheim: Institut für deutsche Sprache. [amades – Arbeitspapiere und Materialien zur Deutschen Sprache 32.]
- Benkő, Loránd (Hg.) 1993: *Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen*. 3 Bde. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Bošković, Zeljko 2000: Sometimes in [Spec, CP], sometimes in situ. In: Martin, Roger u.a. (Hgg.): *Step by step. Essays on minimalist syntax in honor of Howard Lasnik*. Cambridge Mass.: MIT Press, 53–89.
- Brandt, Margareta u.a. 1992: Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren (Hg.), 1–90.
- Demiraj, Shaban 1993: *Historische Grammatik der albanischen Sprache*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Fiedler, Wilfried 2003: Albanisch. In: Roelcke (Hg.), 749–797.
- Grimshaw, Jane 1995: Projection, Heads and Optimality. <<http://roa.rutgers.edu>>.
- Iivonen, Antti 2001: Intonation of Finnish questions. In: Van Dommelen, W. A./Thorstein, F. (Hg.): *Nordic Prosody. Proceedings of the VIIIth Conference, Trondheim 2000*. Frankfurt/M.: Peter Lang, 137–151.
- Kenessey, Mária 1992: *Török nyelvtan és társalgás [Türkische Grammatik und Konversation]*. Budapest: Aqua.

- König, Ekkehard 1996: Kontrastive Grammatik und Typologie. In: Lang/Zifonun (Hgg.), 32–54.
- Lang, Ewald 1996: Das Deutsche im typologischen Spektrum. In: Lang/Zifonun (Hgg.), 7–15.
- Lang, Ewald/Zifonun, Gisela 1996: Deutsch – typologisch. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Rissanen, Matti 1991: Spoken language and the history of *do*-periphrasis. In: Kstovsky, Dieter (Hg.): Historical English Syntax. Berlin/New York: de Gruyter, 321–342.
- Roelcke, Thorsten 1997: Sprachtypologie des Deutschen. Historische, regionale und funktionale Variation. Berlin/New York: de Gruyter.
- Roelcke, Thorsten (Hg.) 2003: Variationstypologie. Variation Typology. Ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen in Geschichte und Gegenwart.
- Schlobinski, Peter/Kohl, Gabi/Ludewigt, Irmgard 1998: Jugendspezifische Sprechweisen. München: Lincom.
- [Švedova 1980]: Шведова, Н. Ю. 1980: Русская грамматика. Том II. Синтаксис. [Russische Grammatik. Bd. II. Syntax.] Москва: Издательство Наука.
- Thurmair, Maria 1989: Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen, Niemeyer.
- Weidmann, Clemens [o. J.]: Lateinische Grammatik/Grammatica latina.
<http://www.univie.ac.at/latein/gr>
- Zifonun, Gisela 2001: Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. In: Studia Linguistica XX/2001, Breslau: Acta Universitatis Wratislaviensis, 171–186.
- Zifonun, Gisela 2003: Deutsch im Spiegel europäischer Sprachen. In: Stickel, Gerhard (Hg.) 2003: Deutsch von außen. Berlin/New York: de Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2002), 15–33.

Zur Produktivität adverbialer Ableitungen auf *-weise*

Mihály Harsányi

1. Einleitung

Unter Adverbien verstehen wir nichtflektierbare, adverbial, prädikativ und/oder attributiv verwendbare Wörter, wie sie in den folgenden Sätzen vorliegen:

- | | |
|------------------------------------|-------------------------|
| (1) <i>Der Mann arbeitet dort.</i> | (adverbialer Gebrauch) |
| (2) <i>Der Mann ist dort.</i> | (prädikativer Gebrauch) |
| (3) <i>Der Mann dort arbeitet.</i> | (attributiver Gebrauch) |

Bei einigen wenigen Elementen der Gruppe ist auch die Komparation denkbar. Hierzu gehören z.B. *bald* (*eher/früher/schneller – am ehesten/am frühesten/am schnellsten*), *gern(e)* (*lieber – am liebsten*), *wohl* (*wohler – am wohlsten*), *oft* (*öfter/häufiger – am öftesten/am häufigsten*), und *sehr* (*mehr – am meisten*).¹

Ebenfalls zu den Adverbien werden hier die so genannten evaluierenden Kommentaradverbien gerechnet (vgl. Duden 2005: 592 f.), die positive oder negative Gefühle des Sprechers zur Satzaussage ausdrücken (vgl. Satz 4) sowie die epistemischen Adverbien, die den Grad der Wahrscheinlichkeit angeben, wie im Satz (5).

- | |
|---|
| (4) <i>Der Student hat leider eine schlechte Note bekommen.</i> |
| (5) <i>Vielleicht hat der Student die Prüfung bestanden.</i> |

In der vorliegenden Studie werden adverbiale Ableitungen auf *-weise* untersucht. Es soll überprüft werden, ob das Suffix *-weise* tatsächlich „... an den produktivsten adverbbildenden Modellen der deutschen Gegenwartssprache beteiligt“ ist (Fleischer/Barz 1995: 288).²

¹ Der Duden (2005: 576) zählt *sehr* zu den Gradpartikeln.

² Vgl. auch Duden (1995: 355): „Die Adverbien stellen eine verhältnismäßig kleine Wortklasse von einigen hundert Einheiten dar. Diese Klasse ist allerdings wegen der Möglichkeit von Neubildungen in bestimmten Teilbereichen (etwa mit *-weise*) nicht geschlossen.“

An der Erweiterung des Adverbbestandes durch Suffixderivation sind mehrere Wortarten beteiligt: Substantive, Adjektive, Partizipien und Verben.

1.1 Ein substantivisches Grundmorphem kommt laut Kluge seit dem 16./17. Jahrhundert häufiger vor (vgl. Kluge 1925: §50). Solche Bildungen können zwei Bedeutungen haben:

- a) ‚in der Form/Art von Substantiv‘:
beispielsweise, gruppenweise, massenweise
- b) ‚aufgeteilt nach‘:
abschnittsweise, gebietsweise, monatsweise

Eine syntaktische Eigentümlichkeit dieser Bildungen besteht darin, dass sie im Unterschied zu anderen Adverbien auch als vorangestellte Attribute eines Substantivs verwendet werden können, „[...] wenn dieses Substantiv ein Geschehen, eine Tätigkeit bezeichnet, d.h. ein Verbalsubstantiv (Nomen actionis) ist“ (Duden 1995: 357), wie im folgenden Beispiel: *die teilweise Verbesserung der Situation*.

1.2. Seit dem 19. Jahrhundert haben Adverbableitungen mit adjektivischem oder partizipialem Basismorphem eine höhere Frequenz (vgl. Kluge 1925: §50). Sie weisen zwei Bedeutungsstrukturen auf:

- a) ‚in der Art von Adjektiv‘:
anständigerweise, lächerlicherweise, vorsichtigerweise
- b.) Urteil des Sprechers über die Satzaussage (vgl. Ronca 1975: 161, zitiert nach Fleischer/Barz 1995: 288):
notwendigerweise, seltsamerweise, unberechtigterweise

1.3. Adverbiale Ableitungen mit verbalem Grundmorphem können nur selten belegt werden, wie z.B. *borgweise, leihweise* (vgl. Fleischer/Barz 1995: 288).

2. Zielsetzung

Das Adverb zählt heute noch zu den wenig erforschten Gebieten der Wortbildung. Heinle stellt in ihrer umfassenden diachronischen Arbeit mit Recht fest, dass die adverbiale Wortbildung sogar für das heutige Deutsch vernachlässigt worden ist (vgl. Heinle 2004: 2). Das Ziel der vorliegenden Studie ist es, die Wortbildungsaktivität adverbialer Ableitungen auf *-weise* unter Berücksichtigung verschiedener Strukturtypen festzustellen. Unter Wortbildungsaktivität³ verstehen wir mit Fleischer/Barz „... die Eigenschaft/Fähigkeit von Lexemen, als Basis von Derivaten und/oder Konstituenten von Komposita zu dienen ...“ (vgl. Fleischer/Barz 1995: 60). Über die Wortbildungsaktivität hinaus ist auch die Textfrequenz von Bildungen mit dem Suffix *-weise* eine zentrale Frage die-

³ Die Begriffe Aktivität und Produktivität werden in dieser Arbeit synonymisch verwendet. Vgl. dazu Motsch (2004): 20.

ser Arbeit. Mit Hilfe von Frequenzuntersuchungen sollen bestehende Trends in der deutschen Gegenwartssprache erfasst und dokumentiert werden.

3. Methode

Die sprachliche Untersuchung erfolgte mit Hilfe korpuslinguistischer Methoden. Als empirische Datenbasis dienten dazu die Korpora geschriebener Gegenwartssprache des Instituts für Deutsche Sprache. Es handelt sich dabei „... mit über 4,1 Milliarden Wörtern (Stand 29.03.2011) [um] die weltweit größte linguistisch motivierte Sammlung elektronischer Korpora mit geschriebenen deutschsprachigen Texten aus der Gegenwart und der neueren Vergangenheit.“⁴ Das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) enthält belletristische, wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Texte, Zeitungstexte und weitere Textarten.

Als Ausgangspunkt der Untersuchung diente das *Rückläufige Wörterbuch* von Muthmann (1991), das eine Liste von über 300 Bildungen auf *-weise* enthält (vgl. Muthmann 1991: 265 f). Es stellte sich dabei die Frage, ob diese Lexeme tatsächlich zum zentralen Wortschatz der deutschen Sprache zugerechnet werden können. Im ersten Schritt sollte daher überprüft werden, wie viele Wörter der Liste im Korpus zu belegen sind. Das Ergebnis der Suche waren mehr als eine Million Belege. Die Untersuchung ergab außerdem, dass fast 90 % der Lexeme im Archiv der geschriebenen Sprache gefunden werden konnten. Muthmanns Liste enthält also mehrheitlich Lexeme, die den modernen, aktuellen Sprachgebrauch widerspiegeln. Die Wörter mit der größten Vorkommenshäufigkeit im Korpus waren die Folgenden (vgl. Tabelle 1)⁵:

⁴ <http://www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/> [Zugriff am 02.06.2011].

⁵ Eine der häufigsten Ableitungen auf *-weise*, das Wort *beziehungsweise*, wird hier als Konjunktion betrachtet und aus der Untersuchung ausgeklammert.

Wortform	Belegzahl	Wortform	Belegzahl
beispielsweise	295.905	reihenweise	9.031
teilweise	192.170	stellenweise	8.301
möglicherweise	137.041	wahlweise	8.011
normalerweise	53.630	erfreulicherweise	7.782
zeitweise	50.041	verständlicherweise	6.834
vergleichsweise	30.775	vorzugsweise	6.313
glücklicherweise	22.365	fälschlicherweise	5.674
ausnahmsweise	15.455	zwangsweise	5.595
üblicherweise	14.506	stufenweise	4.452
schätzungsweise	11.959	streckenweise	4263

Tabelle 1: Die häufigsten adverbialen Ableitungen auf *-weise* in den Korpora geschriebener Gegenwartssprache des IDS

Hierzu ein Beispiel:

*Der Mieten könnten – **möglicherweise** bereits von August an – um zehn bis dreißig Pfennig pro Quadratmeter steigen, teilte der Deutsche Mieterbund am Mittwoch in Köln mit.* (M96TG/608.27381 Mannh. Morgen, 01.08.1996)

Zu den Lexemen, zu denen sich keine Korpusbelege finden ließen, gehören zum größten Teil veraltete bzw. selten verwendete Wörter, wie z.B. *unzenweise*, *ellenweise*, *dreischockweise*, *occasionsweise*, *borgweise*, *schwadrons-* bzw. *schwadronenweise*.

Die zweite Frage war eine methodologische, und zwar: Wie lassen sich in den öffentlichen Korpora weitere Adverbien auf *-weise* ermitteln? Da das Programm auch mit Auslassungszeichen arbeitet, konnten relativ einfach die den Kriterien entsprechenden Wörter gefunden werden. Die Suchanfrage ergab 10.000 Lexeme und mehr als 1,5 Millionen Belege. Problematisch war dagegen, dass sich unter den Belegen nicht nur Adverbien, sondern auch viele Substantivkomposita auf *-weise* fanden, z.B. *Fahrerausweise*, *Tragweise*, *Übergangsweise*, *Schreibweise*, *Wirkweise*, *Wohnweise*, *Wahlweise*, *Zählweise*, *Zigeunerweise* und *Nutzungsweise*.

Die Wahl fiel deshalb auf die morphosyntaktisch annotierten Korpora des IDS ‚Tagged-M‘ (Stand 16.11.2010), in denen die Wörter mit morphosyntaktischen Informationen angereichert sind, was eine gezielte Suche nach Adverbien ermöglicht. Die Datenbasis bestand aus folgenden 5 Teilkorpora:

	Korpora	von	bis	Texte	Wörter
1.	LIMAS-Korpus	1970	1972	500	1.221.555
2.	Mannheimer Morgen	1991	1991	10.689	3.060.877
3.	Mannheimer Morgen	1994	1994	10.500	2.789.587
4.	Mannheimer Morgen	1995	1995	29.272	7.145.449
5.	Mannheimer Morgen	1996	1996	23.822	5.521.976
Gesamt	5 Korpora	1970	1996	74.783	19.739.444

Tabelle 2: Übersicht über die öffentlichen morphosyntaktisch annotierten Korpora des Archivs Tagged-M

In den morphosyntaktisch annotierten Korpora gab es auch Problemfälle, die bei der Zusammensetzung des Korpus berücksichtigt werden mussten. Zahlreiche Belege mussten einzeln überprüft werden, weil die Annotation aus verschiedenen Gründen Fehler aufwies⁶:

- Unter den Treffern fanden sich immer noch viele Substantive, die mit den zur Verfügung stehenden Suchoptionen nicht automatisch aus der Korpusuntersuchung ausklammert werden konnten. Die Suchmodalität ‚Groß-/Kleinschreibung beachten‘ konnte nicht Gewinn bringend benutzt werden, weil einerseits großer Anfangsbuchstabe kein eindeutiges Indiz für die Wortklasse Substantiv ist (Großschreibung kann nämlich bei beliebigen, am Satzanfang stehenden Wörtern, so auch bei Adverbien vorkommen), andererseits kleiner Anfangsbuchstabe offensichtlich auch kein ausreichendes Kriterium für die Zuordnung zu den Adverbien darstellt.
- Homonymen substantivischen bzw. adverbialen Formen musste besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Man vergleiche dazu folgende Beispiele:

*Er läßt, und das liegt natürlich im heutigen Modetrend, hier die Entstehungszeit des Werks, die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts aufleben. Was für den Textkennner freilich manchmal zum Stein des Anstoßes wird. Zum Beispiel, wenn der Ritter Glück **gesprächsweise** als Zeitgenosse von Strauss und Krauss herhalten muß. (M91TG/104.00402 Mannheimer Morgen, 02.04.1991)*

*Im Einführungsseminar in Zürich nun kann eine fruchtbare **Gesprächsweise** erlernt werden, im Aufbauseminar wird vor allem in themenzentrierte Zwiegespräche eingeführt: zum erotischen Erleben, zu eigenen Lebenszielen, zu den*

⁶ Man beachte dabei, dass „[...] selbst die besten *Tagger* heutzutage nicht um einen konstanten Anteil von Restfehlern umhinkommen. Ihre Erfolgsquote liegt bei ca. 97 % pro annotiertes Wort.“ http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/projekt/referenz/bem_ling_annot.html (Zugriff am 05.06.2011).

eigenen Stärken und Schwächen, zu Neid oder Rivalität in der Partnerschaft. (A99/JAN.05217 St. Galler Tagblatt, 23.01.1999)⁷

- An manchen Stellen erschwerten irreführende Verbformen die Arbeit, wie z.B.:

Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schulte sprach von einer „schlimmen Unterstellung“, die er auf das schärfste zurückweise. (M95/509.17698 Mannheimer Morgen, 12.09.1995)

- Ungelungene Zeilenbrüche konnten ebenfalls zu falschen Treffern führen, wie das in den folgenden Beispielen der Fall ist:

*Udo Undeutsch bei-
spielsweise, Psychologie-Professor an der ...*
(M96TG/602.08470 Mannheimer Morgen, 22.02.1996)

*Bedeckt und ge-
bietsweise Schauer, Temperaturen zwischen 18 und 23 Grad.*
(M95TG/507.06281 Mannheimer Morgen, 04.07.1995)

- Auch Orthographische bzw. Druckfehler fanden sich ab und zu. Hierzu einige Beispiele:

beisopielsweise, beispiesweise, beispiesweise, beispeilsweise, beipielsweise, bespielsweise

Die Belege, in denen sich eindeutig identifizierbare orthographische Fehler finden ließen, wurden nicht als selbständige Wortformen behandelt, sondern korrigiert und bei der richtigen Schreibweise berücksichtigt.

Nach diesen Korrekturen schrumpfte die Zahl der Lexeme auf 291 und die der Belege auf 9581.

Im nächsten Schritt wurden die Belege analysiert, nach ihrer Häufigkeit und Struktur untersucht und die Ergebnisse ausgewertet.

⁷ Der Beleg stammt aus dem Archiv der geschriebenen Sprache des IDS.

4. Die Analyse

4.1. Die absolute Häufigkeit einzelner Ableitungen auf *-weise*

Die folgende Tabelle zeigt die häufigsten Korpusbeispiele auf *-weise* (vgl. Tabelle 3):

Wortform	Belegzahl	Wortform	Belegzahl
beispielsweise	2441	streckenweise	57
möglicherweise	1464	zwangsweise	50
teilweise	1432	probeweise	46
zeitweise	399	vorzugsweise	42
normalerweise	284	erfreulicherweise	40
vergleichsweise	216	gebietsweise	40
glücklicherweise	197	wahlweise	61
schrittweise	184	reihenweise	39
schätzungsweise	170	massenweise	35
üblicherweise	112	paarweise	35
ausnahmsweise	99	bedauerlicherweise	34
stufenweise	92	fälschlicherweise	34
stellenweise	81	ansatzweise	32
verständlicherweise	65	notwendigerweise	32

Tabelle 3: Adverbien auf -weise mit den größten Vorkommenshäufigkeiten (absolute Zahlen)

Beispiel:

Westdeutsche Beamte und Richter müssen für ihre zeitweise im Osten Deutschlands bezogenen Gehälter möglicherweise Steuern nachzahlen. (M95TG/508.15435 Mannh. Morgen, 30.08.1995)

Unter den Belegen können viele Kommentar- und epistemische Adverbien, aber auch Adverbien anderer Art – vorwiegend aber Modaladverbien – gefunden werden.

Vergleicht man die Beispiele von Muthmann mit den Belegen aus dem Mannheimer Korpus, so stellt sich heraus, dass unsere Liste in 150 Fällen (das sind mehr als 50 %) neue Wörter enthält. Dies kann als erstes Indiz für die Produktivität des Wortbildungsmodells betrachtet werden. Unter den neuen Belegen sind folgende Lexeme am häufigsten (siehe Tabelle 4):

Wortform	Belegzahl	Wortform	Belegzahl
schrittweise	184	bemerkenswerterweise	8
probeweise	46	vernünftigerweise	8
ansatzweise	32	fairerweise	7
ersatzweise	31	praktischerweise	6
beispielweise	18	realistischerweise	6
übergangsweise	13	stückchenweise	6
phasenweise	12	eimerweise	5
häppchenweise	11	gerüchtweise	5
inkonsequenterweise	9	ironischerweise	5
kurioserweise	9	kreuzweise	5

Tabelle 4: Die häufigsten Korpusbeispiele, die Muthmanns Liste (1991) nicht enthält

Beispiel:

Schrittweise müsse auch eine Reduzierung und Begrenzung der konventionellen Rüstung erreicht werden. (M91TG/104.03871 Mannh. Morgen, 09.04.1991)

Im Folgenden wurde die Struktur der Belege untersucht. Das der Ableitung zugrunde liegende Morphem, das so genannte Basis- oder Grundmorphem⁸, kann nach seiner Wortklassenzugehörigkeit ein Substantiv, ein Adjektiv bzw. Partizip oder ein Verb sein.

4.2. Basismorphem: Substantiv

4.2.1. Direkte Suffigierung (Null-Fuge)

Wenn das Ableitungsmittel mit dem Erstglied ohne Fugenelement eine Verbindung eingeht, handelt es sich um direkte Suffigierung. Direkte Suffigierung zeigen folgende Beispiele (vgl. Tabelle 5):

ansatzweise	kiloweise	staffelweise
beispielweise	klageweise	stammtischweise
blockweise	kreuzweise	stapelweise
bündelweise	kübelweise	stockwerkweise
büschelweise	lastwagenweise	stoßweise
containerweise	literweise	strichweise
dutzendweise	löffelweise	stückchenweise
eimerweise	meterweise	stückweise
ersatzweise	millimeterweise	teilweise
fallweise	momentweise	testweise
faßweise	pfundweise	tröpfchenweise

⁸ Vgl. Fleischer/Barz (1995): 25.

fetzenweise	probeweise	tropfenweise
gerüchtweise	paarweise	truppweise
geschoßweise	punktweise	überschauweise
gradweise	quadratmeterweise	vergleichweise
grüppchenweise	satzweise	wagenweise
häppchenweise	schätzungweise	waggonweise
haufenweise	scheibchenweise	wahlweise
hektarweise	scheinchenweise	waschkorbweise
hektoliterweise	schichtweise	wechselweise
jochweise	schluckchenweise	zeitweise
kartonweise	schrittweise	zentimeterweise
kesselweise	schubfachweise	zentnerweise
kilometerweise	schubweise	
körbchenweise	schwerpunktweise	
Zahl der Lexeme: 73		

Tabelle 5: Basismorphem Substantiv – direkte Suffigierung

Beispiel:

*Am Computer lernen angehende Chemikanten jetzt, nach vorgegebenen Rezepten **kesselweise** ein bestimmtes Produkt herzustellen.* (M95TG/509.21183 Mannheimer Morgen, 28.09.1995)

4.2.1.1. Direkte Suffigierung mit Tilgung des Vokals *e* (Schwa) im Auslaut des Basismorphems

Dieses Wortbildungsmodell stellt zwar eine Strukturalternative dar, es fällt aber kaum ins Gewicht. Als einziges Beispiel erscheint im Korpus *achsweise*, vgl.:

*Der Verschleiß bleibt gleichmäßig, wenn man von Winter zu Winter die Reifen **achsweise** tauscht.* (M95TG/511.27343 Mannheimer Morgen, 07.11.1995)

Zahl der Lexeme: 1

4.2.2. Suffigierung mit Fugenelement

4.2.2.1. Suffigierung mit *e*-Fuge

Eine *e*-Fuge zeigen folgende Korpusbelege (s. Tabelle 6):

bergeweise	körbeweise	waschkörbeweise
busseweise	säckeweise	
gerüchteweise	tageweise	
Zahl der Lexeme: 7		

Tabelle 6: Basismorphem Substantiv – Suffigierung mit e-Fuge

Beispiel:

*Um Arbeit brauchen die Anwälte nicht nachzusuchen, sie kommt täglich mit der Post **bergeweise**.* (M95TG/508.14312 Mannheimer Morgen, 23.08.1995)

4.2.2.2. Suffigierung mit (e)n-Fuge

Folgende Korpusbeispiele belegen diese Struktur (s. Tabelle 7):

blütenweise	massenweise	stellenweise
einzelpflanzenweise	minutenweise	stichprobenweise
episodenweise	nationenweise	streckenweise
flaschenweise	palettenweise	stropfenweise
gallonenweise	passagenweise	stufenweise
etagenweise	phasenweise	stundenweise
etappenweise	ratenweise	tassenweise
familienweise	reihenweise	tonnenweise
gruppenweise	scharenweise	traubenweise
kannenweise	scheibenweise	wochenweise
karrenweise ⁹	seitenweise	zeilenweise
kistenweise	sektorenweise	ziffernweise
klassenweise	serienweise	zonenweise
lagenweise	stangenweise	
Zahl der Lexeme: 41		

Tabelle 7: Basismorphem Substantiv – Suffigierung mit (e)n-Fuge

Beispiel:

*Dampfen in Heidelbergs Gärten bald **massenweise** Komposthaufen?* (M95TG/510.25368 Mannheimer Morgen, 24.10.1995)

⁹ Je nachdem, ob das Wort Karren oder Karre (bes. südd., österr., schweiz.) als Basismorphem betrachtet wird, kann die Klassifizierung hier unterschiedlich ausfallen.

4.2.2.3. Suffigierung mit *er*-Fuge

Das Fugenelement *-er-* trifft sich im Korpus nur in zwei Fällen (s. Tabelle 8):

bundesländerweise	felderweise
Zahl der Lexeme: 2	

Tabelle 8: Basismorphem Substantiv – Suffigierung mit *er*-Fuge

Beispiel:

*Hochbetrieb auf den Flughäfen, Staus auf den Autobahnen, überbuchte Ferienquartiere – die Urlaubssaison beginnt und die deutsche Nation begibt sich **bundesländerweise** auf Ferienfahrt.* (M96TG/606.25149 Mannheimer Morgen, 29.06.1996)

4.2.2.4. Suffigierung mit *(e)s*-Fuge

Dieser Strukturtyp begegnet in den folgenden Wortformen (s. Tabelle 9):

abschnittsweise	besuchsweise	portionsweise
abteilungsweise	darlehensweise	quartalsweise
altersweise	erfahrungsweise	schätzungsweise
andeutungsweise	gebietsweise	teilsweise
annäherungsweise	gesprächsweise	übergangsweise
aushilfsweise	hilfsweise	vergleichsweise
ausnahmsweise	kommissionsweise	versuchsweise
ausschnittsweise	monatsweise	vertretungsweise
bedarfsweise	näherungsweise	vorzugsweise
beispielsweise	ortsweise	zwangsweise
Zahl der Lexeme: 30		

Tabelle 9: Basismorphem Substantiv – Suffigierung mit *(e)s*-Fuge

Beispiel:

*Dabei soll es möglich sein, sowohl komplette Programme **monatsweise** zu abonnieren als auch einzelne Sendungen, wie zum Beispiel Sportübertragungen, gegen Gebühr geliefert zu bekommen.* (M96TG/603.11349 Mannheimer Morgen, 09.03.1996)

4.2.5. Fazit – Basismorphem: Substantiv

Typ	Zahl der Lexeme	Frequenz
Direkte Suffigierung (Null-Fuge)	73	47,4 %
Direkte Suffigierung mit <i>e</i> -Tilgung	1	0,65 %
Suffigierung mit <i>e</i> -Fuge	7	4,5 %
Suffigierung mit (<i>e</i>) <i>n</i> -Fuge	41	26,6 %
Suffigierung mit <i>er</i> -Fuge	2	1,3 %
Suffigierung mit (<i>e</i>) <i>s</i> -Fuge	30	19,5 %
Gesamt	154	100 %

Tabelle 10: Übersicht – Basismorphem Substantiv

Bei adverbialen Ableitungen auf *-weise* mit Basismorphem Substantiv überwiegt die direkte Suffigierung (vgl. Tabelle 10), fast die Hälfte der Belege zeigt nämlich Null-Fuge auf. Stark vertreten sind im Korpus außerdem die Fugenelemente *-(e)n-* und *-(e)s-*. Suffigierungen mit *e-* oder *(e)r-* Fuge bzw. die Tilgung des Vokals *e* im Auslaut des Basismorphems erscheinen nur mit geringer Frequenz.

4.3. Basismorphem: Adjektiv/Partizip

4.3.1. Suffigierung mit *er*-Fuge

Adjektivische bzw. partizipiale Erstglieder mit Fugenelement *-er-* sind im Korpus durch zahlreiche Beispiele repräsentiert (s. Tabelle 11):

auffallenderweise	komischerweise	tückischerweise
ausgeschlafenerweise	konsequenterweise	typischerweise
bedauerlicherweise	korrekterweise	überflüssigerweise
beglückenderweise	kurioserweise	überraschenderweise
begreiflicherweise	lästigerweise	üblicherweise
bekannterweise	legalerweise	umsichtigerweise
bekanntlicherweise	legitimerweise	unbefugterweise
bemerkenswerterweise	leichtsinnigerweise	unbegreiflicherweise
bewundernswerterweise	liebenswürdigerweise	unbekannterweise
bezeichnenderweise	listigerweise	unberechtigterweise
billigerweise	loblicherweise	unerlaubterweise
blöderweise	logischerweise	unerwarteterweise
charakteristischerweise	makabrerweise	unfreiwilligerweise
dankenswerterweise	merkwürdigerweise	ungerechterweise
digitalerweise	möglicherweise	ungewöhnlicherweise
diskreterweise	mutigerweise	unglücklicherweise

dummerweise	naheliegenderweise	unnötigerweise
ehrlicherweise	natürlicherweise	unsichtbarerweise
eigenartigerweise	netterweise	unsinnigerweise
erfreulicherweise	noblerweise	unüblicherweise
erlaubterweise	normalerweise	unvermeidlicherweise
erstaunlicherweise	notgedrungenerweise	unvernünftigerweise
fairerweise	notwendigerweise	unverständlicherweise
fälschlicherweise	oberflächlicherweise	unvorsichtigerweise
fehlerhafterweise	optimistischerweise	unzulässigerweise
freundlicherweise	originellerweise	utopischerweise
galanterweise	paradoxerweise	verblüffenderweise
gemeinerweise	passenderweise	verbotenerweise
gerechterweise	peinlicherweise	verdienstvollerweise
geschickterweise	perverserweise	vernünftigerweise
gewöhnlicherweise	physiologischerweise	verständlicherweise
gleicherweise	pikanterweise	vorsichtigerweise
glücklicherweise	praktischerweise	widersinnigerweise
groteskerweise	realistischerweise	witzigerweise
günstigerweise	richtigerweise	wunderbarerweise
idealerweise	schmerzhafterweise	wundersamerweise
infamerweise	seltsamerweise	zauberhafterweise
inkonsequenterweise	sinnigerweise	zufälligerweise
interessanterweise	sinnvollerweise	zugegebenerweise
ironischerweise	solcherweise	zulässigerweise
irrtümlicherweise	sonderbarerweise	zupfenderweise
klarerweise	sympathischerweise	zweckmäßigerweise
klassischerweise	taktvollerweise	zynischerweise
klugerweise	tragischerweise	
Zahl der Lexeme: 131		

Tabelle 11: Basismorphem Adjektiv/Partizip – Suffigierung mit *er-Fuge*

Beispiel:

*Auch in der kommunistischen Volksrepublik hält sich Japans Industrie **interessanterweise** mit Investitionen zurück.* (M91TG/104.06721 Mannheimer Morgen, ?.04.1991)

4.3.2. Direkte Suffigierung (Null-Fuge)

Eine Suffigierung des adjektivischen Basismorphems ohne Fugenelement liegt in den folgenden Fällen vor (vgl. Tabelle 12):

möglichweise	zweitweise
Zahl der Lexeme: 2	

Tabelle 12: Basismorphem Adjektiv/Partizip – direkte Suffigierung

Beispiel:

*Das Konkursverfahren über die von früheren Geibel Elektrotechnik Mitarbeitern gegründete Firma Ecam (wir berichteten) wird **möglichweise** auch die rheinland-pfälzischen Steuerzahler betreffen.* (M96TG/601.01320 Mannheimer Morgen, 11.01.1996)

4.3.3. Fazit – Basismorphem: Adjektiv/Partizip

Innerhalb der Ableitungen mit Basismorphem Adjektiv/Partizip kann von einer eindeutigen Dominanz des Fugenelements *-er-* gesprochen werden (vgl. Tabelle 13). Bildungen mit Null-Fuge können nur mit Zufallshäufigkeit belegt werden.

Typ	Zahl der Lexeme	Frequenz
Suffigierung mit <i>er-</i> Fuge	131	98,5 %
Direkte Suffigierung (Null-Fuge)	2	1,5 %
Gesamt	133	100 %

Tabelle 13: Übersicht – Basismorphem Adjektiv/Partizip

4.4. Basismorphem: Verb

4.4.1. Direkte Suffigierung

Ableitungen auf *-weise* mit verbalem Erstglied scheinen im Gegenwartsdeutsch eher eine Ausnahme zu sein (vgl. Tabelle 11). Nach Heinle (2004: 233) war der Anteil dieses Wortbildungstyps im 16./17. am größten.

leihweise	mietweise
Zahl der Lexeme: 2	

Tabelle 14: Basismorphem Verb – direkte Suffigierung

Beispiel:

*Danach überläßt Bonn den Spaniern in einem ersten Schritt 108 Leopard-Panzer **leihweise** für fünf Jahre.* (M95TG/506.02640 Mannheimer Morgen, 10.06.1995)

4.4.2. Fazit:

Für die Struktur der beiden Belege mit Basismorphem Verb ist charakteristisch, dass das Ableitungsmittel direkt mit dem Verbstamm verbunden ist. Für Fugenelemente (beispielsweise für eine *e*-Fuge) konnte im Korpus kein Beleg gefunden werden.

4.5. In einigen Fällen kommt es zu synonymischen Doppelbildungen auf *-weise*. Sie entstehen dadurch, dass Basis- und Wortbildungsmorphem mit und ohne Fugenelement eine Verbindung eingehen (vgl. *beispielweise* – *beispielsweise*, *monatweise* – *monatsweise*, *portionweise* – *portionsweise*, *quartalweise* – *quartalsweise*, *schätzungweise* – *schätzungsweise*, *teilweise* – *teilsweise*, *korbweise* – *körbeweise*, *zeitweise* – *zeitenweise*), bzw. dass bei der Derivation auch Suffixkombinationen vorkommen können (*bekannterweise* – *bekanntlicherweise*). Die unterschiedliche Verwendung des Fugenelementes kann in vielen Fällen auf nationale oder regionale Unterschiede zurückgeführt werden (vgl. Wiesinger 2001: 486 und Sieber 2001: 497).

5. Zusammenfassung

Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine synchronische Untersuchung zu einem Teilaspekt adverbialer Wortbildung. Das Ziel der Studie war, unter Berücksichtigung verschiedener Strukturtypen die Wortbildungsaktivität adverbialer Ableitungen auf *-weise* und ihre Textfrequenz festzustellen.

Über die mehr als 300 Lexeme hinaus, die als Ausgangspunkt der Untersuchung dienten (vgl. Muthmann 1991: 265 f), ließen sich im Archiv der morphosyntaktisch annotierten Korpora des IDS 291 Wörter, unter ihnen 150 – im Vergleich zu Muthmanns Liste – neue Lexeme finden.

Vergleicht man die Frequenzdaten dieser Bildungen hinsichtlich des Basismorphems, so sieht man keine signifikanten Unterschiede zwischen substantivischen und adjektivischen Erstgliedern (vgl. Tabelle 15). Verbale Basen sind dagegen untypisch.

Basismorphem	Belegzahl	Frequenz
Substantiv	156	53,6 %
Adjektiv/Partizip	133	45,7 %
Verb	2	0,7 %
Gesamt	291	100 %

Tabelle 15: Belegzahl und Frequenz der einzelnen Basismorpheme

Die Strukturanalyse der Belege ergab eine Vielfalt der potenziellen Fugenelemente, allerdings zeigt die Fugengestaltung große erstgliedsspezifische und quantitative Unterschiede auf. Während bei substantivischem Basismorphem die Nullfuge (direkte Suffigierung) sowie die Fugen *-(e)n-* und *-(e)s-* dominieren, kommt bei adjektivischem bzw. partizipialem Erstglied nahezu ausschließlich das Fugenelement *-er-* vor.

Die durch die Korpusanalyse gewonnenen Ergebnisse zeugen nicht nur von einer Breite der Bildungsmöglichkeiten mit dem Suffix *-weise*, sondern auch von seiner hohen Verwendungsfrequenz in den untersuchten Textsorten.¹⁰

Die Neubildungspotenz ist beim Fugenelement *-er-* besonders hoch. Vorwiegend in der gesprochenen Sprache, teilweise aber auch in der Schrift kommt es von Zeit zu Zeit zu Ad-hoc-Bildungen, die der sprachlichen Phantasie der Sprachbenützer freien Lauf lassen. Dies sei durch folgende Beispiele illustriert:

*betthütenderweise, fremdgehenderweise, hosentragenderweise, krückenschwingerweise, kettenrauchenderweise, schlittschuhlaufenderweise, schulschwänzenderweise, rucksackschleppenderweise, sackhüpfenderweise, teeschlürfenderweise*¹¹

Da das Suffix *-weise* oft als Grundlage für die Bildung neuer Wörter verwendet wird, kann diesem Ableitungsmittel in der deutschen Gegenwartssprache Modellcharakter zugeschrieben werden.¹² Als Schlussfolgerung können wir demnach festhalten, dass Bildungen auf *-weise* innerhalb der Adverbien einen besonders produktiven Wortbildungstyp darstellen.

6. Literatur

DUDEN – Die Grammatik 1995: Unentbehrlich für richtiges Deutsch, 5., völlig neu erarb. u. erweit. Aufl., hrsg. von der Dudenredaktion, Mannheim [u.a.]: Dudenverlag (= Duden Band 4).

DUDEN – Die Grammatik 2005: Unentbehrlich für richtiges Deutsch, 7., völlig neu erarb. u. erweit. Aufl., hrsg. von der Dudenredaktion, Mannheim [u.a.]: Dudenverlag (= Duden Band 4).

Erben, Johannes 2006: Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin: Schmidt.

¹⁰ Zu den Begriffen ‚Produktivität‘ und ‚Verwendungsfrequenz‘ vgl. Fleischer/Barz (1995): 57 f.

¹¹ Die Beispiele stammen aus dem Archiv der geschriebenen Sprache des IDS. Ihr Ad-hoc-Charakter geht auch aus ihrer Frequenz hervor: sie sind im Korpus i. Allg. nur mit einem Beleg vertreten.

¹² „Der Modellcharakter analytisch ermittelter Wortbildungstypen zeigt sich daran, dass sich in aktuellen Texten neben usuellen Wörtern auch Neubildungen finden [...]“. Vgl. Duden (2005): 684 f.

- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild 1995: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer.
- Heinle, Eva-Maria 2004: Diachronische Wortbildung unter syntaktischem Aspekt. Das Adverb. Heidelberg: Universitätsverlag Winter (= Sprache – Literatur und Geschichte 26).
- Kluge, Friedrich 1925: Abriss der deutschen Wortbildungslehre. Halle (Saale): Niemeyer.
- Motsch, Wolfgang 2004: Deutsche Wortbildung in Grundzügen. Berlin/New York: de Gruyter (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 8).
- Muthmann, Gustav 1991: Rückläufiges deutsches Wörterbuch. Handbuch der Wortausgänge im Deutschen, mit Beachtung der Wort- und Lautstruktur. 2., unveränd. Aufl. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 78).
- Ronca, Dorina 1975: Morphologie und Semantik deutscher Adverbialbildungen. Eine Untersuchung zur Wortbildung der Gegenwartssprache. Diss. Bonn.
- Sieber, Peter 2001: Das Deutsche in der Schweiz. In: Helbig, Gerhard/ Götze, Lutz/Henrici, Gert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg). Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin: de Gruyter (= HSK 19.1), 491–504.
- Wiesinger, Peter 2001: Das Deutsche in Österreich. In: Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg). Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin: de Gruyter (= HSK 19.1), 481–491.

Das stereotype Bild der Frau in den Sprichwörtern. Ein interkultureller Vergleich

Erika Kegyes

1. Einführung

1.1. Die Sprichwörter bilden einen Teil der Proverbien, die das standardisierte Wissen, die Werturteile und feste Überzeugungen, Aberglauben und Vorurteile einer Sprechgemeinschaft kulturhistorisch bedingt bewahren. Hufeisen (1993) meint, die Sprichwörter sind so wie Konserven, vor langer Zeit wurden sie konserviert, aber auch noch heute sind sie genießbar.

1.2. Die Sprichwörter bilden auch einen Teil der meistbekanntesten Stereotype, da sie Verallgemeinerungen und Übergeneralisierungen über Menschen, Tiere und Gegenstände in der Folklore widerspiegeln. Klein (1993) unterscheidet zwei Grundtypen der Stereotype: Sozio-Stereotype und Sem-Stereotype. Die Sozio-Stereotype sind in der gesprochenen Alltagssprache in vielen Variationen und in vielen Formen der Alltagsdiskussion zu finden, und haben zumeist nur einen Kerninhalt, der sich im individuellen Sprachgebrauch vielerlei realisieren und variieren lässt. Die Sem-Stereotype haben dagegen eine feste Form und auch eine schriftliche Variante, und sind meistens in verschiedenen Lexika, Wörterbüchern oder Enzyklopädien vorzufinden.

1.3. Unter den Sprichwörtern und Stereotypen gibt es sehr viele, die Frauen beschreiben, die ihnen bestimmte Eigenschaften zuordnen und sie mit prototypisch negativen Eigenschaften bekleiden. Die Geschlechterstereotype sind vereinfachte, kanonisierte Vorstellungen über die mentalen und physischen Eigenschaften der Geschlechter in einer Kultur oder Kulturgemeinschaft (Kroll 2002). Damit lässt sich erklären, dass die in den Sprichwörtern formulierten Geschlechtsrollen, obwohl sie die Attitüden vor Jahrhunderten gelebter Sprechgemeinschaften zusammenzufassen hatten, auch noch heute einen noch so kleinen Teil des Gemeingutes einer Sprache bilden können und auch einen Teil der heute aktuellen Geschlechtsrollen bestimmen konnten. Dabei hat die Sprache die Funktion, die traditionellen Rollen weiterzugeben, und so lange ein Sprichwort in einer Sprechgemeinschaft bekannt ist, ist es auch aktuell (Gottburgsen 2000). In den Sprichwörtern sind die Rollen der Frauen und Männer dichotom aufgebaut, die Dichotomie kommt manchmal in so genannten Sprichwörterpaaren zur Geltung. Ein und dasselbe Attribut kann bei den Frauen als ein negatives Urteil

formuliert werden, während es bei den Männern als etwas Positives generalisiert wird. Im Deutschen zum Beispiel ist das Sprichwortpaar bekannt: *Ein trinkendes Weib ist gemein. – Kein echter Mann, der niemals betrunken war.*

2. Frau und Mann in den Sprichwörtern

2.1. Quantitative Bemerkungen

Bussmann (1995: 136) ist der Meinung, dass im Sprichwörtergut der verschiedenen Sprachen der Welt eine männliche Überlegenheit zu beobachten ist, in dem Sinne, dass dem Lexem *Mann* der Anzahl nach viel mehr Sprichwörter zugehören, als dem Lexem *Frau*. Das Lexem *Frau* ist aber in der Attribuierung viel negativer belegt, als das Lexem *Mann* (vgl. Bussmann 1995). In anderen Sprachen wiederum kommt es vor, dass das Lexem *Frau* in den Sprichwörtern öfter vorkommt, während das Lexem *Mann* im Sprichwortschatz kaum erwähnt wird. Auch in diesem Fall wird aber gegenüber der Frau mit einem explizit negativen Ton stereotypisiert. So kommt Bussmann (1995) zum Schluss, dass die negative und mit Vorurteilen beladene Thematisierung des Weiblichen die patriarchalische Hierarchie der Geschlechter zu betonen hat, wobei die Sprichwörter zu einem Mittel der Machtausübung werden. Sprichwörter über das Verhalten und den Charakter von Frau und Mann können dazu beitragen, dass das Repertoire der Geschlechtsstereotype stabil bleibt (Breiner 1996). Sprichwörter und ihre Aussagen haben ja einen zeitlosen Charakter, wodurch sie statische Vorstellungsbilder über die Geschlechter hervorrufen können, die die sozialen und kulturellen Rollen und Aufgaben der Geschlechter unveränderlich darstellen. Eine gewisse zeitlose Gültigkeit der Sprichwörter kann die Gebundenheit der Geschlechterstereotype verstärken. Zu diesem Schluss ist Breiner (1996) aufgrund einer vergleichenden Untersuchung deutscher Wörterbücher gekommen. Sie hat die phraseologischen Sammlungen nach der Zahl der angeführten Sprichwörter verglichen und festgestellt, dass zum Lexem *Mann* in den deutschen Sprichwortsammlungen fast doppelt so viele Einträge zu finden sind, als zu den Lexemen *Frau* und *Weib* insgesamt. Breiner (1996) interpretiert dieses Ergebnis so, dass die Wörterbücher, Lexika und im Allgemeinen die sprachlichen Korpora eine Geschlechtspräferenz manifestieren, indem sie eine gesellschaftliche und soziale Prestigefrage implizieren. In der ungarischen Sprache ist eine umgekehrte quantitative Tendenz zu beobachten: in der Mehrheit knüpfen sich die geschlechtsbezogenen Sprichwörter an das Grundlexem *Frau* (vgl. Huszár 2001).

2.2. Qualitative Bemerkungen

Auch in der ungarischen Sprache ist das sprichwörtliche Bild der Frau negativ belegt. Aber im Vergleich zur deutschen Sprache scheint das Loben der

Frauen ein wenig ausgeprägter, exemplifizierter zu sein: *Jó asszony a háznak koronája*¹ / *Szép menyecskéből szép öregasszony lesz*² (zit. nach Mózes o. J.). In den ungarischen Sprichwörtern ist zum Beispiel auch das sprichwörtlich positive Bild des Mannes nicht so dominant wie im Deutschen. Im Deutschen lassen sich Sprichwörter, in denen die negativen Eigenschaften der Männer karikiert werden, kaum finden, während im Ungarischen solche Beispiele in einer höheren Anzahl vorkommen: *Harcaszájú apának locska a fia*³ / *Hol gyáva az atya, ott a fiút az anyja nevéen hívják*⁴ / *Pálincás apának boros a fia*⁵ (zit. nach Mózes o. J.). Diese Beobachtungen repräsentieren das gewöhnliche Paradigma beider Sprachen: in den Sprichwörtern wird der Mann gepriesen, die Frau aber getadelt. In den Sprichwörtern werden Frau und Mann einander gegenübergestellt, ihre Welten gelten als Gegensätze, wie Hölle und Himmel. Diese Gegenüberstellung kann als eine formale Eigenschaft der geschlechtbezogenen Sprichwörter bestimmt werden. Nicht nur die Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frau und Mann sind polemisiert, sondern auch ihre Tätigkeitsfelder und Handlungen. Auch die Gegenstände, die in Verbindung mit dem Mann und mit der Frau in dem Sachverhalt des Sprichworts genannt werden, symbolisieren die Gegenüberstellung der Geschlechter. Ein gutes Beispiel ist dafür ein Sprichwortpaar der Somalier: *Die Frau ist das Messer, das zerschneidet. Der Mann ist die Nadel, die zusammenbindet* (zit. nach Aden 1999).

3. Sprichwörter im Vergleich

3.1. Ungarische Sprichwörter

Csefkó (1935, 2001) widmet in seinem Werk *Szállóigék és szólásmódok* ein ganzes Kapitel der Erklärung des Sprichwortes *A dió törve, az asszony verve jó*⁶, bzw. seiner Variante *A pénz olvasva, az asszony verve jó*⁷. Die beiden in der alten Folklore parallel benutzten Sprichwörter sind schon in der Sammlung *Kis Magyar Frazeológia* (1788) vermerkt. Csefkó vertritt die Meinung, dass die Sprichwörter die Natur der Frau oft mit natürlichen Erscheinungen der Umwelt in Verbindung bringen, wonach hier zum Beispiel die Frau genauso geschlagen

¹ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Eine gute Frau krönt das Haus.

² Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Aus einer schönen Braut wird ein schönes altes Weib.

³ Ungarisches Sprichwort, in der wortwörtlichen Übersetzung: Wenn der Vater sich selbst etwas ins Ohr sagen kann (d.h. er spricht „mit einem Mund von einem Ohr bis zum anderen“), ist der Sohn auch plapperig. (vgl. in der Bed.: Arger Vater, ärger Kind / Wie der Vater, so der Bub’).

⁴ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Wo der Vater feige sei, wird der Sohn nach der Mutter benannt.

⁵ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Ein trinkender Vater hat einen trinkenden Sohn.

⁶ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Die Nuss und die Frau, beide sind nur geschlagen gut.

⁷ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Das Geld ist gelesen gut, das Weib aber geschlagen.

werden soll wie die Nüsse, nur so sind sie zu genießen. Dies scheint ein Beleg der häuslichen Gewalt gegenüber der Frau zu sein, die auch in einer ungarischen Redewendung belegt wird: *móresre tanít* (in der Bed.: *jmdem die Flötentöne beibringen*), welche im Zusammenhang mit dem Substantiv *Frau* (bzw. *Weib*) des Öfteren vorkommt. Eine Frau kann nur mit Schlägen zum Besseren gebracht werden, ebenso wie der Nussbaum, der seine Früchte willensstark behalten will (vgl. Csefkó 2001: 79). In einem deutschen Sprichwort wird die Koppelung des metaphorischen Bildes sehr deutlich: *Nussbäume und Weiber wollen geschlagen werden* (zit. nach Csefkó 2001) oder in der Variante *Alte Weiber und Pelze wollen oft geklopft sein* (zit. nach Beyer 1987). Im deutschen Sprichwort wird aber in der grammatischen Aktionsart nachdrücklich ausgedrückt, dass die Frau und der Nussbaum (aber auch die Pelze) die Vollziehung der Gewalttat auch selber wollen, während im Ungarischen ein Ratschlag für die Männer von den Männern formuliert wird. Nach den Analysen von Géro (2006) kann auch behauptet werden, dass die ungarischen Sprichwörter die Beziehung von Frau und Mann in der Ehe thematisieren, dies wird auch dadurch deutlich, dass in den Sprichwörtern die Lexeme *Frau* und *Weib* in der Bedeutung von *Ehefrau*, *Ehehälfte* einen festen Gebrauch fanden. In den meisten ungarischen geschlechtsbezogenen Sprichwörtern werden die Unterordnung der Frau und ihre Pflicht zur Gehorsamkeit hervorgehoben: *Nem jól mennek a dolgok abban a házban, ahol az asszony viseli a kalapot*⁸ (zit. nach Litovkina 2005), *Nem jól foly a ház dolga, hol asszony visel gatyát*⁹ (zit. nach Mózes o. J.). Daraus folgt, dass in einem Großteil der Sprichwörter die Ratschläge zur Auswahl einer ‚guten‘ Frau rezitiert werden (Géro 2005).

3.2. Deutsche Sprichwörter

Wie in den ungarischen so kommt auch in den deutschen Sprichwörtern der Ausdruck *gute Frau* oft vor. Willberg (1964) analysierte ihn in solchen Sprichwörtern, die die Lexeme *Liebe* und *Ehe* beinhalteten. Er konnte eine rigide Entgegenstellung der Begriffe *Schönheit* und *weiblicher Fleiß* nachweisen: *Ein schönes Gesicht kann keine Butter Schlagen / Je schöner das Weib, desto schlechter das Essen / Wer ein schönes Weib hat, hat nichts in die Schüssel zu brocken / Schönheit kann man nicht in die Schüssel brocken* (zit. nach Willberg 1964). So hat die Schönheit der Frau einen besonderen, aber fragwürdigen Stellenwert: *Wer an Schönheit freit, hat gute Nächte, aber böse Tage / Wer auf Schönheit traut, hat auf Sand gebaut / Die schönsten Rosen welken zuerst / Es gibt keinen schönen Kerker und keine hässliche Geliebte / Im schönsten Apfel*

⁸ Ungarisches Sprichwort, in der wortwörtlichen Übersetzung: In einem Haus, wo die Frau den Hut trägt, gehen die Dinge nicht gut.

⁹ Ungarisches Sprichwort, in der wortwörtlichen Übersetzung: In einem Haus, wo die Frau die Hose anhat, gehen die Dinge schlecht.

sitzt der Wurm / Motten kommen in das schönste Kleid / Schönes Weib, vergoldete Hörner (zit. nach Willberg 1964). Ein größerer Stellenwert wird der Sittlichkeit der Frau beigemessen, ebenso wie der Jungfräulichkeit. Hier ist aber wieder ein Unterschied in der Aktionsart der ausgeübten Handlung zu erkennen: in den ungarischen Sprichwörtern wird das Mädchen beschuldigt, wenn sie ihre Jungfräulichkeit nicht genug hütete. Der Ausdruck ‚die Jungfräulichkeit zu verlieren‘ verstärkt diese Anschauungsweise, während im Deutschen eher betont wird, dass die Jungfräulichkeit von den Mädchen genommen wird, und unschuldig zu sein, in den Augen der Männer einen solchen Wert hat, was vor der Eheschließung auch die Männer zu behüten haben: *Eine schöne Blume steht nicht lange im Wege / Blüten sind noch keine Früchte / Die Blume macht den Garten, nicht der Zaun / Alte Häuser und junge Mädchen brennen leicht / Eine Rose wird leicht entblättert, ein Mädchen leicht verblüht / Mädchen und Birnen bekommen leicht Flecken / Je feiner die Gläser und die Mädchen, desto leichter zerbrechen sie* (zit. nach Willberg 1964).

Hufeisen (1993) analysierte etwa 2000 deutsche Sprichwörter und kam zum Schluss, dass sie als ein Inventar der Frauenerziehung zu lesen sind. Sie betont dabei die pädagogische Funktion der Sprichwörter. Auch Hufeisen (1993) belegte, dass die sprachliche Funktion der geschlechtsbezogenen Sprichwörter nicht nur durch ihren Sachverhalt nachvollzogen werden kann, sondern auch durch ihre explizite Formulierung. Sie bringt dafür das Beispiel eines Sprichwortpaares, in dem die Rolle der Frau und des Mannes als ähnlich zu begreifen ist, aber ihre Positionen sind dabei grundverschieden: *Übung macht den Meister* – heißt es in einem der bekanntesten deutschen Sprichwörter. Der Meister ist Substantiv im Maskulinum. In einem anderen Sprichwort aber ist die Erfahrung eine Meisterin, besser gesagt eine Lehrmeisterin: *Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin* (zit. nach Bartoszewicz 1994). Dies kann keinesfalls nur dadurch erklärt werden, dass das Substantiv *Erfahrung* ein grammatisches Femininum ist. Viel mehr kann die Erklärung berechtigt sein, dass die Ratio, die zum praktischen Wissen führt, an die Männer, während die Empirie an die Frau gebunden ist.

3.3. Angloamerikanische Sprichwörter

Rittersbacher (2002) untersuchte insgesamt 850 englische geschlechtsbezogene Sprichwörter und deren Interpretationsweise. Unter den 850 Sprichwörtern bezogen sich 590 auf die Frauen, 240 auf die Männer. Etwa 30 Sprichwörter konnten den Frauen gegenüber als positiv kategorisiert werden. Diese lobten die Schönheit der Frauen und ihre Bereitschaft zur Mutterschaft. Als negative weibliche Eigenschaften konnte sie folgende semantische Felder aufstellen: die Frau ist schlecht, schwach und dumm, noch dazu betrügerisch. Aus dem Letzteren folgt, dass die Frau für unsittlich gehalten wird: *A fair woman without virtue is*

like wine, Every maid is undone, If a woman were as kittle as she is good, a pease-cod would make her a gown and a hood, A virtuous woman is rarer than a precious jewel (zit. nach Rittersbacher 2002). Unter den vergleichenden Sprichwörtern hat Rittersbacher 11 solche gefunden, die die Frau mit dem Teufel gleichsetzen, sogar sei die Frau schlechter als der Satan selbst: *A woman knows a bit more than Satan* (zit. nach Rittersbacher 2002). Auch die Glaubwürdigkeit der Frau wird in den englischen Sprichwörtern in Frage gestellt, und das Weinen wird als die Waffe der Frau dargestellt. Die sprichwörtliche englische Frau ist ebenso klatschsüchtig und geschwätzig wie die deutschen und ungarischen Frauen, jedenfalls im Sprichwortschatz der deutschen und ungarischen Sprache.

3.4. Russische Sprichwörter

Auch in den russischen Sprichwörtern kommt das Motiv vor, dass die Frauen zu verurteilen seien. Die Redewendung ‚*popráwitj bábje tschepjéc*‘ (vgl. Klimenko 1946) bezeugt es deutlich. Mit der Heirat nimmt der Mann ein Joch auf sich, wie es in einer sprichwortähnlichen Aussage auch formuliert wird: *cholostómu och a jénátomu aj aj* (zit. nach Klimenko 1946). Auch die Faulheit der Frauen wird an den Pranger gestellt, da die Frau nicht gern in die Heirat geht, wenn sie vor dem Samstag, dem Tag des Großreinemachens Angst hat. In einigen besonders lyrischen russischen Sprichwörtern wird die Schönheit der Frau besungen und ihr größter Schatz, die Jungfräulichkeit. In den sogenannten konstatierenden Sprichwörtern kommt es oft vor, dass allgemeine Ratschläge für die Männer formuliert werden: *Die Frau ist keine Balalaika, die man nach dem Spiel an die Wand hängt / Frauen und Suppe soll man nicht warten lassen, sie werden sonst kalt* (zit. nach Bartsch 1989). In den russischen Sprichwörtern wird aber auch die allgemeine Tugend einer Frau hervorgehoben, d.h. sie ist die ‚Ergänzung‘ bzw. die Lebensquelle des Mannes: *Ein Bauer ohne Weib ist wie eine Gans ohne Wasser* (zit. nach Bartsch 1989). Man macht sich über die alten Weiber und die Schwiegermütter lustig: *Ein altes Weib findet auch auf dem Lager am Ofen Unebenheiten / Die Schwiegermutter hat auch hinten Augen* (zit. nach Bartsch 1989).

3.5. Spanische Sprichwörter

Die patriarchalische Einstellung der spanischen Sprichwörter ist weitgehend bekannt. Aufgrund der Analyse von Krauss (1975) kann gesagt werden, dass die Frau eigentlich auch durch ihre Existenz den Männern Ärger macht, und die Essenz aller spanischen Sprichwörter kann wie folgt formuliert werden: den Frauen darf kein Vertrauen geschenkt werden, und die Ehemänner können durch die Unsittlichkeit der Frauen ihren gesellschaftlichen Status verlieren. Die Brutalität der spanischen sprichwörtlichen Maßregeln ist besonders augenfällig: *Dem*

Weib und der Henne die Gurgel umgedreht und sie gibt dir das Leben! / Dem sittigen Weib brich ein Bein und sperr sie ein! (zit. nach Kraus 1975). Wie es auch Kraus (1975) schreibt, zeigen spanische Sprichwörter ein besonders strenges Bild der Geschlechterhierarchie und sie prangern die schlechte Natur und die schlechten Manieren der Frauen an. In der spanischen Kultur ist die Metapher der schönen Frau mit der guten gleichzusetzen, und die schlechte Frau ist nicht durch ihre Unsittlichkeit gekennzeichnet, sondern dadurch, dass sie nicht so schön ist. Dies zeigt die nächste, in der spanischen Kultur bekannte sprichwörtliche Aussage: *Dem guten Weib schließ dich an, und auf die schlechte lege das Kissen!* Mal Lara kommentiert und interpretiert dieses Sprichwort so:

Es ist eine gewöhnliche Redeweise, eine Frau, von der man sagen will, dass sie hässlich ist, schlecht zu nennen, und so will unser Refrain ausdrücken, dass, wenn das Weib schön ist (und in diesem Sinne ist das gute Weib aufzufassen), der Ehemann seine Lust an ihr haben soll, wenn sie aber hässlich ist und er sie nicht abschieben kann, solle er ein Kissen in die Mitte legen, so dass er wenigstens behütet wird, (...). Andere erklären das wieder auf andere Art: dass, wenn das Weib gut sei, er sie zu sich nehmen (...), wenn sie aber schlecht sei, solle er sie erdrosseln, indem er ihr das Kissen in den Mund stecke (...). (Kraus 1975: 15–16).

Wie es in den südlichen Kulturen üblich ist, durchdringt eine Prise Erotik auch die Sprichwörter: *Unter der Decke taugt ein braunes Mädels so gut wie ein blondes / Fesche Schenkel im Bett vermögen mehr zu fügen als die Ochsen, die das Brachfels pflügen* (zit. nach Kraus 1975). In den spanischen Sprichwörtern wird auch die Prostitution offen thematisiert: *Wo es Dächer gibt, können auch Dirnen nicht fehlen / Dirne im Frühling, Kupplerin im Herbst / Die Dirne und die Forelle, wo du nicht denkst, ist sie immer zur Stelle* (zit. nach Kraus 1975).

3.6. Isländische Sprichwörter

Spiess (1991) untersuchte die isländischen Sprichwörter nach ihrer Geschlechtsspezifität. In der isländischen Kultur werden die gesellschaftliche Stellung und die soziale Abhängigkeit der Frau nicht als ein Nachteil begriffen. Spiess (1991) weist aber auch darauf hin, dass die sprichwörtliche Darstellung der Frau mit einem höher gestellten Frauenbild verbunden ist, und die Dame in den Sprichwörtern als eine gute sittliche und gutmütige Herrin erscheint, die nicht viel über sich selbst oder über andere redet: *Zur Türe einer guten Herrin kommt kein böses Gerede heran* (vgl. Spiess 1991: 164). Dieses Sprichwort lässt sich in zwei Weisen interpretieren: die Damen grenzen sich vom Klatsch ab und liefern selbst keinen Grund zum Klatschen. In Sprichwörtern, die Frauen mit niedriger sozialer Stellung beschreiben, ist das dargestellte Bild negativer, auch

im Falle des Rederechtes: *Wenn ein Weib viel ins Haus schwatzt, schwatzt sie auch viel heraus* (vgl. Spiess 1991).

4. Sprichwörter im interkulturellem Vergleich

4.1. Allgemeine Bemerkungen

Über den Ursprung der Sprichwörter gibt es zwei Auffassungen. Einerseits wird behauptet, dass die Wurzeln aller Sprichwörter in jener Kultur zu suchen sind, in deren Sprache sie formuliert wurden, da ein jedes Sprichwort über eine eigentümliche Einbettung in die Kultur und Sprache verfügt, in der es benutzt wird. Wenn einige Ähnlichkeiten im Sprichwortgut der Kulturen zu entdecken sind, sei es auf den übergreifenden Einfluss der christlichen Kultur zurückzuführen. Andererseits wird genauso stark behauptet, dass alle Sprichwörter gemeinsame Wurzeln haben, die der griechisch-lateinischen Kultur, den jiddisch-christlichen Traditionen sowie dem heidnischen Kulturkreis entsprangen. Damit ließe sich erklären, dass auch in Sprachen, die voneinander auch noch so weit liegen, fast wortwörtliche Einkerbungen im Sprichwortgut vorzufinden sind (Schipper 1996). Die Sammlung von Schipper (1996), die die Sprichwörter verschiedener Sprachen der Welt über die Frau nach zwei Gesichtspunkten kontrastiert, geht von der zweiten Auffassung aus. Den einen Gesichtspunkt bilden die Lebensphasen der Frau, den anderen deren Attribute. Schipper (1996) ist der Meinung, dass in der europäischen Kultur das Leben der Frau von zwei Motiven gebrandmarkt ist, einerseits durch den Vergleich mit dem Teufel, andererseits durch den mit einem Engel. Die Einordnung der Frau in diese Kategorien erfolgt durch die Werturteile des Mannes. Ein deutsches Sprichwort beweist dies: *Der Rosenkranz in der Hand, der Teufel im Herzen* (zitiert nach Breyer 1986), so kann das Leben und Wirken einer Frau charakterisiert werden. Auch im Ungarischen ist das Sprichwort – *Die Frau ist entweder Engel oder Teufel* (s. z.B. in O. Nagy 1986) – weitaus bekannt.

Für die erste Auffassung spricht aber, dass die Sprichwörter ein analoges Bild mit ihrer Sprache und Kultur aufweisen. In der arabischen Kultur zum Beispiel ist die Verbildlichung des Mannes der Nil, die der Frau aber das Mittelmeer (vgl. Bartsch 1989). Eine russische Frau kann so lange schwatzen, wie die Wolga fließt (vgl. Bednay 1988) und in Indien ist eine wütende Frau wie ein Taifun (vgl. Bartsch 1989). Eine analoge anpassende Variabilität zeigt sich auch in der Beschreibung der Zusammenhörigkeit von Frau und Mann: *Die Frau ohne Mann ist so, wie eine Stute ohne Hengst* (Sprichwort aus Georgien, vgl. Bartsch 1989) / *Die Frau ohne Mann ist so, wie die Erde ohne Regen* (indisches Sprichwort, vgl. Bartsch 1989) / *Die Frau ohne Mann ist so, wie ein Brunnen ohne Eimer* (bulgarisches Sprichwort, vgl. Bartsch 1989).

4.2. Inhaltliche Analyse

Der Begriff der guten Hausfrau ist positiv konnotiert, sie ist fleißig, hat für alle gute Ratschläge parat, und der gute Ruf des Hauses geht auf sie zurück. *Das Auge der Frau hält das Haus rein / Wie die Frau, so das Haus / Wenn die Frau fleißig ist, steht das Glück in der Türschwelle* (deutsche Sprichwörter, vgl. Willberg 1964). Die Frau ist für alles im Hause verantwortlich, wo keine Frau ist, dort gibt es auch kein Zuhause, sagt zum Beispiel auch ein serbisches Sprichwort (vgl. Gleason 1994). Auch ungarische Sprichwörter sagen dasselbe aus: *Jó asszony a háznak ékessége*¹⁰ (vgl. Vöö 1989). Es darf aber nicht vergessen werden, dass die gute Ehe- und Hausfrau ‚ein erzieherisches Produkt‘ des Ehemannes ist, wie es auch in einem spanischen Sprichwort konkretisiert wird. Das Motiv der guten Hausfrau ist vom Schaffen eines Zuhauses nicht zu trennen. Die gute Hausfrau ist nicht geschwätzig, arbeitet den ganzen Tag schweigsam zu Hause. Innerhalb des Motivs der guten Hausfrau wird das Bild des schwatzenden Weibes negativ konnotiert. Das Motiv der tratschenden Frau wird durch das Stereotyp ergänzt, dass die Frau eine scharfe Zunge hat. Das Bild des sprachlichen Vergleichs variiert kulturbedingt, zum Beispiel ist in der serbokroatischen Sprache die Zunge der Frau so scharf wie ein Säbel, in der ungarischen Sprache wie eine Rasierklinge. Auch das Stereotyp der weinenden Frau scheint universal zu sein. In der deutschen und ungarischen Sprache sind zum Beispiel diese Sprichwörter fast wortwörtlich äquivalent: *Asszonykönyy hamar szárad*¹¹ (zit. nach Mózes o. J.) / *Weiberträne trocknen schnell* (zit. nach Beyer 1987). Im Französischen gibt es dazu ein inhaltliches Pendant, welches ausdrückt, dass Frauen lachen, wenn sie können, und weinen, wenn sie wollen. In einigen Sprichwörtern wird das Sprachtalent der Frauen eigentlich gelobt, obwohl das Thematisieren des sprachlichen Könnens der Frauen nicht immer mit einem positiven Kontext in Verbindung gebracht werden kann. Nach einem deutschen Sprichwort sind drei Frauen plus drei Gänse schon genug, um einen Markt zu veranstalten: *Drei Frauen und drei Gänse machen einen Jahrmarkt aus / Drei Frauen, drei Gänse und drei Frösche machen einen Markt* (zit. nach Beyer 1987). Im Ungarischen hat dieses Sprichwort sogar zwei Äquivalente: *Egy lúd, két asszony egész vásár*¹² / *Három asszony kész vásár*¹³ (zitiert nach Mózes o. J.). Auch in der russischen Sprache hat das Sprichwort ein ähnliches Pendant: *Wenn drei Frauen und ein Zigeuner zusammenlaufen, beginnt schon das Feilschen* (Klimenko 1946). In deutschen regional gefärbten Sprichwörtern wird der Redefluss der Frauen mit besonders starker Bildlichkeit dargestellt: *Es steht*

¹⁰ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Eine gute Frau ziert das Haus.

¹¹ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Weibertränen trocknen schnell.

¹² Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Eine Gans und zwei Frauen machen einen Markt aus.

¹³ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Drei Frauen machen einen Markt aus.

einer Frau nicht gut an, den Mund zu öffnen, außer beim Essen / Gebären fällt den Frauen leichter als Schweigen / Viele Frauen, viele Worte, viele Gänse, viel Dreck / Wenn eine Frau schweigen leidet, dröhnen die Wände (zit. nach Willberg 1964). Nicht nur der Redefluss der Frau, sondern das, was sie sagt, wird auch stark kritisiert: *Sagt die Frau was, fallen auch die grünen Nüsse vom Baum ab* (zit. nach Willberg 1964). Damit im Zusammenhang, dass die Frau Dummheiten redet, kommt ein weiteres Motiv ins Spiel, nämlich das, das besagt, dass die Frau wertlos und nutzlos sei. Diese drei Aspekte der Bewertung und Beurteilung der Frau drücken es explizit aus, dass sie minderwertiger zum Mann ist, und dies führt im Weiteren zur negativen Einzementierung der Vorstellung, dass die Frau dem Mann nicht gleichgestellt werden kann, wie es schließlich auch in einigen ungarischen Sprichwörtern eindeutig formuliert wird. So schlussfolgern die Sprichwörter, dass die Frau dem Mann unterworfen ist. In den japanischen und chinesischen Sprichwörtern wird die Unterordnung der Frau impliziter formuliert als in vielen Sprachen der indogermanischen Sprachfamilie (Gleason 1994).

4.3. Formale Analyse

Bei der Beschreibung des Frauenbildes in den Sprichwörtern ist es auffällig, dass die Frau in semantischer Hinsicht mit Lebensmitteln, mit Bezeichnungen von Obst- und Gemüsesorten, seltener mit Getreidearten verglichen wird. Zum Beispiel: *Frauen und Kastanien, schön von außen, Würmer drinnen / Eine Frau und eine Kirsche, ihre Farbe wird ihr Unglück / Schönes Mädchen, leerer Kürbis* (spanische und französische Sprichwörter, zit. nach Schipper 1996). *Asszonyból és uborkából mindig a kisebb a jobb¹⁴*, sagt auch ein ungarisches Sprichwort (zit. nach Mózes o. J.). In der deutschen Kultur gibt es Sprichwörter mit ähnlicher Semantik: *Manche Frau ist draußen ein Pfau, drinnen eine Sau* (Hufeisen 1993). Die Lebensphasen der Frau werden mit den Reifephasen von Obstsorten parallelisiert: *Äpfel zu Ostern und Mädchen über dreißig schmecken nicht mehr* (deutsches Sprichwort, zit. nach Bartsch 1989) / *Gurken wie Jungfrauen, sie sollten nicht zu lange aufbewahrt werden* (französisches Sprichwort, zit. nach Schipper 1996) / *Mädchen und Eier soll man nicht zu lange halten* (friesisches Sprichwort, zit. nach Schipper 1996). Seltener sind die Vergleiche mit Gegenständen und Arbeitsmitteln: *Fischerboote und junge Frauen gehen schnell weg* (französisches Sprichwort, zitiert nach Bartsch 1989). Des Öfteren sind aber Tiervergleiche vorzufinden, fast in allen europäischen Sprachen. Am häufigsten wird die Frau mit einem Pferd metaphorisiert. Die Stute ist in vielen Sprichwörtern das Symbol der Weiblichkeit (Kirchner 1993). Zwischen der Falschheit des Pferdes und der der Frau wird eine Parallele gezogen: *Von der Frau im Bett, vom*

¹⁴ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Von Gurken und Frauen sind die kleineren immer besser.

Pferd in der Schwemme, erwarte nichts (spanisches Sprichwort, zit. nach Krauss 1975) / *Az asszony egy hiten van a lóval: mind a kettő kifog az emberen*¹⁵ (zit. nach Mózes o. J.). Eine andere Metapher beschreibt, dass die Frau einer Henne gleichgesetzt ist, und die beiden Lebewesen haben genauso viele schlechte (und dieselben) Eigenschaften: *Die Frau und die Henne, beide werden vom vielen Laufen träge* (spanisches Sprichwort, zit. nach Krauss 1975) / *Szemérmes, mint a falusi liba*¹⁶ (ungarische Redewendung, zit. nach Mózes o. J.).

Wie es auch die obigen Beispiele zeigen, haben die meisten geschlechtbezogenen Sprichwörter einen deskriptiven Charakter. Ihre Bildlichkeit baut sich auf Metaphern oder Vergleichen auf und funktioniert nach den Formeln *X ist Y, oder X ist so wie Y*, bzw. *wenn X so ist, dann ist Y auch nicht anders*. Nach Bartoszewicz (1994) gibt es noch die Formel: *wenn X ist Z, dann Y ist auch so wie Z* (z.B. *Wie das Weib, so kocht sie den Kohl*, in Bartoszewicz 1994).

5. Zusammenfassung

5.1. Wenn Sprichwörter interkulturell verglichen werden, dürfen die eigentümlichen Kontexte der einzelnen Kulturen nicht außer Betracht gelassen werden (Boeder 1991). Ein georgisches Sprichwort zum Beispiel sagt, dass ein Kalb, das von einer Frau gefüttert wird, nutzlos sei. Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass hier die Wertlosigkeit des Tieres betont wird. Ganz im Gegenteil: die Wertlosigkeit der Frauenarbeit.

5.2. Zur Interpretation der einzelnen Sprichwörter sind auch kulturelle und ethnographische Eigenheiten in Betracht zu ziehen. Zum Beispiel haben ein Sprichwort aus Kasachstan und eines aus Ungarn dasselbe Motiv, dass die Frauen gern einen langen Rock tragen, aber in den beiden Kulturen verfügt dieses Motiv über ganz andere Bedeutungen. Das Sprichwort der Kasachen besagt, dass die Frau nicht die gleichen Rechte hat wie der Mann (Kirchner 1993). Das ungarische Sprichwort dagegen, obwohl es im Ungarischen wortwörtlich dasselbe gesagt wird wie in der Sprache der Kasachen, hat eine ganz andere Bedeutung, denn es besagt, dass Frauen vieles ertragen können.

5.3. Herder und Humboldt waren der Meinung, dass die Sprichwörter ein kulturelles Erbe der Völker repräsentierten, alte, lang bewährte Erfahrungen formulierten und Spiegelbilder der Gedankenwelt eines Volkes seien. Sie können einen natürlichen Wahrheitsgehalt aufweisen, aber auch Vorurteile betonen. Gegenüber den Frauen werden diese in den Sprichwörtern besonders stark zum Ausdruck gebracht.

¹⁵ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Pferde und Frauen haben den gleichen Glauben: beide können die Männer übers Ohr hauen.

¹⁶ Ungarisches Sprichwort, in der Bed.: Keusch wie die dörfliche Henne.

5.4. Die Männer sind nicht so oft in die Objektposition von Proverbien gestellt wie die Frauen. In ganzen Sätzen formulierten Sprichwörtern kommen gewöhnlich die Frauen in die Position des Objektes. Die Frauen werden in den Sprichwörtern meistens aus der Sicht des Mannes an den Pranger gestellt. Der Mann erscheint in diesem Kontext als der Textgestalter des Sprichwortes, indem er vertextet, wie er über die Frauen denkt. Die Frau ist in den Sprichwörtern durch die Männer beschrieben, der Mann ist eben dadurch zu beschreiben, was er über die Frauen meint. So dominiert der Mann in den Sprichwörtern, obwohl das Lexem *Frau* im Allgemeinen mehr zitiert wird und viel mehr Sprichwörter mit der Frau assoziiert werden können als mit dem Mann.

6. Literatur

- Bartoszewicz, Iwona 1994: Analoge Sprichwörter im Deutschen, Niederländischen und Polnischen. Eine konfrontative Studie. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego (= Acta Universitatis Wratislaviensis No 1464).
- Bartsch, Ernst (Hg.) 1989: Wie das Land, so das Sprichwort. Sprichwörter aus aller Welt. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Beyer, Helmut/Beyer, Anne 1987: Sprichwörterlexikon. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Boeder, Winfried 1991: Struktur und Interpretation georgischer Sprichwörter aus Chewburetien. In: Sabban, Annette/Wirrer, Jan (Hg.): Sprichwörter und Redensarten im interkulturellen Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag, 139–161.
- Breiner, Ingeborg. 1996: Die Frau im deutschen Lexikon. Eine sprachpragmatische Untersuchung. Wien: Praesens.
- Csefkó, Gyula 2001: Szállógék, szólásmódok. Tanulmányok szőlőkészletünk köréből [Geflügelte Worte und sprichwörterliche Redensarten. Studien aus dem Bereich unseres Wortschatzes]. Budapest: Tinta.
- Géró, Györgyi 2005: A nőkel kapcsolatos sztereotípiák frazeológiai egységek tükrében [Sprichwörter über die Frau im Spiegel phraseologischer Einheiten]. (Vorgetragen in Szeged, an der Universität Szeged, 07. 09. 2005.)
- Géró, Györgyi 2006: A nő vagy ördög, vagy angyal [Die Frau ist entweder Engel oder Teufel]. In: A XV. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásainak kötete [Beiträge der Jahreskonferenz des Vereines der Ungarischen Angewandten Linguisten und Sprachlehrer]. Hg. von Kinga Klaudy und Csilla Dobos, Miskolc: Universitätsverlag der Universität Miskolc, II. 37–40.
- Gleason, Norma 1994: A világ 1001 közmondása [1001 Sprichwörter der Welt]. Budapest: Trivium.
- Hufeisen, Britta 1993: Frauen und Pelze wollen oft geklopft sein. Zur Darstellung der Frau in Sprichwörtern, Redewendungen und sonstigen feststehenden Ausdrücken. In: Hufeisen, Britta (Hg.): Das Weib hat zu schweigen, 153–173.
- Kirchner, Mark 1993: Sprichwörter der Kasachen. Wiesbaden: Harrasowitz Verlag.
- Szaitz, Leó 1788: Kis magyar frazeológia [Kleine ungarische Phraseologie]. Bratislava.
- Klimenko, Iwan 1946: Das russische Sprichwort. Bern: A. Francke Verlag.

- Krauss, Werner 1975: Die Welt im spanischen Sprichwort. Leipzig: Verlag Philipp Reclam.
- Mózes, István Miklós (o. J.): Magyar szólások és közmondások [Ungarische Redensarten und Sprichwörter]. Debrecen: Horizont Verlag.
- O. Nagy, Gábor 1985: Szólások és közmondások. [Redensarten und Sprichwörter], Budapest: Verlag der Akademie der Wissenschaften.
- Rittersbacher, Christa 2002: Frau und Mann im Sprichwort. Einblicke in die sprichwörtliche Weltanschauung Großbritanniens und Amerikas. Heidelberg: Verlag Das Wunderhorn (= Heidelberger Frauenstudien Band 9).
- Schipper, Mineke 1996: Eine gute Frau hat keinen Kopf. Europäische Sprichwörter über Frauen. München: dtv.
- Spiess, Gisela 1991: Die Stellung der Frau in den Sprichwörtern isländischer Sprichwörter Sammlungen und in isländischen Sagas. Proverbium 8., 159–178.
- Vöö, Gabriella 1989: Igaz ember, igazat szól [Ein wahrer Mensch sagt die Wahrheit]. Bukarest: Kriterion.
- Willberg, Max 1964: Wort und Sprachgut um Liebe und Ehe. Muttersprache. Teil 1–3, 74–83, 110–119, 140–149.

„grenzenloses Vertrauen“

(Anmerkungen zur Wörtlichkeit bei Walter Benjamin)¹

Csaba Szabó

„[...] admiration pour ceux et celles que je tiens pour les seuls
à savoir lire et écrire: les traductrices et les traducteurs.“
Jacques Derrida

Ein einziges nachgelassenes Fragment Walter Benjamins gilt der Problematik der Übersetzung; die folgende Skizze versucht es zu kommentieren und zu deuten. Der in Dialogform geschriebene kurze Text, den einige, vermutlich zu einer Fortsetzung aufgezeichnete Notizen begleiten, scheint in jeder Hinsicht besser zugänglich zu sein als Benjamins berühmter Essay *Die Aufgabe des Übersetzers*, dem zahlreiche unterschiedliche (und unterschiedlichste) Studien gewidmet worden sind; dieser Essay fand nicht nur Bewunderer und bedeutende Interpreten, sondern stößt wohl nicht selten auch auf Unverständnis und Ablehnung. Das kleine Fragment ist zwar weniger ausformuliert und provokant, aber nicht weniger besonnen und beziehungsreich als der große Essay. So werden hier notwendigerweise mehrere Probleme und Fragen berührt, aber im vorliegenden Rahmen wird kein Problem noch eine Frage ganz entfaltet. Ein leitender Gesichtspunkt oder Faden bleibt aber die Frage nach der Wörtlichkeit. Das Fragment trägt den Titel *La traduction – le pour et le contre*² und lautet:

Als ich vor paar Tagen bei den Bouq<u>inisten vorbeikam, fiel mir zufällig die französische Übersetzung eines deutschen philosophischen Buchs in die Hand. Ich blätterte darin wie man eben in den Büchern am Quai blättert, suchte die Stellen heraus, die mich oft und ausführlich beschäftigt hatten – welche Überraschung. Die Stellen waren nicht da.

Sie meinen, Sie haben sie nicht gefunden?

Doch, gefunden habe ich sie schon. Aber als ich ihnen ins Gesicht sah, hatte ich das peinliche Gefühl, sie erkennen mich ebensowenig wie ich sie erkenne.

¹ Eine ungarische Variante des folgenden Textes wurde an der Übersetzungskonferenz „A fordítás arcai“ in Eger am 13. November 2008 vorgetragen.

² Benjamin, Walter: *La traduction – Le pour et le contre*. In: ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. VI, hrsg. von R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 157–160.

Von welchem Philosophen sprechen sie eigentlich?

Ich spreche von Nietzsche. Sie wissen, daß ... ihn übersetzt hat.

Die Übersetzung ist, soviel ich weiß, sehr geschätzt.

Sicher nicht zu Unrecht. Aber was mich an den Stellen, die mir vertraut gewesen waren, befremdete, war nicht ein Mangel der Übersetzung sondern etwas, was vielleicht sogar ihren Vorzug darstellt: Der Horizont und die Welt um den übersetzten Text selbst war ausgewechselt und selbst französisch.

Die Welt um einen philosophischen Text herum scheint mir die jenseits aller nationalen Charaktere befindliche Welt des Gedankens zu sein.

Es gibt keine Gedankenwelt, die nicht eine Sprachwelt wäre, und man sieht nur das an Welt, was durch die Sprache vorausgesetzt ist.

Sie meinen das im Sinne Humboldts, der überzeugt war, daß jeder zeit seines Lebens unterm Bann seiner Muttersprache stünde. Sie sei wirklich die Sprache, die für ihn denkt und sieht.

[/] Glauben Sie wirklich, daß Neologismen, wie sie Nietzsches Sprache auszeichnen, eine echte gedankliche Tragweite haben?

Eine gedankliche, weil eine historische. Wenn Nietzsche die deutsche Sprache glänzend mißbraucht, so rächt er sich dafür, daß niemals eine deutsche Sprachtradition – es sei denn in der dünnen Schicht der literarischen Expression – wirklich zustande gekommen ist. Die Freiheiten, die die Sprache ließ, nahm er sich nocheinmal, um sie ihr vorzuhalten. Und der Mißbrauch der deutschen Sprache bedeutet letztlich die Kritik an der Unfertigkeit des deutschen Menschen. Wie kann diese Sprachsituation in eine andere übersetzt werden?

Das hängt – so erstaunlich es klingen mag – von der Art ab, in der die Übersetzung eingesetzt wird. Täuschen wir uns nicht: sie ist vor allem einmal eine Technik. Und warum sollte sie als solche sich nicht mit andern Techniken kombinieren lassen. Ich denke da in erster Linie an die Technik des Kommentars. Die Übersetzung bedeutender Werke wird umso weniger Chancen haben zu gelingen, je mehr sie ihre technisch dienende Funktion zu der einer selbständigen Kunstform zu erheben bestrebt sein wird.

Diese glückliche Form der Übersetzung, die im Kommentar Rechenschaft von sich ablegt und das Faktum der verschiedenen Sprachsituation zum Thema macht, ist der Neuzeit leider in wachsendem Maß verloren gegangen. Sie hatte ihre Blüte in einer Epoche, die von den Aristotelesübersetzungen des Mittelalters bis zu den zweisprachigen kommentierten Klassikerausgaben des siebzehnten Jahrhunderts reicht. Und gerade weil die Verschiedenheit der Sprachsituation zugestanden war, konnte die Übersetzung wirksam, zum Bestandteil der eigenen Welt werden. Aber allerdings scheint mir die Anwendung dieser Technik auf poetische Texte überaus problematisch.

[/] Was spricht für Übersetzen

[...] Befreiung vom Vorurteil der eignen Sprache (Der Sprung über die eigne Sprache) [...]

(Wert schlechter Übersetzungen: produktive Mißverständnisse)

Das Faktum daß ein Buch übersetzt wird, schafft in gewissem Sinn schon sein Mißverständnis. Jean Christophe – ausgesucht wird meist das, was auch in der eignen Literatur geschrieben werden könnte. [...]

Höchste Gewissenhaftigkeit mit größter Brutalität verbinden

Jenes von Stresemann lächerlich gemeinte Wort: „Man spricht Französisch in allen Sprachen“ ist ernster als er meinte, denn der Sinn der Übersetzung ist überhaupt: die fremde Sprache in der eignen zu repräsentieren.

Was kann dieses Bruchstück mit der Frage nach der Wörtlichkeit zu tun haben? Einerseits deuten die *nicht-gefundenen gefundenen* Stellen auf diese Frage, andererseits lässt auch die mit dem Kommentar kombinierte Übersetzung als Technik an die Interlinearversion denken, die – nämlich die „des heiligen Textes“ – Benjamins großer Essay „das Urbild oder Ideal aller Übersetzung“³ nennt. Und auch der Kommentar begleitet den Text fortlaufend, läuft parallel zu ihm, ebenso wie die wörtliche Interlinearversion; beides beruht ja auf der Sukzession der Worte. – Gefunden habe ich die Stellen schon, in der Übersetzung, doch habe ich sie nicht gefunden, ich konnte sie ja nicht wiedererkennen. Wie geht das vor sich, was geschieht? Die Stelle lässt sich finden, vor allem weil es in der Übersetzung eine sukzessive Ordnung gibt, diese ist mir aus dem Original vertraut, aufgrund dieser Ordnung (und der nicht zuletzt auch auf ihr basierenden Sinnwiedergabe) finde ich die Stellen wieder, aber ich erkenne sie nicht wieder, weil sie in der Übersetzung mit etwas Anderem ausgewechselt sind. Aber was sonst sollte eine Übersetzung im Grunde tun als eben dies: den Originaltext mit einem anderen in einer anderen Sprache ersetzen? Das Problem ist aber, sagt der Gesprächspartner, dass „der Horizont und die Welt um den übersetzten Text selbst [...] ausgewechselt“ ist, anders formuliert: die angesprochene französische Nietzsche-Übersetzung, die offenbar als Übersetzung (her)ausgegeben wird, tut dennoch so, als ob sie nicht die Übersetzung des deutschen Philosophen, sondern ein französisches Original wäre. Viele argumentieren *für* die Übersetzung solcher Art, ja sie erblicken „ihren Vorzug“ gerade darin, was in einer solchen Übersetzung – einer anderen Auffassung zufolge – geradezu *gegen* den „Sinn der Übersetzung überhaupt“ spricht. Pro und Contra, das Für im Gegen, das Gegen im Für: Was spricht für die Übersetzung, die die Sprache des Originals verleugnet, sie in der eigenen Sprache nicht repräsentiert, also was spricht für

³ Benjamin, Walter. Die Aufgabe des Übersetzers. In: ders.: Gesammelte Schriften Bd. IV/1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972, S. 21. (Im Weiteren: Die Aufgabe des Übersetzers, Seitenzahl.)

die Übersetzung, die selbst gegen den Sinn der Übersetzung überhaupt spricht? Letzten Endes, könnte man sagen, spricht der Buchmarkt dafür, also Menschen, die ihn betreiben und dabei zu den Lesern hinüberblinzeln, um die gute alte, *eigene* Muttersprache – die „im Sinne Humboldts“, wie das Fragment sagt, *für sie* zu denken verspricht – gemeinsam in süßer Gedankenlosigkeit zu pflegen. (Ist der Leser auf solche Weise bedient, so bleibt jeder *selbst*zufrieden: es bringt zugleich gutes Geld und gutes Gewissen; die Rechnung geht wohl auf.) Benjamin spricht gegen dieses „für“, indem er pro und contra zu erwägen scheint. Das „für“ ist das eine Schlüsselwort seiner kleinen Skizze, und es bleibt unübersetzbar. Das „für“ ist einerseits in mehr als einem Sinne das Wort für die Grundoperation der Übersetzung (eine Formulierung *für* eine andere in der anderen Sprache, das ‚Wort-für-Wort‘-Prinzip der wörtlichen Übersetzung, die Übersetzung, die *für* die Sprachen spricht usw.), andererseits spricht Benjamin „im Sinne Humboldts“ über die Muttersprache, die „*für* ihn [den Muttersprachler] denkt und sieht“, der „zeit seines Lebens unterm Bann seiner Muttersprache stünde“. Dann aber spricht er darüber, was in Nietzsches Sprache (oder wovon Nietzsches Sprache) unübersetzbar ist, und an dieser Stelle scheint das Wort „für“, mehr oder weniger unscheinbar, wieder eine entscheidende Rolle zu spielen. Es geht nämlich darum, dass Nietzsche die deutsche Sprache missbrauche und dieser Missbrauch eine Rache *für* etwas sei. Benjamin sagt, dass Nietzsche, indem er die deutsche Sprache glänzend missbraucht, sich *dafür* rächt, „daß niemals eine deutsche Sprachtradition – es sei denn in der dünnen Schicht der literarischen Expression – wirklich zustande gekommen ist.“ Ich komme darauf zurück.

Übersetzen als Auswechseln, Wort für Wort –: Wie kommt aber eine Übersetzung zustande, die den „Horizont und die Welt um den übersetzten Text *selbst*“ auswechselt? *Selbst*: ein anderes Schlüsselwort. „Die Welt um den übersetzten Text selbst“ (sie selbst, auch sie, sogar sie, selbst sie) wird ausgewechselt: also *selbst* das, was *selbst* nicht ausgewechselt, nicht übersetzt werden kann? Was für ein Eifer, Übereifer ist es? – Wenn die Aufgabe des Übersetzers immer schon auch das Aufgeben, das Scheitern und einen Trümmerhaufen bedeutet⁴, dann ist – in einer kulturellen und geschichtlichen Umgebung, in der das Scheitern nicht zugestanden, nicht zugegeben werden kann – auch die Aufgabe des Übersetzers, sein Scheitern und Aufgeben zu verhüllen, und das heißt: nicht zuzugeben, nicht anzuerkennen (aber warum nicht?), dass alles *unübersetzbar* bleibt, wo doch *zugleich* alles übersetzbar ist.⁵ Es ist also auch seine Aufgabe, selbst das Unübersetzbare zu übersetzen, und zwar so, als ob es keine Überset-

⁴ Diesen Sinn des Titelwortes im berühmten Benjamin-Aufsatz haben mehrere dekonstruktivistische Lektüren vielfältig ausgearbeitet. Ohne an der Stelle Benjamin wiederholt zu nennen, kommt Derrida auch in seiner letzten Schrift über Übersetzung auf diesen Sinn zurück: Derrida, Jacques: Qu'est-ce qu'une traduction „relevante“? Paris: L'Herne 2005, S. 26.

⁵ Über dieses mögliche Axiom und die ihm entsprechende Auffassung der Übersetzung siehe Derrida, Jacques: Qu'est-ce qu'une traduction „relevante“? Paris: L'Herne 2005, S. 19 f.

zung wäre. So zu tun, als ob er in der Übersetzung eine Ökonomie der Ersetzungen gefunden hätte, die schließlich alles ausgibt und alles wiedergibt. Um jeden Preis – also um den Preis, dass er möglichst viel, möglicherweise jeden Rest und jede Spur der anderen Sprache verschwinden lässt. Statt einer partiellen, ins Einzelne gehenden Kapitulation muss die Übersetzung – im Sinne einer dominanten Auffassung und der ihr entsprechenden Erwartungen – eine Kapitalisierung der *eigenen* Sprache vollziehen, durch eine angestrebte totale Aneignung des übersetzten Fremden. Über solch eine französische Nietzsche-Übersetzung scheint Benjamins Fragment zu sprechen.

Ich suche nach einer Stelle in der Übersetzung, aber ich erkenne sie in ihr nicht wieder, obwohl ich sie gefunden habe. Ich konnte sie, im Buch am Quai blättern, leicht finden, weil die Zahl und sukzessive Ordnung der Einheiten im Original und in der Übersetzung übereinstimmt. Aber was gilt als zu übersetzende Einheit? Ein Wort? Ein Satz? Oder vielleicht Satzpaare, sinngemäß enger zusammengehörende Sätze, oder ein Absatz? Das ist gleichwertig in der Hinsicht, dass die Teile und mithin das Ganze der Übersetzung den Teilen und dem Ganzen des Originals quantitativ entspricht, entsprechen muss. Denn die quantitative Äquivalenz gehört wesentlich zur Übersetzung von Werken. Aber diese Anforderung der quantitativen Äquivalenz heißt nicht eine Wörtlichkeit im wörtlichen Sinne des „Wort für Wort“, sondern sie bedeutet nur, dass die Übersetzung ungefähr, annäherungsweise aus soviel Worten bestehen muss wie das Original.⁶ Die quantitative Äquivalenz dient also der freien und ökonomischen Sinnwiedergabe, nicht aber der Wörtlichkeit im Sinne von wortgetreuer Übersetzung, die zwar ebenfalls – und noch genauer – eine quantitativ äquivalente Übersetzung, aber schwerlich eine ökonomische, ungestörte Aneignung des Sinnes ergibt. Eine Wort für Wort, von Wort zu Wort fortschreitende rohe Übersetzung oder Interlinearversion zählt gleichsam die Wörter, in der einfachen Sukzession der Wortfolge, dagegen zählt eine ausgefeilte, den Sinn endgültig wiedergebende Übersetzung fast gar nicht mehr die bloßen Wortstellen, sondern nur den Stellenwert einer gegebenen Menge von zu übersetzenden Worten.

Wenn man die Übersetzung als Technik betrachtet und sie mit dem Kommentar *als zu ihr gehörendem Teil* kombiniert, dann gilt die Anforderung der quantitativen Äquivalenz nicht mehr. Benjamin macht aber zugleich deutlich, dass die alten, mit Kommentar versehenen Übersetzungen sich an der Form der Interlinearversion orientiert haben. Es waren Rohübersetzungen, zumindest in dem Sinne, dass sie durch die fremde Sprache des Originals gebrochene, schwerfälligere, gröbere Versionen waren. „*Höchste Gewissenhaftigkeit mit größter Brutalität verbinden*“ – vermerkt Benjamin gegen Ende des Fragments. Diese Brutalität – brutus, also wörtlicher, von der Etymologie her verstanden – dürfte

⁶ Siehe darüber Derrida, Jacques: Qu'est-ce qu'une traduction „relevante“? Paris: L'Herne 2005, S. 23–26.

hier auf den rohen, groben Charakter der wörtlichen Übersetzung Bezug nehmen. Von der „höchsten Gewissenhaftigkeit“, die in der wörtlichen, rohen Übersetzung waltet, legt auch der Kommentar sowie der genaue Bezug zwischen wörtlicher Übersetzung und Kommentar Rechenschaft ab. So wird, schreibt Benjamin, in der „glücklichen Form der Übersetzung“ „das Faktum der verschiedenen Sprachsituation“ „zugestanden“ und „mit zum Thema“ gemacht. „*Höchste Gewissenhaftigkeit mit größter Brutalität verbinden*“: das kann also die Maxime einer bestimmten Übersetzungspraxis sein.

In der Blütezeit der von Benjamin beschworenen Tradition der Übersetzung hatten die Menschen kein technisches Verhältnis zur Sprache (das erst recht mit der Auslegung der Sprache zum Kommunikationsmittel zum Tragen kommt), aber eben darum konnten in der Übersetzungspraxis auch verschiedene Techniken wie die des Kommentars eingesetzt werden.

Der Kommentar des Übersetzers gesteht, bloß indem er da ist, vor allem zu, dass das, was im Text der Übersetzung als übersetzt vorliegt, gleichzeitig unübersetzbar bleibt. Es handelt sich also nicht darum, dass gewisse Texte einerseits übersetzbare, andererseits unübersetzbare Teile haben (oder gewisse Texte übersetzbar, andere aber unübersetzbar sind), sondern das Selbe, ganz, zugleich übersetzbar und unübersetzbar ist. Die Übersetzung ist mehr oder weniger wie ein Statthalter, mit vorläufigem Auftrag, und auf dem Etikett „Übersetzung“, das sie auf sich trägt, steht in Geheimschrift geschrieben: ‚das ist die Stätte für das, was später noch einmal und dann wieder und wieder zu übersetzen ist‘. Allerdings, von einem solchen Etikett und einer solchen geheimen Aufschrift will eine Übersetzung nicht wissen, die sich so verhält, als ob sie selbst ein oder das Original wäre – und wohl wegen dieses möglichen „Als ob“ spricht Benjamins Fragment von einer möglichen (Selbst-)Täuschung hinsichtlich der Übersetzung („Täuschen wir uns nicht“). „Die Übersetzung bedeutender Werke wird umso weniger Chancen haben zu gelingen, je mehr sie ihre technisch dienende Funktion zu der einer selbständigen Kunstform zu erheben bestrebt sein wird.“ Gelingt es der Übersetzung, sich zu einer – im Grunde täuschenden – Selbständigkeit zu erheben, so heißt dieses Gelingen zugleich ihr Scheitern, aber der auf solche Weise gelungenen, täuschenden Übersetzung gelingt ja eben, ihr Scheitern (oder Aufgeben) erfolgreich zu verhüllen. Sie hat eine täuschende Ähnlichkeit mit dem oder einem Originaltext; und das täuscht den Leser.

Im Unterschied dazu: Was für eine scheiternde Auseinandersetzung mit der Fremdheit der Sprachen (und d.h. mit dem Unübersetzbaren) ist eine Übersetzung, die unselbständig bleibt, weil sie z.B. vom übersetzerischen Kommentar begleitet wird? Eine Übersetzung also, die sich nicht zu „einer selbständigen Kunstform“ erhebt, die in diesem Sinne nicht täuscht, sondern zugestandenermaßen vor allem Technik und Handwerk bleibt? Es ist klar, dass Benjamin nicht für eine Übersetzung spricht, die sich erhebt, hochstilisiert oder stilistisch brillant ist, indem sie – zum Beispiel – selbst das Unübersetzbare übersetzt, sondern

für eine, die das Unübersetzbare auf eine bestimmte Weise zugesteht und somit „die fremde Sprache in der eignen repräsentiert“. Dieses Zugestehen der Verschiedenheit in der Übersetzung ignoriert die Aufgabe des Übersetzers freilich nicht, sondern ermöglicht es, die Aufgabe anders zu fassen, offenbar im Zeichen einer anderen Sprachauffassung.

In der zweiten Hälfte des Dialogs spricht Benjamin davon, was in Nietzsches Sprache, seinem Sprachwerk unübersetzbar ist, und dieses liegt immer im Verhältnis des sprachlichen Werks zur eignen Muttersprache. Was macht Nietzsche(s Werk) mit der deutschen Sprache? Er „missbraucht“ die deutsche Sprache, und zwar „glänzend“. Missbraucht aber nicht jedes bedeutende Werk seine Muttersprache auf eine bestimmte Weise, zu einem bestimmten Maß? Freilich bringt nicht jeder sprachliche Missbrauch bedeutende Werke hervor, aber dies ist eine andere Frage; die Frage bleibt hier: Was sagt Benjamin, auf welche Weise missbraucht Nietzsche die deutsche Sprache? Nietzsches Werk, das die deutsche Sprache glänzend missbraucht, stellt eine Rache dar, und zwar eine Rache „dafür, daß niemals eine deutsche Sprachtradition – es sei denn in der dünnen Schicht der literarischen Expression – wirklich zustande gekommen ist“. Es ist eine besondere Formulierung, denn sich sprachlich rächen könnte man eher für eine Sprachtradition – wieso aber für deren Abwesenheit? Wenn es aber eine Rache *für* die Abwesenheit einer Sprachtradition sein soll, so bleibt doch die Frage, *woran* dafür Rache genommen wird? Als Schriftsteller kann Nietzsche kaum an etwas Anderem als „der dünnen Schicht der literarischen Expression“ Rache nehmen. Das Motiv der Rache kann dabei eben die Spannung zwischen der *Abwesenheit* einer breiten Sprachtradition und der dünnen Schicht der literarischen Expression sein. Aber warum soll es zu einer Rache kommen? Was für eine Rache? Ist sie etwa eine Metapher, genauer die metonymische Übertragung einer Handlungsweise auf eine sprachliche Verhaltensweise? Oder im Gegenteil: muss man vielmehr die Rache als eine sprachlich begründete Verhaltensweise verstehen? Und wenn es dem so wäre, was sagen darüber Benjamins Sätze, die Nietzsches Sprache beschreiben? Vor allem muss man aber bemerken, dass er über Rache in Verbindung mit Nietzsche nicht zufälligerweise sprechen mag, nachdem er die „Neologismen“ in Nietzsches Sprache erwähnt hat. Wie bekannt betrachtete der Philosoph vor allem sein Zarathustra-Buch als ein Epoche machendes Werk auch in sprachlicher Hinsicht und nicht zuletzt ist dieses Buch Nietzsches voll von Neologismen, so dass es im Dialog um die französische Übersetzung von *Also sprach Zarathustra* gehen dürfte. Nun ist ein zentrales Thema dieses Buches gerade die Rache als die bisherige paradigmatische Denkweise des Menschen und die Überwindung der Rache, des Geistes der Rache erscheint als eine zentrale Aufgabe Zarathustras. Also, wenn Nietzsches Werk eine Rache an der dünnen Schicht der deutschen literarischen Sprache darstellen soll, stellt sich die Frage, ob man diese besondere sprachliche Rache als die Überwindung der als Denkweise begriffenen Rache auffassen kann? Eine

sprachliche Rache statt des Geistes der Rache? Rache, um die Rache zu überwinden? Bleiben wir aber bei Benjamin. Was sagt er? Die Weise der hier diskutierten sprachlichen Rache ist der Missbrauch der deutschen Sprache, der Muttersprache. Wie vollzieht sich dieser Missbrauch? Was heißt missbrauchen? Was kann missbraucht werden? Etwas, alles, was es zulässt. Wie kann etwas den Missbrauch zulassen? Es kann zum Missbrauch kommen, wenn dem Gebrauch, der immer auch die Möglichkeit des Missbrauchs eröffnet, keine Grenzen gesetzt werden. Auch diese allzu einfachen Formulierungen können zeigen, dass der Missbrauch nicht unter anderem, sondern vor allem und immer schon das Vertrauen, das „grenzenlose Vertrauen“ missbraucht.⁷ Aber rächt sich das nicht, das – in dessen grenzenlosem Vertrauen – missbraucht wird? Und ist es nicht seltsam, scheint es nicht, als würde Benjamin Ursache und Wirkung umkehren? Genauer: die Rache könnte als Wirkung eines sie verursachenden Missbrauchs begriffen werden, hier aber erscheint der Missbrauch als die Art der Rache. Nun, hat es der Missbrauch vor allem mit dem grenzenlosen Vertrauen zu tun und handelt es sich hier vom Missbrauch der Sprache, so kann man vermuten, dass die Sprache die Sphäre des grenzenlosen Vertrauens ist und als solche den Missbrauch gleichsam herausfordert. Der Denker hört die Herausforderung der Sprache als grenzenloses Vertrauen. So hat der denkende Nietzsche, „wenn solches zu sagen erlaubt ist“, das grenzenlose Vertrauen (der Sprache) mit grenzenlosem Vertrauen missbraucht. Das heißt: die Weise des sprachlichen Missbrauchs und dessen Gegenstand fallen hier zusammen: grenzenloses Vertrauen. Vertrauen heißt: sich verlassen darauf, dem das Vertrauen gilt. Die Sprache – Sphäre des grenzenlosen Vertrauens – verlässt sich darauf, dass man sie gebraucht, indem man ihr vertraut (denn wer würde sonst jemals sprechen oder zu sprechen versuchen?), und so lässt sie zugleich zu, lässt einfach zu, dass man sie missbraucht: entweder misstrauisch oder mit grenzenlosem Vertrauen. Die Sprache „glänzend“ missbrauchen kann wohl nur eine oder einer, die oder der sich auf sie mit grenzenlosem Vertrauen verlässt (und wer das vermag, vermag es vielleicht, weil er weiß, dass die Sprache sich dafür nicht rächen wird). Die Sprache lässt ihren eigenen Missbrauch zu. Genau an der Stelle, wo das Fragment von Nietzsches Missbrauch der Sprache handelt, spricht es auch von einem gewissen Lassen der Sprache: „Die Freiheiten, die die Sprache ließ, nahm er [Nietzsche] sich nocheinmal, um sie ihr vorzuhalten.“ Eine besondere Formulierung, unübersetzbar; man muss sie kommentieren. Es geht um die sprachliche Tradition und darum, dass „die Sprache ließ“, und zwar Freiheiten. Und weil es um Freiheiten geht, muss Benjamins Satz *mehr als eine* Weise der sprachlichen Freiheit meinen, welche mit verschiedenen Modi des Lassens einhergehen: die Freiheit der

⁷ Benjamin trifft diesen Ausdruck gegen Ende des Übersetzer-Aufsatzes: „Ihm [eigentlich dem Text der Offenbarung] gegenüber ist so grenzenloses Vertrauen von der Übersetzung gefordert, daß spannungslos wie in jenem Sprache und Offenbarung so in dieser Wörtlichkeit und Freiheit in Gestalt der Interlinearversion sich vereinigen müssen.“ (Die Aufgabe des Übersetzers, S. 21)

Sprache, eine Tradition zu hinterlassen und zugleich die Freiheit, eine Tradition zu verlassen; sich auf sie (d.h.: sich) zu verlassen und sie (d.h.: sich) zu verlassen. – Benjamins Sätze führen ins Dickicht des Zusammenhangs zwischen Sprachtradition und sprachlicher Freiheit ein. Eine Sprachtradition lässt umso weniger Freiheiten, je mächtiger sie ist, und umgekehrt: je weniger eine Sprachtradition ausgeprägt ist, umso mehr Freiheiten lässt die Sprache. Tradieren hängt aber am engsten mit der Vieldeutigkeit des Lassens und Vertrauens zusammen; es heißt ja: jemandem etwas übergeben, überlassen, anvertrauen, zu treuen Händen geben oder zum Gebrauch geben. Die Sprache als Spiel eines doppeldeutigen (Sich-)Verlassens: Das in der Tradition im Zeichen des Vertrauens Über- und Hinterlassene wird notwendigerweise immer wieder verlassen, ebenso: das Übergebene zugleich preisgegeben. – Die Sprache verlässt sich: in ihrer falsch genommenen Tradition kann sie sich als Freiheit, also ihre Möglichkeiten verlassen, aber sie kann sich auch als Nachlass, also ihre eigene Tradition verlassen.

Die Sprache verlässt sich – auf die Menschen, die sie gebrauchen; und das heißt immer zweierlei: sich als Nachlass, als Tradition ihnen überlassend, aber zugleich nachgiebig, also zulassend, dass man sie anders gebraucht oder auch missbraucht. Sie gibt sich und zugleich weniger sich selbst als vielmehr Freiheiten, auch die Freiheit von sich selbst. Die Sprache lässt mehr als eine Freiheit, vielfältige Freiheiten, und wenn es immer schon zu viel Freiheit ist, so lässt sie sich immer schon gebrauchen und missbrauchen, ohne zwischen Gebrauch und Missbrauch streng unterscheiden zu können oder zu müssen. Die Sprache kann eine Tradition zulassen, die sie ihrer Freiheiten mehr oder weniger zu berauben sucht. Sie lässt aber auch zu, die von ihr gelassenen und/oder verlassenen Freiheiten noch einmal zu nehmen – wie sie sich Nietzsche genommen hat: „Die Freiheiten, die die Sprache ließ, nahm er sich nocheinmal, um sie ihr vorzuhalten“. Tut das Gleiche vielleicht jeder Übersetzer? War Nietzsche – der klassische Philologe, immer unter Sprachen, in mehr als einer Sprache unterwegs – im Grunde nicht ein Übersetzer? Benjamins Satz, in dem wohl auch Nietzsches Sprache mitschwingt, verwendet zwei deutsche Redewendungen, oder genauer mehr als zwei, denn schon die erste Hälfte des Satzes scheint zwei Wendungen zu kontaminieren: ‚sich die Freiheit nehmen, etwas zu tun‘ und ‚sich noch einmal nehmen (bei Tisch)‘. Die Semantik der ersten Wendung scheint verborgen eine Tendenz zu enthalten, die immer schon auf ein Zuviel der *genommenen* Freiheit und mithin deren möglichen Missbrauch deutet. Diese Tendenz wird durch die andere Wendung – ‚sich noch einmal nehmen‘ – verstärkt. Nietzsche nahm sich die Freiheit, sich die Freiheiten zu nehmen, sie sich noch einmal zu nehmen.⁸ ‚Sich noch einmal nehmen‘ heißt bei Tisch noch einmal zulangen. Also griff Nietzsche wiederholt zu, nahm

⁸ Der Hölderlinische „freie Gebrauch des Eigenen“ (d.h. der eigenen Sprache), der plötzlich als ein Beweggrund von Benjamins Satz aufscheint, ist vielleicht im Grunde dies: die wiederholte, immer gelassenere Nahme der Freiheiten, die die eigene Sprache gelassen hat und lässt.

sich wieder ein Stück sprachlicher Freiheit. Aber die Wendung in der anderen Hälfte des Satzes – „Die Freiheiten, die die Sprache ließ, nahm er sich nocheinmal, *um sie ihr vorzuhalten*“ – ist nicht weniger merkwürdig und scheint davon zu sprechen, dass Nietzsche die sprachlichen Freiheiten zwar zu sich genommen, aber nicht verzehrt hat. Die figurative Bedeutung von ‚vorhalten‘ ist ‚vorwerfen‘, aber vorhalten kann man auch einem Tier etwas als Futter, damit es einem aus der Hand frisst. Also, der vorwurfsvolle Nietzsche, eine Personifikation des sprachlichen Vorwurfs selbst: Er hielt der Sprache die von ihr gelassenen Freiheiten vor, die er zu sich nahm, ohne sie selbst zu essen oder zu verzehren; also gab er die gelassenen und genommenen Freiheiten wieder zurück und ließ sie frei. So hält das Motiv des Essen-Verzehrens und Essen-Gebens (Essenlassens) diesen besonderen Satz Benjamins unter der Hand zusammen, und das Besonderste ist daran, dass die Nahrung da nichts anderes als die von der Sprache gelassenen Freiheiten ist. Diese Freiheit oder Freiheiten werden gelassen, gegeben und genommen, werden noch einmal auf den Teller gelegt, ohne verzehrt zu werden, so werden sie – wie zum Zeichen oder als Spuren – wieder und wieder zurück- und übriggelassen, als ob sie, die sprachlichen Freiheiten, unessbar wären oder aber eine köstliche Speise, die man auf solche Weise geben und nehmen muss, dass sie immer übrigbleibt – gespart, dort gelassen. Wo genau? In der Sprache und vor der Sprache, ihr vorgehalten: denn die Freiheiten der Sprache sind zugleich nicht in der Sprache, gehören nicht ganz zu ihr, sind immer auch außerhalb der Sprache. (Benjamins Satz sagt ja unter der Hand auch aus, dass keine Sprache mit sich identisch ist.) Die Sprache lässt dieses verlegen machende und verlegene Spiel zu, das sie in dem hier kaum entfalteteten Bild des Essengebens und (Nicht-)Essens andeutet. Benjamins Satz deutet an, dass es möglich und unerlässlich ist, die von der Sprache gelassenen Freiheiten noch einmal zu nehmen, da sie nicht zu verzehren sind.

Aber ist das nicht zu vage, zu dichterisch? Und auch wenn diese Interpretation eine plausible Deutung der Benjamin-Sätze darstellt: Was hat das alles mit der Frage der Wörtlichkeit und der Übersetzung zu tun? In der wörtlichen Übersetzung, die „liebend“ „bis ins Einzelne“⁹ geht, indem sie, gleichsam mit der Zunge, von Wort zu Wort tastet, kommen immer wieder von der Sprache gelassene Freiheiten, durch die andere und für andere Sprachen frei gelassene Stellen zum Vorschein. In seinem Übersetzer-Aufsatz zitiert Benjamin: „im Anfang war das Wort“ und sagt, dass dies „auch im Bereiche der Übersetzung gilt“.¹⁰ Die Geltung oder das Geltenlassen dieses Satzes führt zum Gedanken, dass „das Urbild oder Ideal aller Übersetzung“ die an der Wörtlichkeit orientierte ist. Das kurz entfaltete Bild, das Benjamins Satz über die Freiheiten der Sprache Nietzsches in sich birgt, erinnert an ein anderes, berühmtes Bild im zitierten Aufsatz:

⁹ Die Aufgabe des Übersetzers, S. 18.

¹⁰ A.a.O.

„der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade.“¹¹ „Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax“ zeigt also die freien Stellen, die nicht zu Bedeutungen, sondern einer anderen Sprache führen – oder vielmehr: eine andere Sprache kommen lassen.

¹¹ A.a.O.

Gibt es eine Rechtssprache? – Über die Rechtsdiskurse –

Beáta Szép

Iura, wandelbares vnd widerspruchiges recht, vnd Iuriste, der gewissenlos criste, mit rechtes vnd vnrechtes vursprechung, mit seinen krummen articlen – die vnd ander, den vorgeschriben anhangende kunste helfen zumale nicht.
(Johannes von Tepl, um 1400)

0. Einleitung

Im Hinblick auf die zahlreichen Publikationen über die *Rechtssprache* ist die im Titel gestellte Frage absichtlich provokant. Das primäre Ziel dieser Abhandlung ist zu beweisen, dass die Forschung einer *allgemeinen Rechtssprache* und der durch deren ‚weitgeltende Charakteristik‘ herausgelösten Translationsprobleme bei den translationstheoretischen und translationswissenschaftlichen Analysen unmöglich ist. Statt des Terminus *Rechtssprache* wird hier die Verwendung des Terminus *Rechtsdiskurse* (im Plural!) vorgeschlagen. Natürlich geht es dabei nicht lediglich um Labels. Nach der Absicht der Autorin wird hier bewiesen, dass dieser Ansatzwechsel auch für die erfolgreichere Aneignung der Fachübersetzerkompetenzen während der Ausbildung ausschlaggebend ist. Mit der Anwendung des Terminus *Rechtsdiskurse* statt *Rechtssprache* kann auch das Paradoxon der bisher als unerfüllbar geltenden Kriterien dem *Rechtssprachengebrauch* gegenüber aufgelöst werden.

Im Folgenden werden zuerst die Möglichkeiten einer Kategorisierung der Diskurse in den verschiedenen Rechtsbereichen im besonderen Hinblick auf die horizontale und vertikale Gliederung der *Rechtsdiskurse* unter die Lupe genommen. Nachfolgend werden die besonderen Merkmale der *Rechtsdiskurse* im Vergleich zu denen der Umgangssprache bzw. der Fachsprachen anderer Wissenschaftsbereiche behandelt. Bei der Analyse werden die Wichtigkeit und Notwendigkeit des in der heutigen Fachsprachenforschung unwürdig vernachlässigten diachronen Ansatzes für die Untersuchung der *Rechtsdiskurse* und damit auch für die Fachübersetzerausbildung betont.

Da sich Recht ausschließlich in der Sprache realisiert, ist die sprachliche Determinierung natürlich eines der besonderen Merkmale und auch ein Grund, warum es – zurück zum ursprünglichen Axiom – nicht allgemein von einer

Rechtssprache, sondern nur von konkreten *Rechtsdiskursen* verschiedener Sprachen gesprochen werden kann. Die Texteigenschaften der *Rechtsdiskurse* werden meiner Ansicht nach grundsätzlich durch die auf dem Sprachgebiet herrschende Rechtsordnung determiniert. Bei der folgenden Analyse wird deswegen in erster Linie auf die Unterschiede der durch zwei grundverschiedene Rechtsordnungen¹ – das Gewohnheitsrecht in den Common Law Ländern (z.B. in den angelsächsischen Ländern wie auch den USA) und das in Europa (so auch in Deutschland und in Ungarn) verbreitete Zivilrecht² – determinierten Fachtexttypen und auf die aus diesen Unterschieden ergebenden translatorischen Probleme fokussiert.

Bei der Analyse werden auch die in Deutschland geltenden einschlägigen Richtlinien der Vertextung deutscher juristischer Normentexte – Bundesministerium für Justiz: *Handbuch der Rechtsförmlichkeit. Allgemeine Empfehlungen für das Formulieren von Rechtsvorschriften* – behandelt, da die sprachenspezifische Erkenntnis der geltenden Vertextungsnormen juristischer Fachtexte und damit die Untersuchung der sprachenpaarspezifischen translatorischen Probleme meiner Ansicht nach bei der Kompetenzentwicklung an der Fachübersetzerausbildung unerlässlich sind.

1. Die Möglichkeiten der Gliederung von Rechtsdiskursen

In der Einleitung ist schon die Überzeugung der Autorin dargestellt worden, dass einerseits keine einheitliche *Rechtssprache* existiert, andererseits es sowohl für die Beantwortung fachübersetzungstheoretischer und -wissenschaftlicher Fragen als auch für den Erfolg der Fachübersetzerausbildung effektiver ist, statt der vergeblichen Untersuchung der sog. allgemeinen *Rechtssprache* die Eigenschaften der verschiedenen *Rechtsdiskurse* unter die Lupe zu nehmen. In diesem und den nachfolgenden Kapiteln werden diese Aussagen mit Beweisen belegt.

Der Großteil der Publikationen, die ihren Titeln nach die *Rechtssprache* behandeln, befasst sich nur mit dem Sprachgebrauch eines einzelnen Rechtsbereiches mit Bezug auf eine einzige Sprache oder höchstens ein Sprachenpaar. Es ist aber notwendig zu betonen, dass das Recht ein komplexer Bereich ist, von dessen einheitlicher Sprache nicht gesprochen werden kann.

Die Texte der *Rechtsdiskurse* können aufgrund zahlreicher Kriterien unterschieden und dementsprechend behandelt werden.

¹ Oft auch als *Rechtssysteme* bezeichnet.

² Unter ‚Zivilrecht‘ versteht man in diesem Sinne nicht das Privatrecht oder das Bürgerliche Recht, sondern eine weltweit verbreitete Rechtsordnung. Diese Rechtsordnung basiert einerseits im allgemeinen auf einer schriftlich festgelegten Verfassung, Gesetzen und kodifizierten Rechtsnormen, die durch ein souveränes Organ oder von Personen mit Souveränität verfasst worden sind, andererseits auf dem Rechtsgebrauch, indem Rechtsquellen auf das konkrete Rechtssache bezogen werden können.

Ein solches Kriterium ist das *Diskursmedium*, nach dem die Texte in schriftliche, mündliche und gemischte Texttypen eingeordnet werden können. Zu der ersten Gruppe gehören u.a. die verschiedenen Regelungen, Lizenzen, Verträge, Testamente usw. Zu den mündlichen Texttypen zählen z.B. die Reden im Gerichtsverfahren und die einschlägigen parlamentarischen Reden. In der letzten Gruppe sind z.B. die Protokolle der Gerichtsverfahren zu finden, die einen speziellen Fachbereich der neueren rechtslinguistischen Forschungen bilden.³

Recht existiert nur in seiner sprachlichen Realisierung. Das Recht bzw. die Rechtsnormen werden ausschließlich durch Sprache zum Ausdruck gebracht. Deshalb sind die verschiedenen *Sprachen*, in denen die Texte der *Rechtsdiskurse* verfasst worden sind, ausschlaggebende Unterscheidungskriterien. Es ist damit eng verbunden, dass die *Rechtsdiskurse* ausschließlich *in bestimmten Rechtsordnungsrahmen* zustande kommen. Diese Rechtsordnungen beeinflussen die Eigenschaften der *Rechtsdiskurse* sehr unterschiedlich, deshalb muss auch zwischen den *Rechtsdiskursen verschiedener Rechtsordnungen* unterschieden werden.

Innerhalb der einzelnen Rechtsordnungen müssen die *Rechtsdiskurse* sowohl *horizontal* – nach der Aufgliederung der einzelnen Rechtszweige und Rechtsbereiche – als auch *vertikal* kategorisiert werden, d.h. – der Rechtsquellenhierarchie entsprechend – von der obersten Stufe der Legislative zu den verschiedenen Manifestierungsstufen der Rechtsanwendung.

Nach den *Verfassern und Adressaten*⁴ der *Texte von Rechtsdiskursen* können vier Gruppen aufgestellt werden: (1) Sowohl der Verfasser als auch der Adressat des Textes sind Juristen. Solche Texte der Rechtsdiskurse sind z.B. die Gesetzestexte, Entscheidungen und Stellungnahmen des Obersten Gerichts und des Verfassungsgerichts, sowie die Publikationen in Fachzeitschriften. (2) Der Verfasser des Rechtstextes ist Jurist, die Adressaten sind Laien. Hierzu gehören u.a. die von Rechtsanwälten verfassten Testamente und Kaufverträge. (3) Der Verfasser des Rechtstextes ist Laie, die Adressaten sind Juristen. Als Beispiel können bestimmte Texte in der Zivilverwaltung gezogen werden, wie Klagen gegen bestimmte Entscheidungen oder Rechtsmittel gegen einen Beschluss wegen Aufhebung dieses Beschlusses oder die verschiedensten Anträge an Behörden. Angenommen, es gäbe eine einheitliche Rechtssprache, dürften diese von Laien verfassten Texte (Gruppe 3 und Gruppe 4) keinesfalls als Rechtstexte interpre-

³ Zu den ungarischen Forschungen der Gerichtsverfahrensprotokolle siehe: Kenesei (2003).

⁴ Hier muss betont werden, dass der Terminus *Adressat* im juristischen und im diskurslinguistischen Sinne zwei unterschiedliche Bedeutungen hat: Die Rechtswissenschaft betrachtet als Adressaten juristischer Texte ausschließlich den Personenkreis, auf den sich die Gültigkeit des gegebenen Rechtstextes erstreckt, d.h. dem der Rechtstext Rechte sichert und/oder Verpflichtungen auferlegt. In diesem Sinne können die Adressaten eines Textes sowohl Juristen (als Fachleute oder als Durchschnittsmenschen) als auch Laien sein. In der obigen Kategorisierung wird der Terminus *Adressat* nicht in dieser, sondern in seiner diskurslinguistischen Bedeutung verwendet.

tiert werden, da diese die angeblichen einheitlichen Merkmale der Texte der sog. *Rechtssprache* eventuell nicht aufweisen. Wird aber von Texten der *Rechtsdiskurse* gesprochen, so gehören diese von Laien verfassten Texte (Gruppe 3 und Gruppe 4) mit Bezug auf ihre Themen und Adressaten gerechterweise zu den Rechtsdiskursengruppen, die durch angemessen schwächeren oder gar keinen Terminusgebrauch sowie durch keine hochgradige Abstrahierung gekennzeichnet sind. (4) Sowohl der Verfasser als auch der Adressat des Textes sind Laien. Hierzu gehören z.B. die selbst geschriebenen – d.h. nicht von Rechtsanwälten verfassten – gültigen Testamente, Kauf- oder Darlehensverträge. Wie gesagt, diese Texte zählen im Hinblick auf ihr Thema in den Bereich des Rechts, andererseits können sie ggf. über die gleiche Beweiskraft im konkreten Gerichtsprozess verfügen wie die von Rechtsanwälten verfassten Dokumente. Meiner Ansicht nach sind diese Gründe genügend, die Texte der Gruppe 4 als eine spezielle Gruppe der Rechtsdiskurse anzusehen, deren Charakteristika vielleicht am meisten von den Merkmalen der im traditionellen Sinne verstandenen Fachsprachentexte abweichen und sich den Merkmalen der gemeinsprachlichen Texte nähern.

Bei der Aufgliederung juristischer Texte hat Eriksen im folgenden Schaubild zuerst die drei *Funktionsbereiche der juristischen Fachsprache* – ausgehend von der Gewaltenteilung Montesquieus – dargestellt⁵:

Tab. 1: Die Funktionsbereiche der juristischen Fachsprache nach Eriksen (2002: 8)

Funktionsbereich	Gesetzgebung [Legislative]	Verwaltung [Exekutive]	Rechtsprechung [Judikative]
Funktion	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Gesetzerlass ▪ wesentliche Entscheidungen müssen vom Gesetzgeber getroffen werden ▪ politische Richtlinien 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Verwaltung ▪ Vollzug von Gesetzen ▪ Ausführung von Gesetzen 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ verbindliche Feststellung von Recht im Einzelfall durch eine vom Staat berufene selbständige und unabhängige Stelle ▪ Streitentscheidung
Funktionsinhaber	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Parlamentsabgeordnete ▪ (Formulierung durch Juristen) 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Juristen ▪ Verwaltungskräfte 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Richter (Juristen) ▪ ausgebildetes Personal

⁵ Nach Montesquieu sind die drei klassischen Funktionsbereiche des Rechts: Gesetzgebung (Legislative), Verwaltung (Exekutive), Rechtsprechung (Judikative).

Funktionsbereich	Gesetzgebung [Legislative]	Verwaltung [Exekutive]	Rechtsprechung [Judikative]
Typologie der Sprechhandlung	<ul style="list-style-type: none"> ▪ abstrakt ▪ hoher Abstraktionsgrad, da Gesetz auf Vielzahl von Fällen anwendbar sein muss 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ konkret ▪ Rechtsanwendung ▪ Umsetzung und Anwendung von Gesetzen 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ konkret ▪ Rechtsanwendung Umsetzung und Anwendung von Gesetzen ▪ Einzelakte aufgrund von Einzelfällen ▪ Schlichtung bei Interessenkonflikt ▪ Rechtsstreit ▪ sprachliche Vermittlung durch Juristen (Rechtsanwälte)

Eriksen spricht auch davon, dass es keine einheitliche Rechtssprache gibt:

Aus dieser Aufteilung der Funktionen des Rechts resultiert auch die unterschiedliche Strukturierung nach Inhalt und Form der Sprechakte der Teilnehmer beim Rechtsdiskurs. Für die juristische Fachsprache bedeutet das eine grundsätzliche Aufteilung nach der funktionellen Zielsetzung der jeweiligen Kommunikation. Daher kann die Annahme, es gäbe eine einheitliche und für alle Rechtsbereiche geltende juristische Fachsprache, nicht bestätigt werden. (2002: 9)

Tab. 2: Die Texttypen der juristischen Fachsprache nach Eriksen (2002: 10)

Funktionsbereich	Gesetzgebung [Legislative]	Verwaltung [Exekutive]	Rechtsprechung [Judikative]
Texttypus/ typische Textgattung	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Gesetz ▪ Parlamentsverhandlung 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Verwaltungsakt ▪ Verwaltungsvertrag 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Urteil ▪ Beschluss
sprachliche Besonderheiten	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Mündlichkeitsprinzip ▪ aber: Gesetze schriftlich gefasst ▪ Sprache im Parlament z.T. sehr volksnah 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Mündlichkeitsprinzip ▪ hoher Grad an Verschriftlichung ▪ sprachliche Vermittlung durch Fachleute (Rechtsanwälte) ▪ Janusköpfigkeit: ▪ Anwendung der juristischen Fachsprache ▪ Vermittlung an den Bürger 	

Eriksens Gliederung fokussiert– den Montesquieuschen Traditionen folgend – zwar nur auf die sprachlichen Erscheinungen der drei obigen Bereiche und ist dementsprechend im Hinblick auf die Komplexität der Rechtsdiskurse mangelhaft, betrachtet man aber auch schon die Textmerkmale dieser drei Bereiche, so zeichnet sich ab, dass die Rechtsdiskurse viel heterogener sind, als dass sie als eine einheitliche *Rechtssprache* bezeichnet werden und ihre Texte damit den „allgemein geltenden Kriterien dieser Rechtssprache“ entsprechen könnten. Diese Erkenntnis kann auch bei der Fachübersetzerausbildung enorme Wirkungen haben, denke man nur an die Kompetenzentwicklung oder die Auswertungskriterien der Prüfungsübersetzungen.

Die Ablehnung der Theorie einer einheitlichen und für alle Rechtsbereiche geltenden juristische Fachsprache löst auch das Paradoxon, das sich aus den für die sog. *Rechtssprache* geltenden Kriterien ergibt. Otto (1981: 51) erläutert z.B. die Notwendigkeit einer präzisen, verständlichen und effizienten Rechtssprache wie folgt:

Die Rechtsstaatlichkeit verlangt ein objektiv-rational arbeitendes, wissenschaftlich fundiertes Justiz und Verwaltungssystem. [...] Diesen Anforderungen wird nur eine hochentwickelte Fachsprache gerecht, die alle notwendigen Inhalte klar, eindeutig und vollständig wiedergeben kann. Das ist das Gebot der Präzision.

[...] Die Rechtsstaatlichkeit soll die Transparenz staatlichen Handelns gewährleisten. Außerdem verlangt das Prinzip der sozialen Gleichheit eine bürgernahe Sprache, die auch den Nichtfachmann über alle ihn betreffenden [...] Angelegenheiten in einfachen, geläufigen und eingängigen Texten unterrichtet. Das ist das Gebot der Verständlichkeit.

[...] Der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit verpflichtet alle Staatsorgane [zur] [...] Sprachökonomie. Das ist das Gebot der Effizienz.

Diese Hauptanforderungen an die Rechtssprache sind bei der hohen Komplexität der juristischen Materie oft miteinander unvereinbar. Geht es aber nicht um eine einheitliche Rechtssprache, sondern um verschiedene *Rechtsdiskurse*, so können schon die Texte dieser Rechtsdiskurse diese Kriterien erfüllen.⁶

In Göpferichs hierarchischer Typologie über die geschriebenen Texttypen der Wissenschaft und Technologie (Göpferich 1995) bilden die juristisch-normativen Texte eine eigene Gruppe. Die hierarchische Typologie von Göpferich ist ein gutes Beispiel für die Möglichkeit einer anderen, textlinguistisch-vertikalen Aufgliederung der fachsprachlichen Diskurse. Göpferich schlägt eine pragmatische Texttypologie vor, die eine fein differenzierte Klassifizierung und damit die zuverlässige, authentische Analyse verschiedener fachsprachlicher Texte ermöglicht. Die Basis ihrer Typologie bilden das *Thema* (wissenschaftlich-technisch), die *Klasse* (in Reißchen Sinne und mit Bezug auf die Fachsprachen: inhaltsori-

⁶ Die Frage der Präzision wird unter ausführlicher behandelt.

entiert, informativ) und das *Medium* (schriftlich) der Texte. An der Spitze dieser hierarchischen Typologie stehen die vier grundlegenden Textkategorien:

1. Juristisch-normative Texte (*juridical-normative texts*), deren Zweck die Erstellung juristischer Basis oder eines Bezugsstandards ist (z.B. Patenttexte).
2. Entwicklungsorientiert-aktualisierende Texte (*progress-oriented actualizing texts*), deren kommunikative Funktion die Informationsübertragung im Interesse der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung ist (z.B. Dissertationen, Forschungsberichte, Publikationen in Fachzeitschriften).
3. Didaktisch-belehrende Texte (*didactic-instructive texts*), deren Zweck die belehrende Mitteilung der Information im Interesse der intellektuellen Entwicklung, der Unterhaltung oder der praktischen Anwendung ist (z.B. Universitätslehrbücher, Gebrauchsanweisungen).
4. Sammeltexte (*compilation texts*), deren Zweck die übersehbare, zusammenfassende Darstellung von Informationen ist (z.B. Enzyklopädien, Wörterbücher).

An Göpferichs Typologie ist leider eben bei den juristisch-normativen Texten viel zu feilen, sie bietet aber einen guten Ausgangspunkt zu einer pragmatisch-textlinguistischen hierarchischen Kategorisierung der Texte von Rechtsdiskursen. Diese hierarchische Typologie ist auch bei der Fachübersetzerausbildung sehr nützlich, da die Texte gleicher Kategorien ähnliche Merkmale aufweisen, die höchstwahrscheinlich auch ähnliche translatorische Probleme generieren. Damit können die gemeinsame Analyse der Texte einer Kategorie sowie die vergleichende Untersuchung von Unterschieden verschiedener Kategorien zur Entwicklung der Fachübersetzerkompetenz erheblich beitragen.

2. Rechtsdiskurse vs. Umgangssprache

Das Verhältnis zwischen der sog. *Rechtssprache* und der Umgangssprache ist schon in vielen Publikationen behandelt worden. Hier werden weder die Debatten über die Platzierung der *Rechtssprache* (als Teil der Umgangssprache oder als eine selbständige Spezialsprache), noch die gegenseitigen Wirkungen der *Rechtssprache* und Umgangssprache und deren Folgen diskutiert, diese Themen verfügen bereits über eine reiche Literatur. Es ist längst bewiesen, dass ein bedeutender Anteil der Termini von *Rechtsdiskursen* auch gemeinsprachliche Bedeutung besitzt, deshalb muss in der Fachübersetzerausbildung auf die Erkenntnis von Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen fachsprachlichem und gemeinsprachlichem Wortgebrauch großer Wert gelegt werden. Damit kann die Kompetenz *Termingebrauch* effektiver entwickelt werden.

Im Folgenden werden aber die angeblichen Unterscheidungsmerkmale der sog. *Rechtssprache* untersucht. Hierbei werden die Richtlinien des *Handbuchs der Rechtsförmlichkeit* mehrfach zitiert. Die von der Bundesregierung verabschiedete *Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien* behandelt im

Kapitel 6 den Aufbau von Gesetzesvorlagen der Bundesregierung. Die zwei einschlägigen Absätze des § 42 Gesetzesvorlagen der Bundesregierung lauten wie folgt⁷:

- (4) Für die rechtsförmliche Gestaltung von Gesetzentwürfen gelten das vom Bundesministerium der Justiz herausgegebene Handbuch der Rechtsförmlichkeit und die vom Bundesministerium der Justiz im Einzelfall gegebenen Empfehlungen.
- (5) Gesetzentwürfe müssen sprachlich richtig und *möglichst für jedermann verständlich* gefasst sein. Gesetzentwürfe sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen. Gesetzentwürfe sind grundsätzlich dem Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag zur Prüfung auf ihre sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit zuzuleiten.⁸

Es ist bemerkenswert, wie auch die von der Bundesregierung herausgegebene GGO nicht genauer zu formulieren wagt: „*möglichst für jedermann verständlich*“. Wie könnten alle Texte einer einheitlichen *Rechtssprache* dem Gebot der Verständlichkeit (siehe bei Otto, oben) einhalten, wenn es auch in der obersten Rechtsquelle nicht als eindeutiges und allgemeingeltendes Kriterium steht? Meiner Ansicht nach wird die Geltung des Kriteriums *Verständlichkeit* durch die Situationseigenschaften – Diskursteilnehmer, Diskursbereich usw. – verschiedener Rechtsdiskurse je in anderen Maßen beeinflusst. Dies unterstützt auch den Grundsatz, dass nur *Rechtsdiskurse* und keineswegs eine sog. einheitliche *Rechtssprache* als Gegenstand der translalogiewissenschaftlichen Analysen behandelt werden können.

In den Publikationen über die *Rechtssprache* findet man oft Attribute wie folgt: Die juristische Fachsprache sei einheitlich und frei von Synonymität, ihre Begriffe seien eindeutig und hätten einen hohen Abstraktionsgrad, im Vergleich zur Umgangssprache sei diese Fachsprache präziser, archaischer, konservativer, voll nicht nur mit Fachtermini, sondern auch mit fremden Ausdrücken, und vor allem sei sie weitschweifig und redundant, überschwänglich und langstielig. Bei den konkreten Rechtsdiskursen bestimmter Sprachen dürfte irgendeine Aussage wohl stimmen, höchstwahrscheinlich sind solche Charakteristika doch oberflächlich und grob, also ganz und gar unakzeptabel. Im Folgenden werden einige dieser vorgeblichen Merkmale näher untersucht.

⁷ *Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien (GGO)*. Inkrafttreten: 1. September 2000, letzte Änderung: 1. Juni 2009

⁸ Hervorhebung von der Autorin – B. Sz. Die Anwendung von *jedermann* in Rechtstexten wird unten im Zusammenhang mit dem Gebot der Präzision behandelt.

Präzision

Eine häufige Behauptung über die juristische Fachsprache ist, dass sie viel präziser als die Umgangssprache sei. Wäre die juristische Fachsprache so präzise wie behauptet, so wären die Gerichtsverfahrensprotokolle nicht voll mit Fällen, bei denen die Auflösung der Unklarheiten eines Gesetzes, eines Vertrags oder anderer juristischen Texte gefordert wird. Weiter hängt die Präzision – wie auch alle Merkmale der Rechtsdiskurse – äußerst von den Charakteristika des gegebenen Diskurses ab, z.B. von der Art des Diskurses oder von den Hintergrundkenntnissen der Textadressaten. Bix (2009: 4) weist auf die Verweise des bekannten Richters und Rechtswissenschaftlers Oliver Wendell Holmes Jr. hin, dass das Recht mit irreführenden Termini und Rhetorik umwoben sei, was im Vertragsrecht viel häufiger als anderswo vorkomme. Solche häufig angewendete Termini wie z.B. die *gegenseitige Vereinbarung* lassen viele Rechtsstudenten sogar auch Richter auf die falsche Folgerung kommen, dass kein verbindlicher Vertrag bestehen könne, wenn die Parteien das Geschäft anders interpretieren. In der Wirklichkeit funktioniert das Recht anders: Falls die Parteien das gleiche schriftliche Dokument unterschreiben oder in den gleichen mündlichen Vertragsabschluss einwilligen, wird es damit für sie verbindlich, auch wenn sie die Termini des Vertrags anders interpretieren.

Für die Vertextung von Gesetzen sind die *Allgemeinen Empfehlungen für das Formulieren der Rechtsförmlichkeit* maßgebend, in denen die Anwendung von *jedermann* separat behandelt wird:

Wer mit „jedermann“ gemeint ist, hängt davon ab, welcher Personenkreis durch das Gesetz verpflichtet oder berechtigt werden soll. Gesetze, die an einen unbegrenzten Adressatenkreis und damit tatsächlich an „jedermann“ gerichtet sind, wie z.B. das Strafgesetzbuch, sollten von einer durchschnittlich verständigen Person inhaltlich erfasst werden können.

Bei Gesetzen dagegen, die sich an einen eingeschränkten Adressatenkreis richten, sind „jedermann“ vor allem Personen eines speziellen Rechtsgebiets (z.B. Handwerker nach der Handwerksordnung, Winzer nach dem Weingesetz, Richter nach dem Deutschen Richtergesetz). Der Gesetzgeber darf davon ausgehen, dass die Adressaten solcher Rechtsvorschriften über das notwendige Fachwissen verfügen. Laien sollten wenigstens im Überblick erfassen können, welchen Zweck das Gesetz mit welchen Mitteln verfolgt.

Die Anwendung von *jedermann* kommt also nicht einmal in den Rechtsdiskursen mit einer einheitlichen Bedeutung vor, aber *jedermann* wird für Laien als Adressaten bestimmter Rechtsdiskursen ohne geeignete Hintergrundkenntnisse wohl das Gleiche bedeuten, was angesichts der verschiedenen Rechtsnormen das Gefühl der Unsicherheit und des Mangels an Präzision erwecken könnte.

Das Gleiche gilt auch für die Begriffsbestimmungen der Termini. Bei der Analyse verschiedener juristischer Texte, sogar auch Gesetze stellt sich heraus, dass man in dem einen Text Begriffsbestimmungen findet, während in dem anderen keine vorkommen. Wäre dann der juristische Text mit Begriffsbestimmungen präziser als der andere? Die *Allgemeinen Empfehlungen für das Formulieren der Rechtsförmlichkeit* äußern sich auch darüber:

Für Wörter, die in einer von der Gemeinsprache abweichenden Bedeutung anwendet oder vom Gesetzgeber neu eingeführt werden, kann man Begriffsbestimmungen vorsehen. Wird dagegen ein bereits (durch andere Rechtsvorschriften) eingeführter Begriff übernommen, kann auf eine nochmalige Begriffsbestimmung verzichtet werden. Überflüssige und verwirrende Wiederholungen werden damit vermieden.⁹

Das Problem besteht eben im Wortgebrauch der Empfehlung: *kann* bedeutet für die Textverfasser also keinesfalls ein Muss, sondern nur eine Möglichkeit, von deren Nutzung aber der Grad der Präzision abhängt.

Es gibt weiterhin die Problematik der undeutlichen Wörter. Nehmen wir an, dass z.B. die Einfahrt mit Fahrzeugen in einen Park verboten ist. Bezieht sich dieses Verbot auch auf Fahrräder? Fahrzeuge sind nämlich mobile Verkehrsmittel, die dem Transport von Gütern (Güterverkehr), Werkzeugen (Maschinen oder Hilfsmittel) oder Personen (Personenverkehr) dienen. Die Antriebsart oder die Verwendung ist für die Einordnung ohne Belang. Hierzu gehören auch die muskelkraftbetriebenen Fortbewegungsmittel. Ist dieser Wortgebrauch weiterhin präzise, so denkt man beim Lesen u.a. auch an die auch zur Gruppe der Fahrzeuge gehörenden Eisenbahnen, Raumschiffe, Ballons oder Schiffe. Stimmt das? Oder ist es dann doch keine präzise Formulierung?

Die Präzision wird manchmal auch dadurch beschränkt, dass Unbestimmtheit oder Allgemeinheit ggf. erwünscht sind. Die Gesetzgebung soll den Entscheidungsträgern bestimmte Flexibilität zusichern. Die US-Amerikanische Verfassung verbietet die *cruel and unusual*, d.h. die *grausame und ungewöhnliche* Strafe, versucht aber sie nicht einmal zu definieren oder aufzulisten. Die Text-

⁹ Als Beispiel für die Definition eines Terminus im Gesetz siehe den § 1 Absatz 1 des Gesetzes über Ordnungswidrigkeiten (OWiG, Erster Teil, Allgemeine Vorschriften, Erster Abschnitt: Geltungsbereich):

„§ 1 Begriffsbestimmung

(1) Eine Ordnungswidrigkeit ist eine rechtswidrige und vorwerfbare Handlung, die den Tatbestand eines Gesetzes verwirklicht, das die Ahndung mit einer Geldbuße zulässt.

(2) Eine mit Geldbuße bedrohte Handlung ist eine rechtswidrige Handlung, die den Tatbestand eines Gesetzes im Sinne des Absatzes 1 verwirklicht, auch wenn sie nicht vorwerfbar begangen ist.“

Diese Definition gilt für die gesamte Rechtsordnung, es sei denn, der Gesetzgeber regelt in einem anderen Gesetz ausdrücklich etwas anderes.

verfasser überließe es den späteren Generationen, den Ausdruck mit exakterer Bedeutung zu versehen (Tiersma 2005: 24).

Nach den *Allgemeinen Empfehlungen für das Formulieren der Rechtsförmlichkeit* gilt Folgendes bei allem Bemühen um Allgemeinverständlichkeit und Präzision:

In Rechtsvorschriften darf Allgemeinverständlichkeit nicht zu Lasten der inhaltlichen und juristischen Genauigkeit gehen. Der Mangel an Allgemeinverständlichkeit des Vorschriftentextes kann zum Teil durch „Begleittexte“ ausgeglichen werden. Das sind neben der Gesetzesbegründung z.B. erklärende Hinweise auf den Internet-Seiten der Bundesministerien oder Broschüren mit Erläuterungen und Anwendungsbeispielen. Bei diesen Texten sollte die Allgemeinverständlichkeit Vorrang vor der Präzision haben.

Ein Terminus ist präzise, wenn die allgemeine Einigung innerhalb der Branche herrscht, dass dieser Terminus in einer relativ spezifischen Bedeutung angewendet werden soll oder muss und von Fachleuten – in diesem Fall also von Juristen – tatsächlich in dieser vereinbarten Bedeutung angewendet wird. Eine anerkannte Tatsache ist, dass die Richter über konkrete Bedeutungen der Ausdrücke von juristischen Texten entscheiden dürfen. Obwohl die Präzision in Rechtsdiskursen mit verschiedenen Mitteln erhöht werden kann, können Unsicherheiten und Zweideutigkeiten nicht in vollen Maßen verbannt werden. Dies kann auch dadurch verursacht werden, dass die Textverfasser nicht mit allen potentiellen Bedeutungen und damit nicht mit allen Möglichkeiten der Zweideutigkeit rechnen können. Das ist nicht unbedingt als ein Mangel der Rechtsdiskurse zu interpretieren, vielmehr hängt es sich mit der menschlichen Erkenntnis zusammen.

Die Sprache selbst hat ihre eigenen Grenzen. Die Bedeutung eines Wortes ist nicht immer so exakt, wie es die meisten denken. Weiter ist die Bedeutung stark beeinflusst vom konkreten Sprachgebrauch, der sich aber ständig ändert. Tiersma (2005: 23) zieht die Termini *per capita* (*pro Kopf*) und *per stirpes* (*nach Stämmen*) als Beispiel heran. Diese Termini determinieren, ob und wie die Hinterlassenschaft mit einem Testament oder durch einen gesetzlichen Erbprozess unter den Erben oder deren Nachkommen verteilt werden soll. Sie lassen sich relativ präzise definieren, trotzdem verwenden die kalifornischen Rechtsanwälte sie so inkonsequent, dass die Gesetzgebung von Kalifornien es für notwendig gehalten hat, ein Gesetz über die Anwendung dieser zwei Ausdrücke zu erlassen.¹⁰

Ob ein Terminus also theoretisch präzise ist oder nicht, kann er in der Praxis nur so präzise sein, wie sein Anwendungskreis es ermöglicht und determiniert.

¹⁰ Cal. Probate Code, § 246.

Es kann damit festgestellt werden, dass die Präzision für die Texte der Rechtsdiskurse verschiedenmaßen charakteristisch ist.

Archaismus und Konservativität

Eine andere sehr verbreitete Behauptung über die *Rechtssprache* ist, sie sei voll mit archaischen Wörtern und Ausdrücken. Es ist natürlich gar nicht so überraschend, dass sich die Sprache eines Vertrags, dessen Funktion jahrhundertlang wesentlich konstant geblieben ist, nicht verändert hat, was auch der geltende englische Ausdruck *to have and to hold* im angelsächsischen Ehegelübde beweist. Allerdings wäre es aber falsch zu behaupten, die *Rechtssprache* sei im Allgemeinen archaisch und konservativ. Im 20. Jh. gab es weltweit nämlich zahlreiche Bewegungen für das Reformieren der Sprache von Rechtsdiskursen. Tiersma (2005: 6) weist z.B. darauf hin, dass es in einigen Staaten der USA sogar Gesetze über das Recht auf eine pure Sprache gibt. All diese Gesetze fordern die Vermeidung von archaischen sprachlichen Erscheinungen.

Die Termini der Rechtsdiskurse ändern sich ständig auch infolge ihrer Beurteilung in der Sprachgemeinschaft. Ein gutes Beispiel ist die Veränderung bestimmter Termini des Familienrechts. Bix (2009: 14) erwähnt z.B. das Verschwinden der früheren Termini *custodial parent* und *visitation rights* im US-amerikanischen Familienrecht. Ersterer (im Deutschen: *der betreuende Elternteil*) bezog sich auf den Elternteil, bei dem das Kind nach der Ehescheidung den Großteil seiner Zeit verbringt, während über letzteren (im Deutschen: *Besuchsrecht*) der andere Elternteil verfügte. Einige Rechtserklärer und Gesetzgeber beanstandeten aber die Anwendung dieser Termini, da sich eher unangenehme Konnotationen an diese Termini anknüpften. Vor dem eigenen Kind als ‚Besucher‘ zu fungieren sei nämlich für niemanden eine positive Elternrolle. So verwenden viele Gesetzgebungen in den Staaten der USA schon statt dieser den Terminus *parenting plans* (*Erziehungspläne*).¹¹

Bixs (2009: 14–15) anderes Beispiel aus dem Familienrecht betrifft die Frage der Bezeichnung der Ehe gleichgeschlechtlicher Paare, die in den USA in vier Staaten (Massachusetts, Connecticut, Iowa und Vermont) anerkannt wird. In den anderen Staaten der USA wird diese Beziehung akzeptiert wie folgt: diese Paare werden nach dem Gesetz ebenso wie Ehepaare berechtigt und verpflichtet, aber sie werden mit verschiedenen Bezeichnungen benannt, wie z.B. *civil union* oder *domestic partnership* (beides im Deutschen: *eingetragene Lebenspartnerschaft*). Sehr interessant sind die Meinungsumfragen über die Einstellung der Bevölke-

¹¹ Ausgangspunkt der Regelung ist in Deutschland der in § 1626 Abs. 3 BGB ausdrücklich niedergelegte Grundgedanke, dass das Kind zu seiner ungestörten Entwicklung des regelmäßigen Umgangs mit beiden Elternteilen bedarf. Diese allgemeine Regelung führt zu der konkreten Normierung eines Umgangsrechts in § 1684 Abs. 1 BGB: „Das Kind hat das Recht auf Umgang mit jedem Elternteil; jeder Elternteil ist zum Umgang mit dem Kind verpflichtet und berechtigt.“

rung zur rechtlichen Anerkennung des Zusammenlebens gleichgeschlechtlicher Paare. Bei der *eingetragenen Lebenspartnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare* liegt die allgemeine Unterstützung viel höher als bei der *Ehe gleichgeschlechtlicher Paare*, obwohl eindeutig ausgedrückt worden ist, dass beide im rechtlichen Sinne gleichermaßen berechtigt und verpflichtet sind! Aus einer Newsweek-Umfrage vom Dezember 2008 stellte sich z.B. heraus, dass sich die Zahl der positiven Einstellungen in der Bevölkerung zur rechtlichen Anerkennung des Zusammenlebens gleichgeschlechtlicher Paare verdoppelte (vom 31 auf 63 Prozent), nachdem man die juristische Bezeichnung dieser Beziehung vom *marriage* (‘Ehe’) auf *civil union* (*eingetragene Lebenspartnerschaft*) geändert hatte.

In Deutschland ist die Lebenspartnerschaft – neben der Adoption für Nicht-Blutsverwandte – die einzige Möglichkeit, einer gleichgeschlechtlichen Beziehung einen rechtlichen Rahmen zu geben. *Das Lebenspartnerschaftsgesetz* (d.h. das *Gesetz über die eingetragene Lebenspartnerschaft*) trat am 1. August 2001 in Kraft (BGBl. I S. 266; letzte Änderung: Art. 7 G vom 6. Juli 2009, BGBl. I S. 1696, 1700). In Österreich gilt das *Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft* (Inkrafttreten am 1. Januar 2010, BGBl. I Nr. 135/2009)¹²; während es in der Schweiz das *Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare* existiert (Inkrafttreten am 1. Januar 2007; ZGB 211.231). Diese Gesetze regeln die gleichgeschlechtliche Lebensbeziehung unterschiedlich, die danach erhaltenen Rechte sind aber in einigen Aspekten den Ehrechten ähnlich. In diesem Fall war also die gesellschaftliche Einstellung zu diesem für peinlich gehaltenen Thema entscheidend in Bezug auf die Auswahl des Terminus. Der Übersetzer familienrechtlicher Texte soll natürlich auch mit diesen Unterschieden vertraut sein.

Diese Beispiele beweisen die ständige Änderung der Wortschätze der Rechtsdiskurse und es wird damit die Annahme einer archaischen und konservativen Rechtssprache widerlegt. Andererseits kann die Sprache der Juristen ab und zu überraschend kreativ und innovativ sein. Juristen kreieren schnell einen neuen Terminus, wenn ihr bestehender Wortschatz nicht ausreicht, denke man nur an die gegenwärtigen Ergänzungen der Fachwörterbücher mit solchen Termini wie u.a. die *Schutzhüllenlizenz* oder die Termini mit E-Präfix wie *E-Kommerz*, *E-Vertrag*, *E-Unterschrift*.

Fremde Ausdrücke

In den *Allgemeinen Empfehlungen für das Formulieren der Rechtsförmlichkeit* steht auch Folgendes:

¹² Die österreichische EP ist nur für gleichgeschlechtliche Paare offen, heterosexuelle Paare können sie nicht schließen.

Die Rechtssprache ist deutsch, ebenso die Amtssprache (§ 23 Absatz 1 des Verwaltungsverfahrensgesetzes des Bundes) und die Gerichtssprache (§ 184 Satz 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes). Daran sollte vor allem denken, wer im Normtext Fremdwörter verwenden oder auf fremdsprachige Texte verweisen möchte.

Dementsprechend würde man annehmen, dass die Texte der Rechtsdiskurse keine fremden Wörter und Ausdrücke enthalten. Wenn die Verfasser von Texten oberster Rechtsquellen diese Empfehlung einhalten würden, wäre es wohl auch für alle Bereiche der Rechtsprechung charakteristisch. In Wirklichkeit ist es aber nicht so. Bis zum Anfang des 18. Jh. war das Latein die Sprache der Gerichtsverfahrensprotokolle. Die Anwendung lateinischer Wörter und Ausdrücke (z.B. *versus* oder *in re*) in Rechtsfällen weist auf diese Zeiten hin. Tiersma (2005: 8) zählt zahlreiche Beispiele für Beschlüsse auf, die nach ihrem lateinischen Anfangsausdruck benannt worden sind, wie *habeas corpus* oder *qui tam*. Aber auch in der deutschen Fachsprache sind solche Ausdrücke zu finden. Lateinisch ist der auch heute sehr verbreitete, dem angelsächsischen Recht entstammende Grundsatz *caveat emptor* (*Der Käufer muss Acht geben* oder *Der Käufer möge sich hüten*). In dem deutschen Kaufrecht existieren auch heute Grundsätze wie z.B. *culpa in contrahendo* (*Verschulden bei Vertragsschluss*) oder *culpa post contractum finitum* (*Verschulden nach abgewickelterm Vertrag*).

Bei der diachronen Analyse des Fachwortschatzes von Rechtsdiskursen können auch die Entwicklungsstufen der Sprache nachgewiesen werden, die den verschiedenen Grad des Fremdwörtergebrauchs darstellen. Schmidt-Wiegand (1998: 89) deutet darauf hin, dass für den initialen Stand des deutschen Fachwortschatzes von Rechtsdiskursen die Anwesenheit zahlreicher Fremd- und Lehnwörter charakteristisch ist. Sie behauptet, dass diese:

seit dem 16. Jh. die dt. Rechtssprache überfluten und für heimische Bezeichnungen wie *Consens* für *Wille*, *Approbation* für *Bestätigung*, *Testament* für *letzter Wille* eintreten. Diese breite Übernahme von Rechtstermini aus dem Lat[einischen] hat die Gruppe der Rechtswörter im engeren Sinne erheblich vergrößert, so dass nun ein exklusiver Wortschatz entstand. (Schmidt-Wiegand 1998: 89)

An einer Initialstufe der Fachsprachentwicklung – besonders im Bereich der Rechtsdiskurse – sind Paarformeln zu beobachten, die sich durch Lehnübersetzungen und Lehnbildungen herausgebildet.

Im 15. Jh. dienten Paarformeln dazu, neue Termini in der dt. Rechtssprache einzubürgern. In Formeln wie *Consens* und *Wille*, *Bestätigung* und *Approbation*, *Verwaltung* und *Administration*, *exequieren* und *vollstrecken* wurde dem Lehn- und Fremdwort zunächst die dt. Entsprechung verbunden, in der Folgezeit aber weglassen, so dass allein das Lehnwort, manchmal auch die Lehnübersetzung blieb. Die Zahl der Paarformeln und mehrgliedrigen Wortreihen nimmt von hier aus mit der Rezeption erheblich zu. In ähnlicher Weise sollte durch dt. *regulae iuris*,

Rechtssprichwörter oder Rechtsregeln, die Schicht der juristischen Laien mit Lehrsätzen des römischen und kanonischen Rechts vertraut gemacht werden. Das Sprichwort *Das Mehr gilt*, Ausdruck des Majoritätsprinzips, das aus dem römischen Recht stammt, gelangte so über das Kirchenrecht (Bologneser Renaissance) in das Dt. (Schmidt-Wiegand 1998: 89–90)¹³

Die diachrone Untersuchung der Paarformeln stellt auch die Frage der Synonymität in ein anderes Licht. Ein neuer Rechtsbereich benötigt ja auch Paarformeln zur Einbürgerung neuer Termini. Damit wird bewiesen, dass die Synonymität auch die Sprache der Rechtsdiskurse verschiedenmaßen kennzeichnet, so dass man den Mangel an Synonymen nicht als Kriterium der sog. *Rechtssprache* stellen kann.

Diese Tendenz ist auch im Ungarischen zu beobachten. Während das ungarische Verwaltungs- und Strafrecht durch Anwesenheit lateinischer Termini gekennzeichnet ist, ist der Großteil der Termini des ungarischen Wirtschaftsrechts im 19. Jh. nach österreichisch-deutschen Mustern geschaffen worden. Obwohl diese Termini vor allem nicht übernommen, sondern übersetzt worden sind, ist auch hier der bei allen Spracherneuerungen vorgehende Prozess zu beobachten: beim Auftauchen einer Erscheinung wird auch ihr fremdsprachlicher Terminus übernommen, der dann möglichst schnell – ob durch Übersetzung oder durch Wortbildung – durch einen muttersprachlichen Terminus ersetzt wird. Typische Beispiele für den initialen Fachsprachenstand bieten die Gesetze des ungarischen Wirtschaftsrechts aus dem Jahre 1840, in denen man nach den ungarischen Termini in Klammern auch die früher geltenden deutschen Äquivalente findet, was die Bestrebung nach Präzision und Verständlichkeit zeigt. Dieses Phänomen wird folgend durch Zitate aus dem ersten ungarischen Wechselgesetz dargestellt:

2. § A váltó vagy *idegen* (*fremder, förmlicher, gezogener, trassirter, eine Tratte*), midőn tudniillik a *kibocsátó* (*Aussteller*) a fizetést valamely más tőle jogszerűleg különböző, és egyébként nem az ő nevében cselekvő személy által igéri teljesíteni; vagy *saját* (*eigener, unförmlicher, trockenener*), midőn a kibocsátó arra kötelezi magát, hogy a fizetést önmaga teljesíti, vagy valamely tőle jogszerűleg nem különböző, és egyébként is az ő nevében cselekvő személy által fogja teljesíteni.[...]

9. § *Idegen* váltók által, azoknak kibocsátásában, *forgatásában* (*Giriren*), *elfogadásában* (*Acceptiren*), vagy azokérti *kezeskedésben* (*Verbürgen*) magát minden teljeskorú kötelezheti, ki terhes szerződést törvényesen tehet.¹⁴

¹³ Unter *Rezeption* versteht der Rechtshistoriker die Übernahme des *Corpus iuris civilis* nach Deutschland seit der Mitte des 15. Jahrhunderts.

¹⁴ 1840:XV. tc. Hervorhebungen von der Autorin – B.Sz.

Es dürfte also wohl stimmen, dass bestimmte *Rechtsdiskurse* mehr, während andere weniger durch die Anwendung von fremden Termini gekennzeichnet sind. Es kann aber nicht eindeutig festgestellt werden, dass die überdurchschnittliche Anwesenheit fremder Termini ein einheitliches Merkmal der sog. *Rechtssprache* sei. Auch bei dieser Frage sollte der diachrone Aspekt berücksichtigt werden, d.h. bei der Analyse sollte auch darauf geachtet werden, wie initial der Wortschatz eines Rechtsbereichs ist und wie sehr sich seine Termini schon eingebürgert haben. Man siehe nur die fortlaufende Änderung der Terminologie der Medizin oder der Informatik – und damit natürlich auch den Fachwortschatz der diese Bereiche regelnden Rechtsbereiche.

Weitschweifigkeit und Redundanz

Eine verbreitete Kritik der *Rechtssprache* gegenüber lautet, sie sei weitschweifig und redundant. In diesem Aspekt ist es am wichtigsten, die Unterschiede der durch die verschiedenen Rechtsordnungen determinierten unterschiedlichen Sprachgebräuche zu betonen. Wenn man z.B. die angelsächsischen Testamente untersucht, ergeben ihre Kriterien angesichts der Form und der Sprache einen weitschweifigen und redundanten Text, denke man nur an den Titel *Last Will and Testament*. Tiersma (2005: 12–13), der in dieser Hinsicht die US-amerikanischen Testamente analysiert, weist darauf hin, dass es zwischen *Will* und *Testament* keine Unterschiede gibt, so wäre nur das eine hinreichend. Es ist weiterhin sehr merkwürdig, dass jedes von einer Person geschriebene Testament als ‚das letzte‘ bezeichnet wird, unabhängig davon, ob dies das erste, letzte oder irgendein mittleres in der Reihe seiner geschriebenen Testamente ist. Laut Tiersmas Meinung (2005: 13) wäre der Titel *Das Testament von XY* viel informativer und weniger redundant. Aber nicht nur der Titel, sondern auch der ganze Text des angelsächsischen Testaments ist im hohen Maß konstant und voll mit redundanten Elementen.

Im Gegensatz dazu findet man in den ungarischen oder deutschen Testamenten kein solches Phänomen. Eine offenbare Erklärung bieten die Unterschiede zwischen den Rechtsordnungen: in bestimmten Rechtsordnungen ist nämlich die letztwillige Verfügung gesetzlich so eindeutig und streng geregelt, dass der Erblasser in diesem Aspekt nur einen sehr engen Handlungsraum hat.

Die kardinale Frage lautet aber: Was gilt hier als redundant? Weitschweifigkeit und Redundanz sind nämlich nicht notwendigerweise koextensiv. Die US-amerikanischen Gesetze und Dokumente des Privatrechts dürften wohl oft weitschweifig sein. Bei einer Studie (Hill/King 2004: 894) stellte sich heraus, dass ein durchschnittlicher US-amerikanischer Handelsvertrag mehrfach – oft zwei- oder sogar dreifach – so lang ist wie ein entsprechender deutscher Handelsvertrag. Dies wird durch Beispiele aus den US-amerikanischen und deutschen Han-

delsverträgen in der folgenden Tabelle dargestellt, in deren einzelnen Zeilen die allgemein geltenden Formeln gleicher Funktion zu lesen sind:

Tab. 3: Formeln der allgemeinen Handelsverträge in den USA und in Deutschland¹⁵

US-amerikanische Handelsverträge:	Deutsche Handelsverträge:
<i>The exclusive forum for the resolution of any dispute under or arising out of this agreement shall be the courts of general jurisdiction of ___ and both parties submit to the jurisdiction of such courts. The parties waive all objections to such forum based on forum non conveniens.</i>	<i>Ausschließlicher Gerichtsstand ist ___.</i>
<i>including but not limited to</i>	<i>insbesondere.</i>
<i>The [Agent] agrees that the [Principal] shall at its sole discretion be able to accept or reject any order obtained by the [Agent] for any reason including poor credit rating of the client, bad payment record, unavailability of materials or textiles, [and] conflict of interest with existing clients. The [Agent] shall not be entitled to receive any payment for any order so rejected.</i>	<i>Es steht dem Unternehmer frei, ein vom Handelsvertreter vermitteltes Geschäft anzuschließen oder abzulehnen.</i>
<i>___ does hereby grant, bargain, sell, assign, transfer, convey, pledge and confirm, unto Indenture Trustee, its successors and assigns, for the security and benefit of the Indenture Trustee, for itself, and for the Holders from time to time a security interest in and lien on, all estate, right, title and interest of ___ in, to and under the following described property, agreements, rights, interests and privileges, whether now owned or hereafter acquired, arising or existing (which collectively ..., are herein called the “___ Trustee Indenture Estate”).</i>	<i>Der Sicherungsgeber übereignet der Bank hiermit den gesamten jeweiligen Bestand an ___ der sich in ___ befindet und in Zukunft dorthin verbracht wird.</i>

Die Autoren der Studie begründen dies sowohl durch extra- als auch durch intrarechtliche Phänomene. Sie erwähnen aber als Hauptgrund den – auch in meiner Abhandlung stark betonten – Unterschied zwischen den beiden Rechtsordnungen: infolge der detaillierten deutschen gesetzlichen Regelungen bedürfen die deutschen Vertragstexte nämlich keiner Fülle von ‚Sicherheitshandhaben‘, wie es aber in den US-amerikanischen Handelsverträgen – zur Vermeidung aller späteren Zweideutigkeiten und der daraus folgenden etwaigen Rechtsstreite – zu beobachten ist.

¹⁵ Die Beispiele sind bei Hill/King (2004: 895–896) aufgelistet. Diese Formeln sind in erster Linie auf die Verträge der Klein- und mittelständischen Unternehmen im Binnenhandel charakteristisch.

Etwas Ähnliches scheint auch die Gesetzgebung zu charakterisieren. Die deutschen Rechtsanwälte und Gesetzgeber operieren ersichtlich mit weniger Worten als ihre US-amerikanischen Kollegen. Der Grund dafür ist nicht eindeutig, aber es kann zum Teil mit dem *Adversary System* der Common Law Länder erklärt werden. Wenn jemand nämlich befürchtet, dass andere Juristen ein Gesetz oder Dokument absichtlich zerpfücken werden, um seine Wirkung zu untergraben, versucht er mit jeder Folge zu rechnen und damit alle Lücken zu füllen, bevor die anderen diese ausnutzen. Dies kann aber sehr viele Wörter benötigen. Infolgedessen gelten diese Wörter in der Kultur des Misstrauens nicht notwendigerweise als redundant.

Angesichts der Redundanz gibt es aber nicht nur zwischen den verschiedenen Sprachen, sondern auch zwischen dem gemeinsprachlichen und dem fachsprachlichen Gebrauch bedeutende Unterschiede. Betrachte man dafür mal die einfachste und eindeutigste Art der Redundanz: die Wiederholung. In der Umgangssprache dienen das Personalpronomen und die Synonyme zur Vermeidung der Wiederholung. Wenn man den Satz „Peter hat Peters Frau geküsst“ sieht, wird man daraus bestimmt folgern, dass es hier um zwei Männer mit gleichem Namen geht. In den *Rechtsdiskursen* ist es aber ganz anders. In den Diskursen des Vertragsrechts kommen Käufer und Verkäufer nach ihrem ersten Auftauchen konsequent in wiederholter Form vor, um zu betonen, dass es hier um die gleichen Person geht: „Der *Verkäufer*/ die Verkäufer (Vor- und Nachnamen) – ‚der *Verkäufer*‘ – verkaufen an den *Käufer*/ die Käufer (Vor- und Nachnamen) – ‚der *Käufer*‘ – die in Abschnitt I dieser Urkunde bezeichneten Wohnungs- und Teileigentumsrechte.“ Die weiteren Wiederholungen können also keinesfalls als redundant erfasst werden: „Der *Käufer* tritt seine Auszahlungsansprüche gegen die Grundpfandgläubiger bis zur Höhe des Kaufpreises an *den Verkäufer* ab. [...] Diese Bestimmungen gelten sinngemäß für bestehende Grundpfandrechte, sofern sie vom *Käufer* zur Neuvaluierung übernommen werden. [...] Der *Käufer* hat den Vertragsgegenstand besichtigt. Der *Verkäufer* versichert, dass... [...] Die in Abt. ... eingetragene Belastungen ist/sind zu löschen; sofern sie nicht im Finanzierungsinteresse *des Käufers* bestehen bleiben. Alle Beteiligten stimmen der Löschung im Grundbuch zu, *der Verkäufer* beantragt diese.“

Die Wiederholung führt hier also keinesfalls zur Redundanz, sondern ist ein vereinbartes und anerkanntes Mittel der Präzision.

Deklamation und Langstieligkeit

Eine andere Kritik der *Rechtssprache* gegenüber ist, dass ihr Stil oft überschwänglich und langstielig sei. Näher untersucht weist die Sprache der Juristen auch in dieser Hinsicht keine Einheit auf. Der römische Anwalt Cicero war für seine rhetorischen Fähigkeiten bekannt. Über die berühmten Verteidigungsreden sind zahlreiche Bücher herausgegeben worden (u.a. Max/Schmelz 1921). Ähn-

lich interessant sind manche Protokolle der Gerichtsverfahren. Bei den schriftlichen Dokumenten können Kreativität und Eloquenz der Juristen durch das Thema sehr beschränkt werden, es kann aber nicht festgestellt werden, dass die Texte anderer Berufe oder Branchen für Laien viel interessanter als die Texte der Rechtsdiskurse sind.

Zusammenfassend kann eindeutig behauptet werden, dass keines dieser Merkmale in allen Rechtsdiskursen allgemein gilt. Dementsprechend dürfen sie auch nicht als Unterscheidungskriterien beim Aufstellen der Begrenzungskriterien zwischen *Rechtssprache* und *Umgangssprache* betrachtet und überschätzt werden.

3. Rechtsdiskurse vs. andere Fachsprachen

Rechtsdiskurse unterscheiden sich von anderen Fachsprachen, indem das Recht ausschließlich in seiner sprachlichen Realisierung existiert. Wie gesagt, das Recht bzw. Rechtsnormen werden durch Sprache zum Ausdruck gebracht.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen den *Rechtsdiskursen* und anderen Fachsprachen hebt sich sofort hervor, wenn man die Frage aus diachroner Sicht betrachtet. Aus dem besonderen Verhältnis zwischen Sprache und Recht folgt, dass die Schaffung nationalsprachlicher Rechtsdiskurse sowie die Nationalbewusstseinsbildung und die damit verbundenen muttersprachlichen Spracherneuerungsbewegungen natürlicherweise zeitlich zusammenfallen. Bei den Sprachen in Mitteleuropa – so auch beim Ungarischen – sind diese angesichts der Fachsprachen in erster Linie im 19. Jh. durchgeführt worden, aber auch die späteren Schaffungen und Entwicklungen bestimmter Fachsprachen – wie die der Informatik oder gewisser Bereiche der Medizin im 20.–21. Jh. – sind beträchtlich.

In Mitteleuropa, so auch in Ungarn haben sich Gesetzgebung und Rechtsprechung infolge der politisch-gesellschaftlichen Änderungen im 19. Jh. enorm verändert. Die früheren Rechtsbegriffe sind bei dieser Entwicklung zu historischen Rechten geworden, es sind neue Rechtsvorschriften und Rechtsbegriffe erschienen, für die man muttersprachliche Bezeichnungen finden oder schaffen musste. Die deutsche Sprache hat in Mitteleuropa eine wesentliche Rolle gespielt, die deutsche Spracherneuerung – der Simplizität wegen so genannt – hat die ungarische, die böhmische sowie die fast ein halbes Jahrhundert spätere kroatische Spracherneuerung beträchtlich überholt.¹⁶ Die deutschen Termini sind aber in diese nationalen Fachsprachen nicht übernommen sondern übersetzt worden. So sind zahlreiche Lehnübersetzungen und Lehnbedeutungen entstan-

¹⁶ Über die kroatische Spracherneuerung siehe: Nyomárkay 2004.

den. Die früheren Termini der Sprachdiskurse sind aber – im Gegensatz zu den der anderen Fachsprachen – nicht verschwunden, was auch bei der späteren Schaffung der Termini wesentlich ist: Diese ‚veralteten‘ Termini können ja später nicht wiederbelebt und als Bezeichnung eines neuen Rechtsbegriffs verwendet werden. Die historischen Rechtsbegriffe nehmen einen sehr wichtigen Platz im System der Rechtsdiskurse ein, eine Reihe von Gesetzen hat sich aus früheren Gesetzen entwickelt, die früheren Rechtsbegriffe können bei den Gerichtsverfahren jederzeit zitiert werden, so ist die Kenntnis der früheren Rechtsbegriffe ggf. auch während der translatorischen Arbeit unentbehrlich.

Der Termingebrauch der Rechtsdiskurse ändert sich also fortlaufend. Einerseits bedeutet es das oben genannte Phänomen. Bestimmte Termini sind zu historischen Termini geworden, wie auch die ungarischen *tukma*, *tukmált váltó*, die im 19. Jh. als Übersetzung der deutschen Termini *gezogener Wechsel*, *Tratte* standen, wie das Verb *tukmál* (*trassieren*), das in der ungarischen Sprache heute nur noch ausschließlich in seiner gemeinsprachlichen Bedeutung (*jm. etw. anreden, aufdrängen*) lebt. Hier kann aber auch der ungarische Terminus *csődület* erwähnt werden, der 1833 als Übersetzung von *Konkurs* geschaffen worden ist. Das ungarische Wort hat aber auch zur Zeit seiner Schaffung als Terminus viele gemeinsprachliche Bedeutungen gehabt¹⁷, so haben die Juristen ihre Verwendung beanstandet. Dank ihrer Einreden galt dieser Terminus am Anfang des 20. Jahrhunderts schon als veraltet. Stattdessen hat sich der 1842 geschaffene Terminus *csőd* (*Konkurs*) verbreitet.

Diachron gesehen spielt sich ein Prozess in den Rechtsdiskursen ab, der angesichts der Übersetzung viel wichtiger als das Aussterben der Termini ist: der *Bedeutungswandel der Termini*. Der Terminus lebt in unveränderter Form aber mit veränderter Bedeutung weiter. Bei dem letztgenannten Beispiel bleibend kann hier der ungarische Terminus *csődeljárás* erwähnt werden, der als Übersetzung von *Konkursverfahren* geschaffen worden war. Dieser aus dem 19. Jh. stammende Terminus hat heute aber schon eine veränderte Bedeutung, da der früher von ihm bezeichnete Rechtsbegriff inzwischen mit dem Terminus *felszámolási eljárás* (*Liquidationsverfahren*) ausgedrückt wurde. Nach dem geltenden ungarischen Gesetz (1991: XLIX) bedeutet heute der Terminus *csődeljárás* ein Verfahren, bei dem – sehr vereinfacht – der Schuldner Zahlungsaufschub anfordert, während sich der Terminus *felszámolási eljárás* auf ein Verfahren bezieht, dessen Zweck – auch sehr simplifiziert – die finanzielle Befriedigung der Gläubiger nach der Auflösung des zahlungsunwürdigen Schuldners ohne Rechtsnachfolger ist.¹⁸ Aus den diachronen Untersuchungen stellt sich

¹⁷ Es gibt Angaben schon aus dem Jahre 1841 z.B. für sein Vorkommen mit der Bedeutung ‚Bewerbung‘.

¹⁸ Siehe das ungarische Gesetz 1991:XLIX (*Über die Konkursverfahren und Liquidationsverfahren*).

heraus, dass die Termini *csőd* und *csődeljárás* zur Zeit ihrer Schaffung im 19. Jh. genau die Einberufung der Gläubiger mit dem Zweck ihrer finanziellen Befriedigung nach der Auflösung des zahlungsunwürdigen Schuldners ohne Rechtsnachfolger bedeuteten. Diese Bedeutung hat sich also im 20. Jh. wesentlich verändert.

Über diesen Bedeutungswandel müssen sich die Fachübersetzer der Rechtsdiskurse im Klaren sein. Im Gegensatz zu anderen Fachsprachen spielt hier die Kenntnis diachroner Terminologie eine wesentliche Rolle. Deswegen muss der diachrone Aspekt in der Ausbildung von Fachübersetzern juristischer Diskurse betont werden. Außerdem ist die Zusammenstellung von Hilfsmitteln wie diachron-terminologischen Lexika und Wörterbüchern vonnöten.

4. Fazit

Der primäre Zweck dieser Abhandlung war zu beweisen, dass sich die übersetzungswissenschaftlichen Analysen statt einer allgemeinen *Rechtssprache* eher an die Eigenschaften der verschiedenen *Rechtsdiskurse* richten sollten.

Dieser Ansatzwechsel ist auch für die erfolgreichere Aneignung der Fachübersetzerkompetenzen während der Ausbildung ausschlaggebend. Die allgemeinen juristischen Grundkenntnisse bilden auch heute einen wichtigen Teil der Fachübersetzerausbildung. Es stellte sich nun hoffentlich heraus, dass es unerlässlich ist, neben diesen auch auf die sprachenspezifische rechtlinguistische Ausbildung Wert zu legen. In einer solchen Ausbildung hat das Erschließen der in Rechtsvorschriften festgelegten geltenden Normen zur Textgestaltung in Rechtsdiskursen eine primäre Wichtigkeit. Weiter soll auch die ausführliche, sprachenspezifische, kontrastive Untersuchung der linguistischen Fragen bezüglich der Texte der Rechtsdiskurse betont werden.

In der Ausbildung ist auch die diachrone Analyse der Rechtsdiskurse vonnöten. Die ausgebildeten Fachübersetzer sollten weiterhin auch die sprachspezifischen Merkmale der einzelnen Rechtsdiskurse – angesichts ihrer vertikalen und horizontalen Gliederung – sowie die textdeterminierenden Merkmale der einzelnen Rechtsordnungen erkennen und beim Übersetzen die Probleme überwinden können, die sich in diesem Zusammenhang ergeben, was im Rahmen eines praxisorientierten diskurslinguistischen Kurses erlernt werden kann.

5. Literatur

5.1. Sekundärliteratur

- Bix, Brian 2009: Law and Language: How Words Mislead Us. In: University of Minnesota Law School: Legal Studies Research Paper 09–22, 1–21.
- Eriksen, Lars 2002: Einführung in die Systematik der juristischen Fachsprache. In: Eriksen, Lars/Luttermann, Karin (Hg.) Juristische Fachsprache. Kongressberichte des

- 12th European Symposium on Language for Special Purposes, Brixen/Bressanone 1999. Münster, 1–20.
- Göpferich, Susanne 1995: A Pragmatic Classification of LSP Texts in Science and Technology. In: *Target* 7:2, 305–326.
- Hill, Claire/King, Christopher 2004: How Do German Contracts Do as Much with Fewer Words? In: *Chicago-Kent Law Review* 79, 889–925.
- Kenesei, István 2003: Jogi szemantika: problémafelvetés és kutatási program. In: *Világosság* 44, 63–70.
- Neuda, Max/Schmelz, Leo 1921: *Berühmte Verteidigungsreden 1860–1918*. Wien.
- Nyomárkay, István 2004: Die ungarischen Vorbilder der kroatischen Spracherneuerung im Spiegel der zeitgenössischen terminologischen Wörterbücher. In: *Nyelveink múltja és jelene*. Budapest, 85–99.
- Otto, Walter 1981: Die Paradoxie einer Fachsprache. In: *Der öffentliche Sprachgebrauch*. Band II. Stuttgart, 44–57.
- Schmidt-Wiegand, Ruth 1998: Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters. In: Besch, W. (Hg.) *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. II. Berlin, 87–98.
- Tepl, Johannes von um 1400: Der Ackermann aus Böhmen.
http://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/15Jh/Tepl/tep_tod.html (Zugriff am 02.04.2011).
- Tiersma, Peter 2005: Some Myths About Legal Language. In: *Loyola Law School Los Angeles: Legal Studies Paper* 26, 1–37.

5.2. Quellen der Rechtstexte

Ungarn:

1840:XV. tc. (Das erste ungarische Wechselgesetz.) In: Márkus, Dezső/Csikó, Kálmán (Hg.) 1896–1900. *Corpus Juris Hungarici*. Budapest.

1991:XLIX Tv. (Das Geltende Gesetz über die Konkursverfahren und Liquidationsverfahren).

http://www.complex.hu/jr/gen/hjegy_doc.cgi?docid=99100049.TV×hift=0 (Zugriff am 15.02.2011).

Deutschland:

Bürgerliches Gesetzbuch (BGB). Buch 4 – Familienrecht. Abschnitt 2 – Verwandtschaft. Titel 5 – Elterliche Sorge. <http://dejure.org/gesetze/BGB/1626.html> (Herunterladen am 02.02.2011).

Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien (GGO)

http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Veroeffentlichungen/ggo.pdf?__blob=publicationFile (Zugriff am 14.10.2010).

Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz)

<http://www.buzer.de/gesetz/4371/> (Zugriff am 10.02.2011).

Gesetz über Ordnungswidrigkeiten (OWiG)

http://www.gesetze-im-internet.de/owig_1968/_1.html (Zugriff am 01.15. 2001).

Handbuch der Rechtsförmlichkeit. 3. Auflage. Allgemeine Empfehlungen für das Formulieren von Rechtsvorschriften. http://hdr.bmj.de/page_a.1.html (Zugriff am 14.10.2010).

Die Schweiz:

Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare
http://www.admin.ch/ch/d/sr/c211_231.html (Zugriff am 10.02.2011).

Die USA:

California Probate Code, § 246. <http://law.onecle.com/california/probate/246.html> (Zugriff am 15.12.2010).

Österreich:

Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft.

http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/BNR/BNR_00157/fname_174945.pdf (Zugriff am 10.02.2011)

Gedanken zur Deutschlehrerausbildung an der Hochschule in Eger

Éva Varga

Einleitung

Im Artikel werden einige Fragen der Deutschlehrerausbildung an der Károly-Eszterházy- Hochschule Eger ausgewählt und diskutiert. Im ersten Teil des Artikels wird über die neuen Möglichkeiten und gleichzeitig über die neuen Aufgaben der Hochschullehrer berichtet.

Einige Gebiete der Deutschlehrerausbildung werden hervorgehoben: das Unterrichtspraktikum, die Abschlussprüfungen und die neuen Lehrerkompetenzen. Diese neue Situation bringt verschiedene Änderungen im Unterricht mit sich, hauptsächlich in der methodischen Gestaltung der Stunden an der Hochschule. Im nächsten Punkt werden einige Probleme an den Hochschulen und Unis kurz erläutert. Schließlich werden konkrete Beispiele aus der Unterrichtspraxis erwähnt und als mögliche Lösungsvorschläge vorgestellt.

Neue Möglichkeiten – neue Aufgaben

Seit dem Studienjahr 2010/2011 hat unser Lehrstuhl die Möglichkeit, zukünftige Deutschlehrer im Rahmen eines Lehramtsmasters auszubilden. Das bedeutet nicht nur für die Studenten, sondern auch für die Hochschullehrer eine große Herausforderung und neue Aufgaben. Die Lehrer müssen sich im neuen System auskennen und sich den neuen Erwartungen anpassen. Nicht nur die Inhalte sind neu, sondern oft auch die Formen.

Denken wir zum Beispiel an die neue Form des Unterrichtspraktikums, das dem Referendariat in Deutschland ähnlich ist. Dieses Praktikum dauert ein Semester lang, die Lehramtsstudenten gehen in die Basisschulen, wo sie von ausgebildeten Mentoren unterstützt werden. Gleichzeitig haben sie sogenannte Blockseminare mit ihren Methodiklehrern an der Hochschule. Die Ausbildung der Mentoren begann ebenfalls im September 2010 an unserer Hochschule.

Abschlussprüfungen, elektronisches Portfolio

Auch die Form der Abschlussprüfungen veränderte sich. Die Studenten haben am Ende ihres Studiums zwei Abschlussprüfungen: ein Abschlussrigorosum

in den Disziplinen und eine Abschlussprüfung im Lehrerstudium. Diese Prüfung hat zwei Teile: eine Prüfung in Methodik und Pädagogik/Psychologie und die Verteidigung des Portfolios.

Die Verteidigung besteht aus einer PowerPoint-Präsentation des Portfolios in 15–20 Minuten, in der in erster Linie die Entwicklung des Lehrerseins betont wird. Die Präsentation wird nach verschiedenen Kriterien bewertet. Diese neue Form der Bewertung verlangt auch eine andere Einstellung vom Lehrer. Die IKT (Infokommunikationstechnologien) Kompetenzen sind nicht nur für die Studenten, sondern auch für die Lehrer unerlässlich.

Ich möchte an dieser Stelle ein bisschen ausführlicher auf das Portfolio eingehen.

Der Begriff bedeutete ursprünglich eine Brieftasche oder eine Sammelmappe. Im Bildungswesen bezeichnet das Portfolio eine Mappe, in der Dokumente gesammelt und aufbewahrt werden. Das Portfolio dokumentiert die Entwicklung der Studenten, es beinhaltet immer die Evaluation und Reflexion der eigenen Person, zeigt die Lerninhalte und auch die Erfahrungen. Im Portfolio spielen die Kompetenzen eine große Rolle. Die Arbeit mit dem Portfolio besteht aus mehreren Schritten: z.B.: Sammlung von Dokumenten, die Auswahl dieser Dokumente ins Portfolio, die Reflexion und Evaluation und die Präsentation des Portfolios.

Die Studenten unserer Hochschule arbeiten mit der digitalen Form des Portfolios, mit einem E-Portfolio. Das E-Portfolio (elektronisches Portfolio) hat eine ähnliche Funktion wie das Portfolio, nur die Form ist anders, und die Möglichkeiten sind nicht begrenzt. Das E-Portfolio befindet sich im Internet, es ist unter der folgenden Adresse zu erreichen: <http://eportfolio.ektf.hu/>. Die Studenten werden registriert und sie können einfach ihre Dokumente, auch Videofilme und Fotos hochladen. Sie sammeln die Materialien während des Studiums, einige Wochen vor der Abschlussprüfung werden die E-Portfolios geschlossen und nach einer Kriterienliste vom Methodiklehrer und von den Lehrern der Übungsschule bewertet. Die Studenten bekommen eine Note für das E-Portfolio.

Am Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur müssen die Studenten im Laufe des Studiums folgende Dokumente im Portfolio aufweisen:

Hospitationsberichte (5)

Unterrichtsentwürfe zu den Stunden, die während des Praktikums gehalten werden (8)

selbst gestaltetes Anschauungsmaterial

Der ausführliche Stundenentwurf zur Prüfungsstunde (mit allen Arbeitsblättern, Anschauungsmitteln, Fotos usw.)

Ein eigenes digitales Material (in Form einer PowerPoint Präsentation)

Ein selbst zusammengestellter Test zur Grammatik ODER zum Wortschatz UND ein eigenes Lese- ODER Hörverstehen mit Aufgaben

Selbstreflexion, Erfahrungen über das Praktikum (eine Seite)

Eigene Notizen über die Besprechung der Prüfungsstunde (eigene Meinung, Meinung der Gruppe, Meinung des Lehrers)

Die Bewertung vom Lehrer der Übungsschule (das Schulpraktikum, die Prüfungsstunde, andere Aufgaben)

Videoaufnahme von einer Unterrichtsstunde (min. 5 Min.)

Das E-Portfolio muss auch bewertet werden. Die Bewertungskriterien werden vom jeweiligen Lehrstuhl bestimmt und enthalten folgende Kriterien:

Wie ist die Unterrichtsplanung?

Wie sind die Unterrichtsentwürfe?

Wie erscheinen die Kompetenzen, die entwickelt werden müssen?

Werden Methoden, Techniken abwechslungsreich verwendet?

Wie werden die verschiedenen pädagogischen Situationen gehandhabt?

Wird alles altersgemäß organisiert?

Wie erscheinen die fachlichen Kompetenzen des zukünftigen Lehrers?

Wie werden die IKT Kompetenzen benutzt?

(Maximal 10 Punkte pro Aspekt)

Begriffsbestimmungen: Kompetenz/Lehrerkompetenz

Als nächstes Beispiel für die Neuigkeiten können auch die neuen Lehrerkompetenzen hervorgehoben werden, die auch in den so genannten KKK erscheinen. KKK (Képzési kimeneti követelmények) ist eine Abkürzung für ein Dokument in Ungarn, das die Anforderungen den zukünftigen Lehrern gegenüber enthält. Jede Institution, die sich mit der Lehrerausbildung beschäftigt, sollte die Lehrerkompetenzen schon bei der Zusammenstellung der Akkreditierungsmaterialien berücksichtigen. Diese Lehrerkompetenzen sind folgende:

Entwicklung der Schülerpersönlichkeit

Hilfeleistung bei der Gruppenarbeit

Planung des pädagogischen Prozesses

Entwicklung der Fertigkeiten und Fähigkeiten der Schüler mit Hilfe des Wissens

Entwicklung der Kompetenzen, die zum lebenslangen Lernen nötig sind

Planung und Lenkung des Lernprozesses

Anwendung verschiedener Mittel zur Auswertung

Fachliche Zusammenarbeit und Kommunikation

Selbstbildung, Fähigkeit, in Eigenverantwortung zu lernen

Die Frage nach der Kompetenzentwicklung wird schon seit einigen Jahren behandelt. Seit dieser Zeit stehen die Kompetenzen im Mittelpunkt pädagogischer Überlegungen.

Es gibt viele Möglichkeiten, was man unter diesen Begriffen verstehen kann. In Deutschland wird sehr oft die Definition von Weinert aus dem Jahre 2001 zitiert:

Kompetenzen sind „die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können.“

In Ungarn wird meistens die Begriffsbestimmung von Iván Falus (2005) akzeptiert:

„Kompetenz ist ein psychisches System, das das Wissen, die Einstellungen und die Motive einer Person in Bezug auf ein bestimmtes Gebiet beinhaltet, auf diese Weise ist eine erfolgreiche Tätigkeit möglich.“

„Die Lehrerkompetenzen beinhalten das Wissen, die Einstellungen und die Fertigkeiten, sie ermöglichen, dass der Lehrer auf einem bestimmten Gebiet sein Lehramt erfolgreich ausüben kann.“ (Falus 2005)

Kompetenz bedeutet also die Fähigkeit, mit Wissen gekonnt umzugehen. Das Lernen und das Wissen bekommen neue Inhalte.

Das kompetenzorientierte Lernen ist die Gegenwart und die Zukunft, nicht nur in der Schule, sondern auch schon im Kindergarten. Ohne Erwerb dieser Kompetenzbereiche dürfte niemand ein Lehrer-Diplom bekommen.

Die Wichtigkeit der IKT Kompetenzen kann man in der heutigen Welt nicht bestreiten. (Die wichtigsten Schlüsselkompetenzen sind: die mathematische und logische Kompetenz, die Sozialkompetenz, die IKT Kompetenzen (Informations- und Kommunikationstechnologien), die fremdsprachlichen Kompetenzen und die Lesekompetenz.)

Neue Ziele können mit ausschließlich traditionellen Methoden nicht mehr erreicht werden. Deshalb sind neue Formen des Lernens notwendig.

In der Lehrerbildung spielen also die neuen Methoden eine wichtige Rolle. Die zukünftigen Lehrer müssen sich den neuen Herausforderungen anpassen, sie müssen fähig sein, in den Schulen das kompetenzorientierte Lernen umzusetzen, die Schüler auf ein lebenslanges Lernen vorzubereiten. Das sollte unbedingt ein außerordentlich wichtiges Ziel der pädagogischen Hochschulen und Universitäten sein. Deshalb steht die Vermittlung neuer Qualifikationen und Kompetenzen für die Lehrer an der ersten Stelle. Ein vorrangiges Gebiet der Veränderungen ist das kompetenzorientierte Lernen. Mit neuen Lerntechniken und neuen Formen können die Studenten im Lehrstudium auf die neuen Herausforderungen vorbereitet werden. Kooperatives Lernen und Projektunterricht bieten die Möglichkeit, auch die Persönlichkeit der zukünftigen Lehrer zu entwickeln.

Die Lehrerkompetenzen, die während des Lehrerstudiums erworben und eingeübt werden sollen, hängen sehr eng mit den sozialen Fertigkeiten zusammen.

Probleme an den Hochschulen und Universitäten

An den Hochschulen und Universitäten sind große Veränderungen zu beobachten, die jedoch nicht immer positiv sind. Die Zahl der Studenten ist sehr hoch. Über Elitenbildung kann schon lange nicht mehr gesprochen werden. Deshalb können diese neuen Methoden eine unerlässliche Rolle spielen, natürlich nicht nur im Lehramtsstudium und im Fremdsprachenunterricht.

Traditionelle Studentengruppen gibt es an den Hochschulen und Unis nicht mehr, da seit vielen Jahren das Kreditsystem angewendet wird. Durch die Individualität wird die Kooperation aufgelöst. Deshalb ist es sehr wichtig, solche Situationen zu schaffen, wo die Studenten nur zusammen das gemeinsame Ziel erreichen können. So können sie auch lernen, wie man Kontakte aufbaut. Kontakte spielen nämlich heute im Leben der Menschen in allen Bereichen eine zunehmend große Rolle. Außerdem kann man sich kaum eine Arbeit vorstellen, wo man nicht mit anderen kooperieren muss. Oft fehlt die soziale Kompetenz gerade bei den Jugendlichen, die jetzt beginnen zu arbeiten.

Hier kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Universitäten und Hochschulen eigentlich Schulen im traditionellen Sinne sind? Oder: sind die Professoren an den Hochschulen und Unis auch Pädagogen? Tamás Kozma, der bekannte Erziehungswissenschaftler und Lehrer meint, dass drei verschiedene Personen in einem Universitätsprofessor stecken: ein Wissenschaftler, ein Beamter und ein Lehrer. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir gestehen, dass die Lehrer-Rolle oft an der letzten Stelle steht. Die Hochschul- und Universitätsprofessoren sind immer noch oft allwissende Wissensvermittler und Prüfer. Besonders in der Lehrerausbildung sollte es wichtig sein, neben dem Fachwissen z.B. Techniken von Konfliktlösungen, Empathie sowie soziale Kompetenzen zu erwerben und zu erweitern und die Entwicklung der Persönlichkeit der Studenten zu unterstützen.

Probleme der angehenden Lehrer

Angehende Lehrer können oft ihr theoretisches Wissen nicht in die Stunde einbringen.

Das Problem kann einerseits leider immer noch mit der Lehrerausbildung selbst begründet werden. Deshalb ist es wichtig, dass die Studenten die neuen Methoden und Techniken als Lernende erleben können. Während des Praktikums an der Schule sollen sie die Möglichkeit haben, mit den Kindern im Unterricht alles auszuprobieren. Wir können nämlich laut Statistik 95 Prozent von dem, was wir selbst unterrichten, behalten und erlernen.

Zweitens: wegen der zu vielen Aufgaben in der Unterrichtsstunde reduzieren die angehenden Lehrer ihre Handlungen auf erlebte Verhaltensmuster (Blömeke 2008). Dies beweist auch eine in Ungarn durchgeführte Studie. Nach diesen Untersuchungen bringen Lehrer mit viel Unterrichtserfahrung häufiger neue Methoden, neue Ideen in ihre Unterrichtsstunden ein als junge Lehrer. Dieses erstaunliche Ergebnis kann damit erklärt werden, dass sich die angehenden Lehrer auf ihre eigenen Erlebnisse in der Schule stützen, sie leben davon, wie sie selbst in der Schule lernten. Aber zur heutigen Zeit kann das nicht unbedingt ein gutes Vorbild sein. Die ‚älteren‘ Lehrer zeigen schon den Mut, etwas Neues auszuprobieren.

Beispiel aus der eigenen Unterrichtspraxis

Hierzu möchte ich einige Anmerkungen aus meiner eigenen Unterrichtspraxis als Methodiklehrerin machen. Im Studienjahr 2010/2011 studieren bei uns einige Lehramtsstudenten im Direktstudium. Mit einer Ausnahme haben sie schon alle ein Deutschlehrerdiplom, deshalb dauert für sie das Lehramtsstudium nur 2 Semester. Im Herbstsemester haben sie vier Methodikstunden pro Woche, im Frühlingsemester drei Stunden, so gibt es relativ viel Zeit nicht nur für das Erlernen, sondern auch für das Ausprobieren neuer Methoden und Arbeitsformen. In den ersten Stunden beschäftigten wir uns mit dem kooperativen Lernen. Sie lernten das kooperative Lernen mit Hilfe kooperativer Lerntechniken kennen. Sie hatten die Möglichkeit, viele Beispiele am eigenen Leib auszuprobieren, damit sie persönliche Erfahrungen über diese Arbeitsform sammeln konnten. In einigen Methodikstunden bearbeiteten wir die Theorie zum kooperativen Lernen – immer noch mit den verschiedensten kooperativen Lerntechniken. Zum Schluss hatten die Studenten die Aufgabe, zusammen eine Stunde mit möglichst vielen kooperativen Techniken für unsere Germanistikstudenten im ersten Studienjahr des BA-Studiums zusammenzustellen und auch durchzuführen. (Da ich Sprachpraxisstunden in dieser Studentengruppe habe, war es kein Problem, die Stunde abzuhalten.) Schon selbst die Arbeitsphasen, wie die Stunde aufgebaut wird, welche Aufgaben gegeben werden, wer was für die Stunde vorbereitet, wer welche Aufgaben bei der Stundenvorbereitung und Stundendurchführung übernimmt, verlangt neben dem fachlichen Wissen auch Kooperation. Die Entwicklung der sozialen Kompetenzen bekam – indirekt – eine sehr große Bedeutung. Die Stundenvorbereitungen wurden teilweise in den Methodikstunden gemacht, die anderen Aufgaben mussten die Studenten zu Hause vorbereiten. Die Stunde musste natürlich in die Semesterplanung der BA-Studenten thematisch passen, deshalb wurde das Thema eingeschränkt. Aber die Auswahl der Unterrichtsmaterialien und der Aufgaben wurde den MA-Studenten freigestellt.

Im nächsten Punkt werden die wichtigsten Informationen über die zusammengestellte und durchgeführte Deutschstunde gegeben, die zum Teil aus dem Stundenentwurf der Lehramtsstudenten entnommen wurden:

Zielgruppe: Germanistikstudenten im ersten Studienjahr

Gruppenzahl: 9 Studenten

Datum, Ort: 20. Oktober 2010, Eger, EKF, Gebäude B, Raum B 203

Dauer der Stunde: 90 Minuten

Thema: Familie, menschliche Beziehungen

Lernziel: Leseverstehen üben, Wortschatz erweitern, kommunikative Kompetenz entwickeln, soziale Kompetenzen erweitern, kooperative Lerntechniken ausprobieren

Lehrerin: eine Lehramtsstudentin aus der Gruppe

Sozialformen: kooperative Gruppenarbeit (Gruppenpuzzle), Gruppenarbeit, Einzelarbeit und Arbeit im Plenum

Materialien: Lesetext mit dem Titel „Signale der Liebe“ (Quelle: em Neu, Hauptkurs, Kursbuch Lektion 7. Liebe, Seite 102), Textteile auf bunten Blättern, Arbeitsblätter zur Worterklärung und zur Wortschatzerweiterung, Aufgaben aus dem Lehrwerk auf Kopien (richtig-falsch, Ziele des Textes), Zettel mit Instruktionen für die Gruppen und eine gezeichnete Uhr

Nach dem Einstieg, der in diesem Fall eine Vorstellung der Lehramtsstudentin war, die die Sprachpraxisstunde hielt, wurde das Thema der Stunde mit einem Assoziogramm eingeleitet. Der Hauptteil der Stunde konzentrierte sich auf ein Leseverstehen, das mit einer sehr verbreiteten Methode des kooperativen Lernens bearbeitet wurde – mit dem Gruppenpuzzle. Der Text wurde in drei Teile aufgegliedert und die MA-Studenten druckten die Textteile auf bunten Blättern aus. Die Germanistikstudenten hatten die Aufgabe, einander die eigenen Textteile zu erzählen, damit alle Gruppenmitglieder den ganzen Text kennen lernen. Dazu wurden zuerst die Studenten spielerisch in Gruppen gegliedert. Diese Gruppen werden im kooperativen Lernen Stammgruppen genannt. Jedes Gruppenmitglied zog einen Textteil (ein buntes Blatt). Jeder Student sollte seinen Text durchlesen und sich allein auf die Wiedergabe der wichtigsten Informationen vorbereiten. Nach einigen Minuten wurden die so genannten Expertengruppen gebildet, das heißt, die Studenten, die den gleichen Text hatten, bildeten die Expertengruppen, sie wurden Experten in ihrem Thema (z.B.: die Studenten, die ein grünes Blatt hatten, arbeiteten zusammen.) Diese Arbeitsphase hatte das Ziel, die Textteile zusammen zu bearbeiten, Unverständlichkeiten zu klären und einander zu helfen. Dann kehrten die Studenten in ihre eigentlichen Stammgruppen zurück, jetzt konnten schon alle ihre Textteile wiedergeben. Das Verstehen des Textes muss stets überprüft werden. In diesem Fall stellten die Lehramtsstudenten solche Aufgaben zusammen, die sich auf den ganzen Text bezogen. Im nächsten Teil der Stunde arbeiteten die Germanistikstudenten in traditionellen Gruppen und allein. Sie bekamen verschiedene Aufgabentypen, z.B.: richtige

Reihenfolge der Geschichte finden, Wortklärungsaufgaben, Begriffe gruppieren, Begriffe pantomimisch vorspielen, Richtig-falsch-Aufgaben und Übungen zur Wortschatzerweiterung. Im letzten Teil der Stunde wurde wieder mit dem kooperativen Lernen gearbeitet, in Form einer Diskussionsrunde. Die Germanistikstudenten hatten die Aufgabe, ihre Meinung zu einigen Fragen zu formulieren. Jeder Student bekam zwei bunte Karten (jeder eine andere Farbe). Jeder musste mindestens, maximal aber nur dreimal zu den Fragen seine Meinung äußern. Bei einer Frage wurde eine bunte Karte auf den Tisch gelegt. Diese Übung hatte das Ziel, dass jeder in der Diskussion zu Worte kommt. Studenten, die oft schweigen, waren auch gezwungen, sich zu äußern, und solche Studenten, die viel sprechen, mussten sich ein bisschen bremsen.

Der allerletzte Teil der Stunde war die Evaluation mit Hilfe einer Lernentwicklungsuhr. Die Frage lautete: Wie spät ist es bei euch? Diese Frage in dieser Form wurde von einer Studentin formuliert. Das Ziel war, die eigene Arbeit der Germanistikstudenten zu bewerten. Eine gezeichnete Uhr wurde an die Tafel geklebt. 12 Uhr bedeutete: ich bin mit meiner Arbeit sehr zufrieden, 9 Uhr bedeutete: ich bin mit meiner Arbeit ziemlich zufrieden usw. 1 Uhr bedeutete: ich bin mit meiner Arbeit gar nicht zufrieden.

Die Reflexion der Studenten war eindeutig positiv, die Germanistikstudenten fanden die Stunde interessant und lustig. Die Lehramtsstudenten meinten, dass die Gruppe sehr aktiv war, denn alle arbeiteten mit. Sie waren der Meinung, dass sie in ihrer Arbeit die kooperativen Methoden sicherlich einsetzen werden. Die Stunde hatte damit ihre Zielsetzungen erreicht.

Schlussgedanken

Mit diesen Stunden kann ich als Methodiklehrerin gleichzeitig viele Ziele erreichen. Einerseits können die Lehramtsstudenten eigene Erfahrungen über neue Methoden sammeln, dann diese als Lehrer auch ausprobieren. Während ihrer Schuljahre waren sie leider nicht daran gewöhnt, mit neueren Methoden zu lernen. Sie müssen das jetzt lernen, sonst werden sie als Lehrer in ihren Stunden nie diese Techniken anwenden.

Andererseits haben die Germanistikstudenten schon in ihren ersten Stunden an der Hochschule die Möglichkeit, neue Arbeitsformen kennen zu lernen, sie werden schon ganz am Anfang des Studiums dazu ‚gezwungen‘, zusammen zu arbeiten und die Verantwortung innerhalb der Gruppe zu übernehmen. Sowohl als Methodiklehrerin als auch als Deutschlehrerin verwende ich in meiner Praxis oft nicht nur traditionelle Methoden, denn ich bin überzeugt, dass in unserer veränderten Welt die Studenten neue Kompetenzen nur mit neuen Methoden erreichen können.

Literatur

- Blömeke, Sigrid/Kaiser, Gabriele/Lehmann, Rainer (Hg.) 2008: Professionelle Kompetenz angehender Lehrerinnen und Lehrer. Münster: Waxmann Verlag GmbH.
- Falus, Iván 2005: Képesítési követelmények – kompetenciák – sztenderdek. In: Pedagógusképzés 1–2/2005, 5–16.
- Falus, Iván/Kotschy, Beáta 2006: Kompetencialapú tanárképzés: divatos jelszó vagy a megújulás eszköze? In: Pedagógusképzés 3–4/2006, 67–75.
- Green, Norm/Green, Kathy 2007: Kooperatives Lernen im Klassenraum und im Kollegium. Das Trainingsbuch. Seelze-Velber: Kallmeyer-Klett.
- Konrad, Klaus/Traub, Silke 2010: Kooperatives Lernen. Theorie und Praxis in Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH.
- Kozma, Tamás 2004: Kié az egyetem? Budapest: Új Mandátum Könyvkiadó.
- Lencse, Máté 2010: Módszertani kérdések a felsőoktatásban. Taní-tani. Alternatív iskolai folyóirat. 1/2010, 37–42.
- Weinert, F. E. 2001: Vergleichende Leistungsmessung in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit. In F. E. Weinert (Hrsg.): Leistungsmessungen in Schulen. Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 17–31.
- Wicke, Rainer E. 2009: Alter Wein in neuen Schläuchen? Wie heißt das nun wirklich – Kooperatives Lernen oder Gruppenarbeit? In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts. Heft 41/2009, 40–44.
- www.ektf.hu (Zugriff am 10.03.2011)

Messung der Kompetenzerwartungen der Arbeitgeber in der Region Nordungarn

Ilona Kinga Bárdos, István M. Vas

1. Einführung, Problemstellung

Seit der Wende im Jahre 1989 erfolgten in Ungarn grundlegende Änderungen – Übertritt zur Marktwirtschaft, Umwandlung des politischen Systems, Stärkung der Globalisierungsprozesse, Beitritt zur EU, demographischer Rückgang –, die auf unsere Berufsbildung einen Einfluss ausübten. Für die berufsbildenden Schulen – unabhängig vom Grad der Ausbildung – bedeutet es eine große Herausforderung, den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes entsprechende Fachleute auszubilden. Da die Zahl der Auszubildenden Jahr für Jahr sinkt, wird der Wettbewerb unter den Schulen immer härter. Wenn eine berufsbildende Schule konkurrenzfähig bleiben möchte, muss sie Ausbildungen anbieten, die gefragt sind, und diese Ausbildung so durchführen, dass die jungen Arbeitnehmer am Ende der Schulung den Erwartungen der Arbeitgeber entsprechen.

Ein großes Problem stellt auch in Ungarn die Schrumpfung bestimmter Regionen dar (vgl. Kovács 2008). Wenn eine Region nicht konkurrenzfähig ist, die nötige Infrastruktur nicht vorhanden ist, beziehungsweise die Zahl und die Qualität der Arbeitsmöglichkeiten nicht ausreicht, führt dies zur Abwanderung. In den meisten schrumpfenden Regionen ist sowohl die Zahl der freien Arbeitsplätze als auch die der Arbeitslosen relativ hoch. Ein Grund dafür könnte die nicht entsprechende Qualifikation der ausgebildeten Fachleute sein.

Das hier beschriebene Problem wird oft von allen Seiten der Berufsausbildung (Arbeitgeber, Hochschulen und Universitäten, Studenten und Regierung) im Hochschulbereich zur Sprache gebracht. Die Ausbildungen sind nach den meisten Kritiken zu theoretisch, die Methoden oft veraltet und es gibt keinen richtigen Dialog zwischen der Berufsbildung und der Praxis. Es gab und gibt zwar Versuche, aber der Erfolg lässt noch auf sich warten.

Die ungarischen Hochschulen im 21. Jahrhundert müssen die Ansprüche des Arbeitsmarktes treffen, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen. Die Aufgabe der Hochschulen besteht darin, ihre Studenten auf die aktuellen Herausforderun-

gen des Arbeitsmarktes vorzubereiten. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Hochschulen die Ansprüche auf dem Arbeitsmarkt ständig prüfen. Eine der besten und günstigsten Methoden dafür ist die DACUM (Developing a Curriculum), in deren Mittelpunkt die Kompetenz steht. Diese Methode ist besonders schnell und billig, wenn wir die zu einer Arbeit nötigen Kompetenzen bestimmen möchten. Die DACUM-Methode trägt wesentlich zur kompetenzbasierten Lehrmaterialentwicklung bei. Diese Methode fokussiert in erster Linie auf den Arbeitsprozess, basiert auf Teamarbeit und will das Tätigkeits- und Kompetenztool eines Berufes definieren. Aufgrund der Ergebnisse dieser DACUM-Methode können die Phasen der Kompetenzförderung ausgearbeitet werden:

- Definition des Inhaltes der Kompetenzförderung,
- Programmentwicklung,
- Ausbildungsorganisation,
- Bewertung,
- Standardisierung,
- Korrektion.

Im Mittelpunkt des Verfahrens stehen die zuständigen Mitarbeiter, die in einem bestimmten Arbeitsbereich erfolgreich sind. Mit ihrer Hilfe kann man die Aufgabengruppen, dann die einzelnen Aufgaben und die zur erfolgreichen Erfüllung dieser Aufgaben nötigen Kenntnisse, Fähigkeiten, Fertigkeiten, erwarteten Verhaltensformen, nötigen Materialien und Mittel, beziehungsweise die zukünftigen Trends des Berufes definieren (Henczi/Zöllei 2007). In Kenntnis dieser Informationen kann für den bestimmten Beruf ein sogenanntes Kompetenzprofil ausgearbeitet werden. Das Kompetenzprofil umfasst die Kompetenzelemente, die zur erfolgreichen Ausübung eines Berufes unerlässlich sind. Dieses Kompetenzprofil kann den Hochschulen bei der Kompetenzförderung ihrer Studenten als Ausgangspunkt dienen.

2. Ziel der Forschung

Ziel unserer Forschung war, mit Hilfe der DACUM-Methode zu ermitteln, über welche Kompetenzelemente die AbsolventInnen der Hochschule Károly Eszterházy verfügen sollen, wenn sie in ihrem Beruf erfolgreich arbeiten wollen. Es reicht nämlich nicht, einen Arbeitsplatz zu erwerben, man muss ihn auch behalten können. Da die Arbeitgeber zur Bewertung ihrer Mitarbeiter die oben beschriebene DACUM-Methode anwenden, gehen wir davon aus, dass es auch zum Erfolg unserer AbsolventInnen auf dem Arbeitsmarkt beitragen könnte, wenn wir diese Methode ebenfalls anwenden und die Ergebnisse in die Unterrichtspraxis umsetzen. Am Ende der Forschung stehen uns dann die Kompetenzprofile der einzelnen Studiengänge der Hochschule Károly Eszterházy zur Verfügung.

Unserer Meinung nach, wenn wir schon während des Studiums auf die Förderung der nötigen Kompetenzelemente Wert legen, haben unsere StudentInnen auf dem Arbeitsmarkt eine bessere Startposition und werden in ihrer Arbeit erfolgreicher sein, als wenn sie über die erwarteten Kompetenzelemente nicht verfügen würden. Außerdem brauchen die Arbeitgeber für die Kompetenzförderung keine Zeit und kein Geld, sondern sie können die jungen Mitarbeiter sofort einsetzen. Als Konsequenz steigt auch das Prestige der Hochschule Károly Eszterházy.

3. Vorausgegangene Forschungen

Als Vorgeschichte der aktuellen Forschung können wir drei abgeschlossene Forschungen erwähnen. Der Lehrstuhl für Managementwissenschaft an der Universität Szent István in Gödöllő führte 2001 im Auftrag des Ministeriums für Bildung eine nicht repräsentative Forschung durch. Es wurde erforscht, welche Kompetenzen die potenziellen Arbeitgeber von den Arbeitnehmern in den verschiedenen ungarischen Regionen erwarten. Zu unserer Forschung verwenden wir die dort benutzte Kompetenzliste, damit wir die Ergebnisse später vergleichen können. Der Fragebogen wurde im Jahre 2001 landesweit von 400 Unternehmen ausgefüllt. Wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit jedoch auf ein kleineres Gebiet (Region Nordungarn) und befragen die Arbeitgeber nur bezüglich der Absolventen der Hochschule Károly Eszterházy (Bajor u.a. 2001).

Die andere vorausgegangene Forschung war eine Messung der Erwartungen auf dem Arbeitsmarkt der Region Nordungarn. Sie wurde im Rahmen eines ROP-Projektes von dem Institut für Wirtschaft der Hochschule Károly Eszterházy durchgeführt. Von den ausgeschickten 2000 Fragebögen wurden nur 164 ausgefüllt. Diese Befragung enthielt jedoch keine ausführliche Kompetenzliste, so konnte man keine präzisen Kompetenzprofile erstellen (Papanek 2005).

Drittens können wir die Forschungen von István Vas zu seiner Dissertation an der Universität Eötvös Lóránd erwähnen. Er erforschte, welche Kompetenzelemente die potenziellen Arbeitgeber im Bezirk Eger und Umgebung von den Absolventen des Studienganges Wirtschaft und Management erwarten. Diese Forschung beschränkte sich jedoch auf den Bezirk Eger und Umgebung und auf den Bakkalaureatsstudiengang Wirtschaft und Management (vgl. M. Vas 2009).

4. Forschungsmethoden

Zu unserer Forschung wendeten wir sowohl primäre als auch sekundäre Techniken an. Zuerst bearbeiteten wir die zur Verfügung stehende ungarische und internationale Fachliteratur zum Thema. Aufgrund der Ergebnisse konnten

wir dann die konkreten Methoden der Primärforschung festlegen. Zur Datenerhebung diente eine schriftliche Befragung mit Fragebogen. Wir besuchten die Befragten persönlich, da man bei der Bewertung der Kompetenzliste die Erklärung des Inhaltes bestimmter Kompetenzelemente brauchte. Zur standardisierten Erklärung wurde ein sogenanntes Kompetenzwörterbuch ausgearbeitet. Die Fragenden durften bei der Befragung nur diese Erklärungen vorlesen, damit sie die Befragten mit ihrer persönlichen Einstellung nicht beeinflussen.

Wir stellten die folgenden Forschungsphasen fest:

- den Kreis der Befragten definieren,
- die verschiedenen Verteilungen unter den Befragten in Betracht ziehen,
- auf Grund der Informationen die Fragen festlegen und dann den Fragebogen zusammenstellen,
- den Fragebogen testen,
- den Fragebogen aufgrund der Testergebnisse modifizieren,
- die Befragung durchführen,
- eine Datenbank in SPSS erstellen,
- die Daten in der Datenbank speichern,
- die Daten analysieren,
- die Ergebnisse deuten und erklären.

5. Basisinformationen

Im Rahmen der Forschung wurden 306 Personen befragt. Die Befragten verteilen sich aufgrund des Standortes ihrer Firma in drei Gruppen (siehe Tabelle 1.)

Komitatssitz	66,7 %
andere Stadt	21,4 %
Dorf	11,9 %
Insgesamt	100 %

Tabelle 1: Die Verteilung der Arbeitgeber der Befragten aufgrund des Standortes

Die Arbeitgeber der Befragten können wir in 11 Branchen einordnen (siehe Tabelle 2).

Produktion	11 %
Land- und Forstwirtschaft	7,6 %
Baugewerbe	1,9 %
Tourismus	4,3 %
Verkehr	6,2 %
Handel	4,8 %
Bildung	11 %
Finanzdienstleistungen, Bank, Versicherung	19 %
Sonstige Dienstleistungen	15,7 %
Interessenvertretung	1,4 %
Verwaltung	17,1 %
Insgesamt	100 %

Tabelle 2: Die Verteilung der Arbeitgeber der Befragten aufgrund der Branche

Was die Gründungszeit dieser Firmen betrifft, wurden sie etwa zu gleichen Teilen vor der Wende im Jahre 1989 (35,2 %), zwischen 1989 und 1994 (32,4 %), und nach 1994 (32,4 %) gegründet.

Die Verteilung der Arbeitgeber der Befragten aufgrund ihrer Besitzerstruktur zeigt uns die 3. Tabelle.

Mehrheitlich in ausländischem Privatbesitz	23,81 %
Mehrheitlich in ungarischem Privatbesitz	40,95 %
Mehrheitlich in staatlichem Besitz	12,86 %
Mehrheitlich in kommunalem Besitz	20,48 %
Mehrheitlich in kirchlichem Besitz	1,9 %
Insgesamt	100 %

Tabelle 3: Die Verteilung der Arbeitgeber der Befragten aufgrund der Besitzstruktur

Unter den Arbeitgebern findet man sowohl kleine, als auch mittelständische und große Unternehmen. Unser Muster ist also bezüglich des Standortes, der Branchenzugehörigkeit, des Gründungsdatums, der Besitzerstruktur und der Größe repräsentativ.

6. Ergebnisse

Wir baten die Befragten darum, insgesamt 105 Kompetenzelemente zu bewerten. Wir wollten herausfinden, welche Kompetenzelemente bei der Arbeitsleitung bei den untersuchten Arbeitsplätzen wichtig sind. Bei der Bewertung der einzelnen Kompetenzelemente konnten die Befragten von 5 Werten wählen:

- 1 = überhaupt nicht wichtig
- 2 = nicht so wichtig
- 3 = manchmal ja, manchmal nein
- 4 = wichtig
- 5 = sehr wichtig

Am Ende errechneten wir bei jedem Element einen Durchschnitt. Aufgrund des Durchschnittes erwiesen sich die folgenden 10 Kompetenzelemente als am wichtigsten (siehe Tabelle 4).

Kompetenzelement	Durchschnitt
Zuverlässigkeit	4,88
Pünktlichkeit	4,81
logische Denkweise	4,81
Präzision	4,80
Ehrlichkeit	4,77
Leistungsfähigkeit	4,76
Verantwortung	4,75
Gründlichkeit	4,70
Verstehen der Anweisungen	4,68
Aufmerksamkeit	4,67

Tabelle 4: Die 10 wichtigsten Kompetenzelemente aufgrund des ermittelten Durchschnittes

Aufgrund der Ergebnisse zeichnet sich das Bild des optimalen Arbeitnehmers in der Region Nordungarn ab. Der Arbeitsmarkt wünscht sich zuverlässige, pünktliche, ehrliche, präzise und logisch denkende Arbeitnehmer, die eine hohe Leistungsfähigkeit haben und die Anweisungen der Arbeitgeber sofort verstehen. Der optimale Arbeitnehmer verfügt also in erster Linie nicht über fachspezifische Kompetenzelemente, sondern über Kompetenzelemente, die auf die Qualität ihrer Arbeitsleistung einen Einfluss haben. Diese Kompetenzen können jedoch während der Bildung nur schwer oder nicht effektiv beeinflusst werden. Sie können eher entweder in den konkreten Arbeitssituationen oder in der jüngeren Lebensphase entwickelt werden, beziehungsweise können gegebene Fähig-

keiten sein. Die Entwicklung der nötigen Kompetenzelemente bedeutet also eine große Herausforderung für die Hochschule Károly Eszterházy.

Wir analysierten die Daten mit der ‚Hierarchical Clustering‘-Methode. Laut der Ergebnisse konnten die befragten Firmen in drei Gruppen eingeteilt werden:

- Zur ersten Gruppe gehören die Firmen, bei denen die Absolventen der Hochschule Károly Eszterházy vorwiegend als mittlere Manager arbeiten können. Bei diesen Firmen bewerteten die Mitarbeiter die für den guten Manager charakteristischen Kompetenzelemente besonders hoch: Bestimmtheit, Weitblick, Selbstbeherrschung und Delegation.
- Die zweite Gruppe bilden die Firmen, bei denen die Absolventen in erster Linie als ‚gute Bürokraten‘ einen Arbeitsplatz finden (Verwaltung, Interessenvertretung, Bildung, sonstige Dienstleistung). Von diesen Mitarbeitern erwarten die Firmen, dass sie die Anweisungen des Arbeitgebers verstehen und befolgen, ehrlich und anständig sind und gut kontrollieren beziehungsweise lernen können.
- In der dritten Gruppe findet man Arbeitsplätze, bei denen die Mitarbeiter ständigen Kontakt zu Menschen haben (Handel, Tourismus, Finanzdienstleistung, Bank oder Versicherungen). Auf diesen Arbeitsplätzen wird erwartet, dass die Arbeitnehmer über gute Kommunikationsfähigkeiten und soziale Fähigkeiten verfügen und mit Stress umgehen können.

7. Zusammenfassung

Um sich im immer härter werdenden Wettbewerb behaupten zu können, müssen die berufsbildenden Schulen – darunter auch die Hochschulen – die Erwartungen des Arbeitsmarktes beachten. Wir führten in der Region Nordungarn, wo die meisten Absolventen der Hochschule Károly Eszterházy nach Arbeit suchen, eine Befragung durch. Mit Hilfe der DACUM-Methode stellten wir ein Kompetenzprofil zusammen, das die Kompetenzelemente enthält, die die Arbeitgeber von ihren Mitarbeitern erwarten. Wir stellten fest, dass für den Arbeitsmarkt in erster Linie nicht die berufsspezifischen Kompetenzelemente wichtig sind, viel wichtiger sind die Kompetenzen, die die Qualität der Arbeitsleistung beeinflussen. Es ist eine große Herausforderung für die Hochschule Károly Eszterházy, ihren StudentInnen diese Kompetenzelemente zu vermitteln, da sie im Rahmen der Bildung nur schwer oder überhaupt nicht beeinflusst werden können.

8. Literatur

- Bajor, Tamás/Berki, Erzsébet/Erdeiné Horváth, Klára/Fekete, Rita/Kertész, János/Komor, Levente/Vekerdy, Ida/Pörzse, Katalin 2001: Az Európai gyakorlathoz illeszkedő munkaerő-piaci készségigény felmérés a magyar oktatás-képzés fejlesztése szolgálatában. Gödöllő: Szent István Egyetem Gazdaság- és Társadalomtudományi Kar Vezetéstudományi Tanszék.
- M. Vas, István 2009: Munkaerő-piaci kompetencia-igény felmérés az Egri Kistérségben. In: Szlávik János (Red.): *Periodica Oeconomica*. EKF Líceum Verlag, Eger. 90–100.
- Papanek, Gábor 2005: A felsőfokú végzettségűek tudás-vagyona és a munkaerő-piaci igények Észak-Magyarországon kutatás célja, módszerei. In: Kádek, István/Zám, Éva (Hg.): *Acta Oeconomica*. Eger: EKF Líceum Verlag, 7–19.
- Henczi, Lajos/Zöllei, Katalin 2007: *Kompetenciamenedzsment*. Budapest: Perfekt Verlag.
- Kovács, Tibor 2008: Az urbanizáció másik arca: a zsugorodó város problematikája. *Falu – Város – Régió*. Nr. 2, 57–61.